Ein

preußischer Officier.

Nach den

Aufzeichnungen eines im Felde Gebliebenen

bearbeitet

von

Julius von Wickede.

Dritter Theil.

Motto: Ich diene.

Hannover.
Carl Rümpler.
1872.

Inhalts-Verzeichniß.

Dritter Theil.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Völlige Herstellung in Teplitz. Uebertritt fremder Officiere in unsere Regimenter. Verschmelzung der meisten kleinen deutschen Kontingente mit dem preußischen Heere. Meine Kommandirung als Bataillons-Adjutant in ein kleinstaatliches Kontingent. Dienstliche und sociale Verhältnisse daselbst.

Der Roman meines Lebens war in Teplitz beendet, der Dienst und der Ernst trat wieder in seine volle Geltung. Mein Arm war durch den Gebrauch des Bades vollständig genesen; Gott hatte es gnädig gefügt, daß auch nicht die mindeste Schwäche zurückgeblieben und so konnte ich mich wieder mit voller Kraft des Geistes wie Körpers, meiner Pflicht hingeben. Und für einen jungen diensteifrigen Officier gab es im Sommer 1867, gar überreiche Gelegenheit zur angestrengtesten Beschäftigung. Die vielen glücklichen Folgen des siegreichen Feldzuges von 1866, traten jetzt immer mehr hervor und veranlaßten auch eine große Umänderung in allen militärischen Verhältnissen von Norddeutschland. Durch die Einverleibung von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt, welche uns den Krieg erklärt und von uns in offenem, ehrlichen Kampfe vollständig besiegt waren, in

das Königreich Preußen, ward eine große Vermehrung unseres Heeres herbeigeführt. Als echter Preuße konnte ich mich nur aufrichtig freuen über diese Vergrößerung meines Vaterlandes. Wenn ich bisher mit aufmerksamen Blick die Landkarte betrachtete, mußte die geographische Lage Preußens, stets mein Bedauern erregen. Oben von Memel hart an der russischen Grenze zog unser Königreich sich wie ein dünner, langgestreckter Darm bis nach Saarlouis mitten durch ganz Deutschland hindurch und hatte dabei noch den Uebelstand, daß es durch das dazwischen liegende Königreich Hannover in zwei getrennte Theile, einen östlichen und einen westlichen zerschnitten wurde. In militärischer Hinsicht war diese Lage mit den langen, schlecht geschützten Grenzen so ungünstig als nur möglich, und machte die Anlage und Erhaltung sehr vieler kostspieliger Festungen und die Organisation eines sehr starken Heeres nothwendig. Welch ungleich günstigere Grenzen erhielten wir aber jetzt durch diese neuen Erwerbungen, und wie ward von nun an Preußen nicht blos mehr dem Namen nach, sondern auch durch die Größe seines Umfanges, eine wirkliche Großmacht. Und welch tüchtige Bewohner brachten uns jetzt Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau und die anderen kleinen Erwerbungen! Die besten und kräftigsten Stämme Deutschlands wohnten daselbst, und so durften wir mit Recht hoffen, daß wir aus dem Kerne ihrer männlichen Jugend, die, Dank sei es der allgemeinen Wehrpflicht, von jetzt an in unser Heer eintreten mußte, in sehr kurzer Frist neue Regimenter schaffen

konnten, welche es in kriegerischer Tüchtigkeit mit unseren besten altpreußischen vollkommen aufnehmen würden. Freilich Mühe und unausgesetzte Anstrengung kostete dies und besonders wir altpreußischen Officiere, die hier als Lehrmeister auftreten sollten, durften unsere Kräfte wahrlich dabei nicht schonen. Eine Menge von Officieren aus jenen, von uns jetzt in Besitz genommenen Ländern, trat nunmehr ebenfalls in unsere Armee ein. Ich begreife und ehre den Schmerz aus voller Seele, den diese Männer darüber empfinden mußten, daß die Fahnen, unter denen sie bisher treu und mit Ehren gedient und welche zum Theil, wie besonders auch die hannoversche, eine vielhundertjährige ruhmvolle Geschichte gehabt hatten, von nun an gänzlich verschwinden sollten. Es muß für sie ein unendlich trauriges Gefühl gewesen sein, als die braven Regimenter, in denen sie, ja vielleicht sogar ihre Väter und Großväter gedient, jetzt aufgelöst wurden und ich kann mich so ganz in die Gefühle dieser Officiere versetzen. Der Gedanke, daß sie selbst ihre Pflicht treu erfüllt hatten, es Gottes Fügung war, durch welche unsere Siege allein uns möglich wurden, und wie auch durch die Erstarkung von Preußens Macht, zugleich die Kraft von ganz Deutschland wuchs und unser Staat durch seine ganze Geschichte dazu berufen war, den festen Kern eines einigen, mächtigen Deutschlands zu bilden; dies allein und nichts Anderes konnte und mußte ihnen in jenen schweren Tagen die nöthige Kraft verleihen. Daß aber alle diese Officiere aus den jetzt von uns einverleibten Staaten, nicht früher

ihren Dienst verließen und in unser Heer eintraten, bevor sie von ihren Monarchen und Kriegsherrn förmlich ihres Fahneneides entbunden waren und die Genehmigung dieses Uebertrittes erhalten hatten, war nur zu billigen und konnte unsere Achtung vor ihnen nur erhöhen. Fahnenflüchtige Abenteurer, gesinnungslose Demokraten, für welche die Heiligkeit eines geschworenen Eides, ein schon längst überwundener Standpunkt ist, und politische Intriguanten und Achselträger, wie dies leider so viele französische und italienische Officiere sind, die oft schon ein halbes Dutzend Eide allen möglichen Staatsformen geleistet haben, wollen und können wir in unserem preußischen Officierskorps nicht gebrauchen, sondern stoßen solche Menschen, wenn sie sich ab und zu einmal vereinzelt unter uns verirren sollten, sogleich aus unserer Mitte wieder aus. Wir sind stets der Hort wahrhaft conservativer, echt ritterlicher Gesinnung gewesen und werden dies mit Gottes Hülfe, auch für alle fernere Zukunft bleiben. Würden Pflichttreue, Religiösität und unbedingte Hingebung für unseren König und Kriegsherrn aus der Reihe der preußischen Officiere verschwunden sein, dann dürfte auch die Kriegstüchtigkeit unseres ganzen Heeres dadurch ihre Hauptkraft verloren haben und sollten wir auch die besten gußstählernen Geschütze und die weittragendsten Zündnadelgewehre besitzen! Deutschlands innere wie äußere Feinde könnten aber über solche Schwächung unseres Heeres nur jubeln, denn es würde dann nichts vorhanden sein, was ihnen Widerstand zu leisten vermöchte und die Zertrüm-

merung unseres kaum gegründeten Reiches, möchte ihnen gar leicht gelingen.

So begrüßten wir die vielen Hunderte von hannoverschen, hessischen, nassauischen und anderen Officiere, welche in unser Heer eintraten, mit Freuden und nahmen sie gerne als Kameraden in unsere Mitte auf. Es war wirklich die Elite der kriegstüchtigsten Officiere aus jenen Kontingenten, welche jetzt in die preußische Armee traten. Fast alle älteren Herren, die körperlich nicht mehr kräftig und geistig nicht mehr regsam genug waren, um den vielen Anforderungen, welche mit Recht an einen preußischen Officier gemacht werden zu genügen, zogen es vor, lieber ihre wohlerworbene Pension zu nehmen, als noch in diese neuen, ihnen ungewohnten Verhältnisse mit überzutreten. So erhielten wir fast nur kräftige Männer. Auch manche Officiere, die nur des Vergnügens wegen oder um einige Jahre die bunte Uniform zu tragen gedient hatten, oder welche mehr Höfling als Soldat waren, wie man so manche in den kleinen Kontingenten trifft, und die immer größeren Ruhm darin setzten auf einem Hofball einen Kotillon elegant anzuführen, als eine Schwadron oder Kompagnie tüchtig zu kommandiren, unterließen mit Recht diesen Uebertritt. Weshalb sollten sie sich auch die Unbequemlichkeiten und Lasten davon aufladen, da sie es bei uns in Preußen wahrscheinlich doch zu nichts gebracht und ihre Neigungen nur geringe Befriedigung gefunden haben würden. Daß es übrigens selbst den tüchtigsten fremden Officieren, welche jetzt in die preußische Armee

traten, in der ersten Zeit ihres Eintritts gar nicht sonderlich bei uns gefiel, will ich gerne glauben. Der Dienst ist strenger, die Anforderungen an die Thätigkeit eines Jeden sind größer und die Formen vielleicht herber, als dies in irgend einem anderen deutschen Heere der Fall war. Es ist bei uns glücklicher Weise noch manche Spur von der unablässigen Thätigkeit, welche Friedrich der Große selbst übte, aber auch mit großer Strenge von allen Beamten und Officieren seines Staates forderte, vorhanden. Auch die neuen Garnisonen mögen manchen fremden Officieren im Anfang nicht behagt haben. Wer von Wiesbaden nach Inowraclaw oder von Hannover nach Polnisch-Lissa versetzt wurde, der konnte auch wohl nicht sonderlich mit seinem neuen Aufenthaltsort zufrieden sein und mochte leicht Vergleichungen anstellen, die grade nicht allzu vortheilhaft für das was er erhalten hatte, ausfielen. Das half nun aber Alles nichts, diese Uebergangszeit mußte nothwendig durchgemacht werden und so schwer ihnen auch vielleicht der erste Anfang war, so wohl und zufrieden fühlen sich jetzt Viele der neu eingetretenen Officiere aller Grade in den Reihen unseres Heeres, und gereichen unserem Officiercorps zur Ehre und Zierde, wie sie selbst auch von allen ihren Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen geachtet und geehrt werden.

Aber nicht allein die Regimenter der jetzt in den preußischen Staat einverleibten, früheren selbstständigen Länder wurden mit unserem Heere verschmolzen, sondern auch die meisten Kontingente der souverain gebliebenen

norddeutschen Staaten, traf mit Recht ein gleiches Schicksal. Mit diesen vielen kleinen verschiedenen Kontingenten, war früher eine große Spielerei in Deutschland getrieben und sie hatten viel Geld gekostet, ohne dafür in rein militärischer Hinsicht grade sonderlichen Nutzen zu gewähren. Was half es, wenn auch manche Officiere noch so tüchtige Männer waren, und einzelne Bataillone und Schwadronen oft im besten Zustand sich zeigten, sobald in dem Ganzen keine Uebereinstimmung und Harmonie stattfand und überall die größte Zerfahrenheit und Verschiedenheit herrschte. Das hörte von jetzt an glücklicher Weise auf und das ganze norddeutsche Bundesheer unter unseres Königs von Preußen Oberbefehl, erhielt gleiche Bewaffnung, Ausrüstung und Organisation. Wenn auch im Einzelnen noch manche kleine Absonderlichkeiten blieben und die Sachsen z. B. ihre Waffenröcke absichtlich um eine Handbreit kürzer machten, als wir Preußen sie trugen, damit man den sächsischen Lieutenant auch schon von hinten auf 50 Schritte erkennen konnte, oder der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz zur Wahrung seiner Souveränitätsrechte, seinem einzigen Bataillon goldgestickte Kragen und goldene Schärpen gab, darauf kam es weiter nicht an, so wie nur das Ganze in seinem Wesentlichen aus gleichem Gusse formirt wurde. Um dies aber am Schnellsten und Vollkommensten zu erreichen, wurden viele Officiere aus allen diesen kleinstaatlichen Kontingenten in die preußische Armee versetzt und an ihre Stelle traten altpreußische Officiere. So geschahen denn jetzt im Frühling und

Sommer 1867, gewaltige Veränderungen in allen unseren preußischen Officiercorps und beinahe in jedem Regimente wurden Dutzende von Officieren versetzt. Es war wirklich, als ob eine große Völkerwanderung in allen Garnisonen eingetreten sei, so viele Officiere zogen hin und her, und manche Familien hätten am Besten gethan, nur gleich im Wagen ihre Wohnung aufzuschlagen nach Art der reisenden Schaubudenbesitzer, auf einer solchen beständigen Wanderung von Osten nach Westen, Süden nach Norden des norddeutschen Bundes, waren sie begriffen. Solch vielfaches Umherziehen hat besonders für die verheiratheten Officiere große Unannehmlichkeiten und ihre Familien müssen stark darunter leiden; es war jedoch bei den vielfachen Reorganisationen und namentlich auch bedeutenden Vermehrungen, welche die preußische Armee seit den letzten 10 Jahren erhalten hat, gar nicht zu vermeiden. Am meisten habe ich stets die Kinder dieser so vielfach umhergeworfenen Familien beklagt. Solch armes Kind, dessen Vater fast alljährlich seinen Wohnsitz wechseln muß und bei dem es als eine Ausnahme zu betrachten ist, wenn der Aufenthalt in einer Stadt wirklich einmal einige Jahre dauert, kennt kaum eine Heimath, das schöne Gefühl der Heimathsliebe geht ihm verloren und von dem Werthe wirklicher Jugendfreundschaften für das ganze fernere Leben, hat es keine Ahnung. Es muß dies eine große Lücke im Leben eines solchen Kindes geben, und wenn auch vielleicht die rein geistige Ausbildung nicht darunter leidet, ja die Gewandtheit, sich überall schnell zurechtzufinden und mit neuen Menschen leicht zu ver-

kehren, dadurch vermehrt werden kann, so dürfte die Tiefe des Gemüths nur zu oft geschädigt werden. Ich wenigstens möchte das Gefühl der Heimath, welches ich dem Umstande verdanke, daß ich vom 8. bis 18. Jahre ununterbrochen in einer Stadt lebte, nicht um Vieles missen. Doch der Dienst erfordert nun einmal diese vielen Versetzungen in unserem Heere, und mit vollem Rechte muß ihm alles Andere unbedingt untergeordnet werden. —

Der Aufenthalt der preußischen Truppen in Sachsen ging jetzt zu Ende, da die königlich sächsische Armee ihre Organisation allmählich so weit beendet hatte, um den gesammten Garnisonsdienst im Königreich wieder übernehmen zu können. Mit vollem Rechte hatte unser König befohlen, daß die sächsische Armee im Wesentlichen vollständig nach preußischem Muster reorganisirt würde, in kleinen unwesentlichen Nebendingen aber dem sächsischen Partikularismus freier Spielraum gelassen werden dürfe. Die wirklich tüchtigen sächsischen Officiere, freuten sich über diese Reorganisation und sahen ein, daß die Truppen ihres Heimathlandes, fortan als XII. Armeecorps des norddeutschen Bundesheeres, eine ungleich höhere Stellung einnehmen würden, als dies bisher, wo sie einen Theil der unbrauchbar organisirten deutschen Bundesarmee bildeten, der Fall sein konnte. Freilich gab es auch im sächsischen Heere einzelne Herren, welche so giftige Preußenhasser waren, daß sie auch jetzt noch, trotz aller Großmuth, welche unser König grade vorzugsweise gegen Sachsen geübt hatte, sich von einem Gefühle

des Hasses und der Feindseligkeit gegen uns Preußen, nicht lossagen konnten. Immerhin, es muß auch solche Leute geben, und daß ihre feindliche Gesinnung weiter keinen Schaden anstiften kann und ihre Unzufriedenheit sich auf Klatschen und Murren und ohnmächtiges Intriguiren in einigen Salons beschränken muß, dafür ist gesorgt worden. Ich muß bekennen, daß ich oft inniges Mitleid mit allen solchen Menschen hege, deren Particularismus so kleinlich ist, daß sie die großen Errungenschaften des Jahres 1866, nicht einsehen können oder auch nicht wollen. Die Freude über das mächtige Werk der deutschen Einheit zu dem auf dem blutigen Schlachtfeld bei Königgrätz das feste Fundament gelegt wurde, geht ihnen dadurch verloren und das stolze Gefühl, je nach ihren Kräften und ihrer Lebensstellung daran mitgeholfen zu haben, müssen sie entbehren. Wahrlich, sogar der preußische Trainsoldat, der mit unverzagtem Muthe seinen Pulverkarren mitten in das feindliche Geschützfeuer fuhr, um der Batterie die zur Fortsetzung des Kampfes nothwendige Munition zu bringen, hat gerechten Grund, auf seine Theilnahme an dem Werke der deutschen Einheit stolz zu sein, während so manche hochgestellte Diplomaten und Hofleute, die fortwährend, oft aus den kleinlichsten persönlichen Motiven, intriguirten und wühlten, sich dieses glücklicher Weise vergeblichen Treibens wegen schämen müßten. Wenn ich je dem Geschicke dankbar bin, ein preußischer Officier geworden zu sein, so war dies besonders im Jahre 1866 der Fall, denn ich konnte mich so ganz mit vollem unge-

theilten Herzen, des mächtigen Werkes welches wir damals begründeten, erfreuen, ohne dabei durch irgendwie andere Rücksichten gehindert zu sein und mit Stolz bekennen, auch mein Blut dafür vergossen zu haben. —

Im Anfang Juni erhielt ich überraschend den Befehl, daß ich als Bataillons-Adjutant auf unbestimmte Zeit zu einem kleinen norddeutschen Kontingent, welches der preußischen Armee einverleibt werden sollte, kommandirt sei. Ich schied jedoch vorläufig noch nicht ganz aus meinem jetzigen Regimente aus, sondern wurde als aggregirt bei demselben geführt. Es war ein sehr gemischtes Gefühl, mit dem ich diesen Befehl empfing. Auf der einen Seite mußte ich mich natürlich darüber freuen, denn es lag eine Anerkennung meiner Tüchtigkeit und meines bisherigen Verhaltens darin. Nur Officiere, von denen man überzeugt war, daß sie den Dienst gründlich kannten und in all und jeder Hinsicht dem Stande eines preußischen Officiers volle Ehre machten, wurden zu solchen Kommandos ausgesucht. Daß ich als junger bürgerlicher Lieutenant ohne Vermögen und ohne die mindeste Protection in Berlin zu haben, zu der Zahl dieser Officiere gehörte, gab mir die frohe Ueberzeugung, meine Vorgesetzten wären mit meinem bisherigen Verhalten zufrieden. Auf der anderen Seite war mir jedoch diese abermalige Versetzung, nicht sonderlich erwünscht. Ich stand erst ein Jahr in meinem jetzigen Regimente, fühlte mich kaum recht heimisch in dessen Officierkorps und sollte nun schon wieder daraus scheiden. Besonders auch die Trennung von meinem Bataillons-Kommandeur, in welchem

ich das wahre Muster eines höheren preußischen Officiers wie er sein soll, verehrte, und von dem ich jetzt, da ich sein Adjutant war und deshalb mit ihm in tägliche nähere Berührung kam, schon so Vieles gelernt hatte und noch viel mehr zu lernen hoffte, that mir sehr leid. Auch hatte ich die Absicht, mich später zum Besuch der Kriegsakademie in Berlin zu melden, und dies ward durch das jetzige Kommando, vorläufig wenigstens, verhindert. Es sollten auch die Verhältnisse in der Garnisonsstadt, wohin ich kam, wie ich hörte keineswegs angenehm sein. Der Fürst des Landes gab nur nothgedrungen den Anforderungen nach, sein kleines Kontingent mit der preußischen Armee zu verschmelzen und hätte viel lieber seine volle Souveränität ungeschwächt erhalten. Auch sollte am Hofe und in den höheren Kreisen der Gesellschaft sehr viel Partikularismus herrschen und man daselbst die Ergebnisse des Jahres 1866 ungleich mehr verwünschen, als sich darüber freuen. So konnte ich als preußischer Officier grade auf keinen allzu freundlichen Empfang in meinem neuen Aufenthaltsort rechnen und es war ein schwieriges, für mich gänzlich ungewohntes Terrain, auf welchem ich mich dort bewegen sollte. Ich sprach deshalb mit meinem jetzigen Bataillons-Kommandeur und äußerte mein Bedenken, ob ich den vielen Schwierigkeiten meiner neuen Stellung wohl gewachsen sein würde. Der aber lachte und sprach: „Beruhigen Sie sich darüber, mein Lieber, denn wenn ich nicht davon überzeugt wäre, so hätte ich meinen altem Freund N., der kommandirt ist, das Bataillon, zu dem Sie kommen, als

Major zu führen, nicht gerathen Ihre Versetzung dahin als sein Adjutant zu beantragen. Ich selbst verliere Sie zwar sehr ungern, allein ich glaube, daß ich ohnehin bald eine andere Stellung erhalte und Ihr neuer Posten Ihnen nur zum Nutzen gereichen kann. Nun nehmen Sie von mir noch folgende gute Lehren. Zuerst lassen Sie sich in Ihrem neuen Garnisonsorte womöglich niemals in politische Gespräche ein; die taugen überhaupt für keinen Officier viel und für Sie in Ihren dortigen Verhältnissen am Allerwenigsten. Sie können nicht verlangen, daß die Menschen und auch die Officiere in der kleinen Residenz, jetzt plötzlich gut preußisch gesinnt sind und sich freudig in die neuen Verhältnisse, die Manchem nicht geringe persönliche Opfer auferlegen, hineinfinden. Man muß ihnen Zeit dazu lassen und denken „Gut Ding will Weile haben", und wenn Sie daher auch manche Ansichten vernehmen, die Ihnen nicht zusagen, so schweigen Sie dazu und lassen sich nicht in unnütze Streitigkeiten darüber ein. „Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold," heißt überhaupt ein recht wahres Sprichwort, welches vorzüglich auch jeder junge Officier dringend beherzigen sollte. Sind die Angriffe, die Sie auf Preußen, unser Heer und gar auf unseren König hören sollten, aber so stark, daß Sie als preußischer Officier unmöglich dazu schweigen können, dann treten Sie sogleich mit voller Energie auf, und antworten den Leuten, von denen solche ausgehen, auch so kräftig, daß ihnen die Lust zum zweiten Mal gleiches in Ihrer Anwesenheit zu sprechen, ein für allemal vergeht. Bedenken Sie

aber wohl dabei, daß Sie Alles was Sie sprechen, mit dem Degen oder der Pistole vertreten müssen. Im Uebrigen brauche ich Ihnen nicht zu empfehlen, möglichst bescheiden und anspruchslos zu sein, sich vor jedem Renommiren und gar vor einem solchen mit Ihren kriegerischen Thaten sorgfältig zu hüten. Daß Sie als ein noch junger Officier schon Gelegenheit hatten, an zwei siegreichen Feldzügen theilzunehmen und bereits 5 Dekorationen auf Ihrer Brust tragen, ist ein großes, unverdientes Glück, für welches Sie Gott nicht dankbar genug sein können, sich aber vorsehen müssen, nicht damit zu prahlen. Das Bataillon, zu welchem Sie jetzt kommandirt sind, hatte noch keine Gelegenheit, sich kriegerische Lorbeeren zu erwerben, und Sie werden selbst Hauptleute darin finden, die noch niemals im feindlichen Feuer gewesen sind. Es ist dies aber ein reiner Zufall und hätten jene Männer nur Gelegenheit gehabt, vor den Feind zu kommen oder in einem größeren Heere zu dienen, so würden sie unzweifelhaft dasselbe wie unsere muthigsten Officiere geleistet haben. Es wohnt ein kräftiger, tüchtiger Menschenschlag in jenem Ländchen, der besonders in den Kriegen von 1813—15 sich sehr auszeichnete, und Sie werden Ihre Freude haben, was für stattliche Soldaten in dem Bataillon dienen. Vor einem liederlichen Leben, Trinken, Spielen und besonders vor Schuldenmachen, brauche ich Sie ebenfalls nicht zu warnen, denn ich weiß, daß Sie diese bösen Laster, durch welche leider alljährlich so manche tüchtige Officiere zu Grunde gehen, nicht besitzen. Im Dienst sein Sie stets streng gegen sich, wie

auch gegen alle Ihre Untergebenen und stimmen Sie nicht in das unverständige Geschrei jener Schwätzer mit ein, welche über übertriebene Dienststrenge, unnütze Pedanterie, veraltetes Kamaschenwesen und wie diese Phrasen noch weiter lauten, klagen und raisonniren. Nur durch Strenge im Dienst, ist unser Preußen das geworden, was es jetzt ist, ein von Feind wie Freund gefürchteter und geachteter Großstaat, und hätten wir unsere jungen Soldaten nicht unabläßig exercirt und geübt, so wären die Kriege von 1864 und 1866 schwerlich so schnell und entschieden von uns gewonnen worden, wie dies jetzt glücklicher Weise geschehen ist. Daß man aber zugleich ein dienststrenger und dabei auch ein humaner Officier sein kann und es die Pflicht jedes Vorgesetzten ist, für seine Untergebenen nach besten Kräften zu sorgen und ihnen ihre Dienstzeit so angenehm als möglich zu machen, wissen Sie ebenfalls. Dies sind die Ermahnungen, die ich Ihnen mein junger Freund, noch mit auf den Weg in Ihre neuen Verhältnisse gebe. Und nun reisen Sie mit Gott, seien Sie frisch und fröhlich; ich werde mich stets freuen, wenn ich Gutes von Ihnen höre, und mehr noch, wenn das Schicksal uns wieder zusammenführen und in dienstlichen Verkehr mit einander bringen sollte.“ Damit drückte der brave Mann mir noch einmal recht herzlich die Hand. Ich sollte ihn leider niemals wiedersehen. Sein Wunsch, für seinen König und Herrn auf dem Schlachtfelde den Soldatentod zu finden, ward erfüllt; er fiel als Einer der ersten Opfer des Feldzuges von 1870, in der Schlacht bei Wörth.

Mein Pferd verkaufte ich an meinen Nachfolger für denselben Preis, den ich dafür bezahlt hatte. Meinen bewährten Burschen mußte ich leider bei dem Bataillon zurücklassen, welche Trennung uns Beiden gleich nahe ging, und so reiste ich denn mit leichtem Gepäck und das Herz mit frischem Jugendmuth erfüllt, nach meinem neuen Garnisonsort ab. Es war eine kleine freundlich gelegene Residenzstadt von ungefähr 6000 Einwohnern, welche mich für die nächsten Jahre meines Lebens aufnehmen sollte. Da die nächste Eisenbahnstation noch über 3 Meilen davon entfernt lag, so mußte ich den letzten Theil meiner Reise mit dem Postwagen zurücklegen. Zahlreiche Passagiere füllten den großen Wagen. Schon die Zusammensetzung dieser Gesellschaft und die vielen Titel, mit denen sich die Herren unausgesetzt anredeten, bewiesen deutlich, daß ich mich der fürstlichen Residenz eines kleinen Ländchens näherte. Da war ein recht behäbiger Herr mit einer goldenen Brille, der von den Anderen stets mit großer Hochachtung behandelt und beständig „Herr Geheim-Hofrath" titulirt wurde; ein anderer Herr mit rother Burgundernase und stattlichem Bäuchlein, führte den Titel „Herr Ober-Hofküchenmeister", während der dritte wieder ein „Ober-Hofmarschallamts-Sekretär" war und neben mir ein „Herr Geheimer Sanitätsrath" Platz genommen hatte. Gegen mich benahmen sich alle diese Herren sehr höflich und artig, sahen aber meine preußische Uniform mit einer gewissen Scheu an und beantworteten alle meine Fragen ersichtlich ausweichend und mit diplomatischer Feinheit. Es war noch nicht fest be-

stimmt, welch Benehmen Serenissimus gegen die zu seinem Bataillon kommandirten preußischen Officiere annehmen würden und demnach, mußten pflichtgemäß auch diese Herren des Hofstaates ihr Betragen regeln. Der Postwagen und die 4 Pferde davor zeigten etwas von unseren preußischen Einrichtungen sehr Abweichendes; es waren ausrangirte Marstallpferde, wie mir der Postillon erzählte, und statt des alten Unterofficiers, der bei uns stets den Postkondukteurdienst versieht, fungirte hier ein ehemaliger Hoflakai. Sehr freundlich waren die Umgebungen des Städtchens, in welche unser Weg uns jetzt führte. Hübsche Parkanlagen zogen sich weit umher und prächtige Alleen schmückten die Wege. Man sah gleich, daß man sich keinem armen Landstädtchen, welches für die Verschönerung seiner Umgebung nicht viel Geld aufwenden kann, sondern einer fürstlichen Residenz, wo die Hofkasse aushelfen muß, näherte. Das Thor, durch welches wir einfuhren, war in altgriechischem Styl, freilich in sehr verkleinertem Maßstab und mit hölzernen Säulen statt der von Marmor, erbaut. Da grade die neue Wache aufzog, so hatte ich sogleich Gelegenheit, meine jetzigen Kameraden zu sehen. Die Leute waren groß und sehr stattlich, die Uniform elegant und bis auf einige Abzeichen ganz der eines preußischen Garde-Regiments gleich und der Officier, der die Wache kommandirte, sah untadelhaft elegant aus; selbst seine Taille mit der blinkenden Schärpe hätte in Berlin unter den Linden Wohlgefallen erregt. Doch war in dem Gepräge dieser, für eine kleine Stadt auffallend starken

Wache etwas, das einem preußischen Soldatenauge nicht gefiel; es fehlte das Feste, Bestimmte, echt Militärische und das Ganze sah mehr nach einem Hof, als nach einem Kriegslager aus. Das Städtchen mit seinen breiten, graden Straßen, fast gleichmäßigen Häusern, glich anderen kleinen Landstädten nicht im Mindesten; Handel, Wandel und Industrie waren auf den öden wie ausgestorbenen Straßen nicht sichtbar, dagegen sah man hin und wieder eine elegante Hofequipage, und die sehr vereinzelten Personen, selbst bis auf die Dienstmädchen mit ihren Armkörben, hatten in Anzug, Gang, Haltung und ganzem Wesen etwas, das unverkennbar ihre mehr oder minder enge Berührung mit dem Hofe zeigte, und wie ihre Thätigkeit ihm gewidmet oder ihr Unterhalt von demselben bezogen würde. Ein alter weißhaariger Mann in grüner Jägertracht, der zwei prächtige Schweißhunde an der Leine führte, wurde als „Hof-Hundejunge" bezeichnet.

So war denn gleich der erste Eindruck, den mein neuer Wohnort auf mich machte, in Allem und Jedem, im Großen und Kleinen ganz der, daß ich mich in einem Residenzstädtlein befände, wo sich Alles um den Hof drehe und man nur von diesem allein Lebensluft und Lebenssonne erwarte. Solcher Eindruck der ersten Stunde hat sich während der Jahre, die ich daselbst zubrachte, nicht im Mindesten verringert, sondern nur noch mehr verstärkt.

Mein neuer Kommandeur war am Tage zuvor eingetroffen, und ich meldete mich sogleich bei ihm. Er war

ein eleganter, stattlicher, reich mit Orden geschmückter Officier, der bisher stets bei der Garde in Berlin gestanden hatte und zu diesem schwierigen Posten, der zugleich einen Diplomaten wie Soldaten erforderte, und bei dem es auf gewandte hofmännische Manieren ebenso sehr, ja fast noch mehr als auf besondere militärische Fähigkeiten ankam, besonders ausgesucht. Ich wurde zwar wohlwollend, aber doch mit einer gewissen Herablassung von dem Oberstlieutenant empfangen, und dies hat auch während der 2 Jahre, daß ich sein Adjutant war, niemals eine Aenderung erlitten. Da ich, ohne mich zu rühmen, meinen Dienst und Alles, was zu den Pflichten eines preußischen Bataillons-Adjutanten gehört, genau kannte, mit der Feder gewandt und ein fleißiger Arbeiter war, so glaube ich, daß mein neuer Kommandeur mir stets seine Zufriedenheit schenkte und es nicht bereute, meine Versetzung in die jetzige Stelle veranlaßt zu haben. So lebten wir denn ganz gut mit einander und er war mir stets ein gefälliger Vorgesetzter, der mich auch häufig in sein Haus einlud und mich bei manchen Gelegenheiten, so z. B. durch seinen erfahrenen Rath bei dem Ankauf eines recht hübschen Reitpferdes, unterstützte. Näher gekommen bin ich ihm jedoch niemals und die unbedingte Hingebung, wie ich solche für meinen letzten Kommandeur hegte, fühlte ich für ihn nicht. Ich glaube auch kaum, daß er sonderlich hohen Werth darauf legte, von seinen Untergebenen geliebt zu sein.

Der Kreis meiner neuen Kameraden, in welchen ich jetzt eintrat, war sehr verschieden von dem, in welchem

ich bisher gelebt hatte. Die Officiere des Bataillons waren höflich, angenehm, recht gebildet und fast durchweg lauter Gentlemen, aber mit einzelnen wenigen Ausnahmen, konnte man sie kaum Soldaten, wenigstens in dem Sinne, wie wir Preußen dies verstehen, nennen. Die 4 Hauptleute waren schon ältere verheirathete Männer, gute Ehegatten und brave Familienväter, die alle ihre verschiedenen kleinen Passionen hatten. Der Eine war ein eifriger Nimrod, der Zweite ein vortrefflicher Dilettant auf dem Violoncell, der Dritte mit rother Nase und kahlem Kopfe, ein Gourmand, und der Vierte hätte als Gartendirector seinen Posten entschieden weit besser wie als Kompagniechef ausgefüllt. Um ihre Kompagnien kümmerten sie sich nicht mehr als grade unumgänglich nothwendig war, sie einigermaßen in Ordnung zu halten und einen Parademarsch leidlich auszuführen; sie sahen den Dienst mehr wie eine Plage als eine Ehre an und waren zu Hause im Hausrock weit lieber und auch weit häufiger, als in der Uniform auf dem Exercierplatz und in der Kaserne. Da sie bisher in dem kleinen Kontingente nur höchstens zum Bataillons-Kommandeur avanciren konnten, so war der Ehrgeiz längst in ihrer Brust erloschen; sie hegten kein Verlangen nach kriegerischen Lorbeeren, jede Veränderung oder gar ein Ausmarsch in das Feld, dünkte ihnen ein Gräuel, sie sahen ihre Stellen als eine einträgliche, ziemlich bequeme Sinecure an und wünschten nichts lieber, als noch recht lange im gewohnten ruhigen Schlendrian zu leben und ihr Brod in Ruhe und Frieden

zu verzehren. Da war es denn freilich schwer, bevor sie sich in den neuen Umschwung der Dinge fanden und nur halbwegs das leisteten, was mit vollem Recht von einem preußischen Kompagnie-Chef jetzt verlangt wird. Als das Bataillon 1868 vollständig in unser Heer einverleibt wurde, zogen es drei dieser Herren auch vor, in Pension zu gehen, und nur der Eine von ihnen, der Waidmann, eine derbe kräftige Persönlichkeit, nahm sich gewaltsam zusammen und ward noch ein guter Soldat, der jetzt ein Bataillon bei uns ganz leidlich kommandiren soll. Sehr verschieden zeigten sich die Lieutenants. Manche von ihnen waren Söhne des benachbarten Landadels, die eben nur Soldat geworden waren, um ein paar Jahre die hübsche Uniform zu tragen, in der Residenz ein lustiges Leben zu führen und sich dann auf ihre ererbten Güter zurückzuziehen. Der Dienst kümmerte diese Herren wenig, sie suchten solchen möglichst von sich abzuwälzen und den Unterofficieren, denen sie dafür aus ihrer Privatkasse manche Zulage zuwandten, aufzubürden. Einen militärischen Ehrgeiz kannten sie nicht, sich auszuzeichnen fehlte ihnen jeder Trieb und möglichst bald die Uniform eines adeligen Gutsbesitzers anzuziehen, war ihr eifrigster Wunsch. Einige andere Officiere waren elegante Hofmänner, gewandte Tänzer und galante Courmacher, die auf dem Parquete des fürstlichen Residenzschlosses sich ungleich heimischer fühlten und weit bessere Leistungen aufzuweisen hatten, als auf dem Exercierplatz. Es lag in Einigen dieser jungen Herren ganz guter Stoff, um dereinst noch tüchtige Officiere zu werden, doch bedurften

sie dazu einer ganz anderen und zwar strengeren Schule, als sie bisher gehabt hatten. Diese ist ihnen denn auch nach vollständiger Einverleibung des Bataillons in die preußische Armee, zu Theil geworden und hat bei Manchen ihre heilsame Wirkung nicht verfehlt. Ich glaube, daß sie jetzt darüber lachen, wie gering die Anforderungen an ihre militärischen Leistungen gestellt wurden und was von ihnen nunmehr im Vergleich zu ehemals gefordert wird. Die Unterofficiere des Bataillons waren brave, ehrenwerthe Männer, größtentheils mit Bürgerstöchtern verheirathet und vielfach eigene Hausbesitzer, die in Ruhe und Frieden ihre Kartoffel- und Kohlgärten bebauten und sich mehr als friedliche Bürger wie als rauhe Soldaten betrachteten. In Folge der Reorganisation suchten die Meisten dieser alten Veteranen vom Bataillon, auf eine oder die andere Weise fortzukommen, so daß es uns zuletzt sehr an Unterofficieren fehlte. Da die Stellvertretung noch herrschte und die allgemeine Wehrpflicht bisher nicht eingeführt war, so bestanden die Soldaten fast durchweg aus Bauerburschen oder Söhnen der untersten Stände, und vielen Stellvertreter, die oft an 8—12 Jahren ununterbrochen dienten, so 6—800 Thaler Stellvertretungsgeld sich zusammensparten und sich damit ein kleines Anwesen kauften. Ein fast durchweg sehr kräftiger, arbeitsamer und tüchtiger Menschenschlag, der sich vielfach durch körperliche Schönheit auszeichnet, bewohnt das kleine Ländchen und so erhielt auch das Bataillon einen so kräftigen Ersatz an Rekruten, wie es sich solchen nur

wünschen konnte. Es fehlte nur der treibende Geist, der strenge Dienst und der wahre militärische Ehrgeiz, um dies Bataillon auf eine Höhe zu bringen, welche der besten preußischen Truppe gleichkam. Woher hätten aber alle jene eben genannten Eigenschaften auch wohl in den bisherigen kleinstaatlichen Verhältnissen kommen sollen? Seit 1813 war das Bataillon nicht im Felde gewesen, ja kaum nur aus seinem Garnisonsstädtlein herausgekommen und hatte in Decennien an keinem großen Manöver Theil genommen. Selbst bei den Mobilmachungen in den Jahren 1830, 1848 und jetzt 1866, war das Bataillon erst stets zum Ausmarsch gekommen, wenn die Sache schon ihr Ende gefunden. Das Einemal hatte es an Fausthandschuhen und das andere Mal an Mützenschirmen gefehlt, um so schnell als dies nöthig gewesen sein würde auszurücken, und so war man stets zu spät gekommen. Wahrlich, wer sich ein recht klares Bild von der Kläglichkeit unserer kleinstaatlichen Verhältnisse in rein militärischer Hinsicht machen wollte, der fand hier hinreichende Gelegenheit dazu. Wie Vieles hat sich aber seit 1867 in Deutschland hierin zum Besseren geändert, und wie ward namentlich auch dies Bataillon, seit es vollständig der preußischen Armee angehörte, so durch und durch neu organisirt, daß es kaum mehr wieder zu erkennen ist. Freilich, Mühe und Ausdauer in nicht geringem Maße hat diese gänzliche Umänderung gekostet, und preußische Officiere, welche daran mit arbeiten mußten, konnten ihre Stellen wahrlich als keine Sinecuren ansehen. Daß ich auch hiebei, so weit es meine

bescheidene Stellung gestattete und meine Fähigkeiten ausreichten, mit meiner vollen geistigen und körperlichen Kraft mitwirken half, wird mir für mein ganzes ferneres Leben eine freudige und stolze Erinnerung bleiben, denn ich glaube dadurch nicht allein meinem Vaterlande Preußen, sondern auch dem ganzen vereinten Deutschland, je nach meinem Theil einen Dienst mit geleistet zu haben.

Nach dem Bataillon, meinen neuen Kameraden und den militärischen Verhältnissen des Landes, mußte mich in meinem neuen Aufenthaltsort zunächst auch das Fürstenhaus daselbst interessiren. Ich lebte ja in einem Städtchen, das durch und durch nur eine Residenz war, und wo der „Hof“ in alle Lebensverhältnisse fast der gesammten Einwohner hineinragte. Vom frühen Morgen bis späten Abend, all und überall hörte man nur vom „Hofe“ sprechen; die Marktweiber auf dem Gemüsemarkte verhandelten das Thema, ob und wann wieder bei Hofe eine große Tafel stattfinden und bei welcher Lieferantin der Oberhofküchenmeister die dazu nöthigen Eier oder Butter kaufen lasse, oder ob der Frau Meyer oder Schulze ihre Tochter vielleicht Hoffnung habe, die viel beneidete Stelle als hochfürstliches Scheuermädchen oder Geschirraufwäscherin zu erhalten, mit nicht geringerem Interesse und nicht minderen Eifer, als es an der Table d'hôte besprochen wurde, ob der Herr Sekretär bald den Titel eines „Geheim-Ministerialsekretärs“ erhalte und wie die adeligen Damen in ihren Soireen darüber stritten und intriguirten, ob die Prinzessin auch

wohl mit einem bürgerlichen Lieutenant tanzen dürfe, oder wen Serenissimus zu Allerhöchstihrem Geburtstag zum Kammerjunker zu ernennen geruhen werde. So kam ich denn jetzt in vollständig neue Kreise und wenn ich bisher fast nur von militärischen Verhältnissen gehört hatte und die preußische Rangliste und das Exercier- und Dienstreglement einen guten Theil des Gesprächsstoffs meiner früheren Kameraden liefern mußten, so hörte ich dafür jetzt desto mehr von Hofgeschichten und Rangverhältnissen. Was für eine Menge von Excellenzen und andere Herren mit hohen Titeln im Städtchen lebten, lernte ich bei der unumgänglich erforderlichen Visitenrundfahrt, zu welcher ein gefälliger Kamerad mir eine Liste aufgeschrieben hatte, recht erkennen. Da gab es einen „Oberstallmeister" und einen „Vice-Oberstallmeister", obgleich der ganze fürstliche Marstall nicht viel mehr als 40 Pferde enthielt, einen „Oberjägermeister", einen „Oberhofmarschall" und dazu noch ein Dutzend Kammerherren und Kammerjunker. Die Länge der Titel und der hohe Rang standen aber nicht mit den Gehalten, welche diese Herren erhielten, im Verhältniß. Im Gegentheil, letztere waren gewöhnlich nur sehr gering und die meisten obersten Hofchargen wurden von wohlhabenden Edelleuten umsonst bekleidet, welche sich mit den vornehmen Titeln und hohem Hofrang begnügten. Und ebenso zahlreich und im Allgemeinen auch schlecht besoldet, waren die höheren Regierungsbeamten. Da gab es zwei Staats- und Konferenzminister, Staats- und Geheime Ministerialräthe und Oberforstmeister

und Oberkonsistorial-Präsidenten. Man hätte glauben können, sich in der Hauptstadt eines ansehnlichen Königreiches und nicht in einem Ländchen, das hoch gerechnet kaum 100,000 Einwohner zählte, zu befinden, wenn man alle diese langen Titel hörte. Es kostete mir anfänglich viele Mühe, mich unter allen diesen Titulaturen durchzufinden, und doch wäre der mindeste Verstoß hiergegen, von den Betreffenden übel aufgenommen worden. Gar wir preußischen Officiere, welche hierher kommandirt waren, mußten in dieser Hinsicht doppelt vorsichtig sein, um nicht in den Ruf der Arroganz und des Uebermuths zu kommen. Daß man im Allgemeinen nicht sehr über die Umgestaltung des Bataillons erfreut war, konnte ich leicht merken. Unter den Männern gab es freilich manche Vernünftige, welche die dringende Nothwendigkeit hiervon vollkommen einsahen, aber besonders unter den Frauen aller Klassen, hatten wir nichts als entschiedene Gegner. Die elegante Hofdame, die mit einem jungen Officier verlobt war, wollte es nicht begreifen, daß ihr Bräutigam beim Dejeuné dansant sogar bei Hofe fehlen mußte, weil unser Bataillon an dem Tage grade ein Feldmanöver hatte und schmollte wochenlang mit mir, den sie für den gänzlich unschuldigen Urheber hielt, daß das Manöver nicht dem Hoffeste weichen mußte. Die Gattin eines Hauptmanns war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen, als ich ihr mittheilte, daß ihr Mann vielleicht nach Saarlouis an der französischen oder nach Rawicz an der russischen Grenze versetzt werden könnte; alles Orte, wo

von Höfen und Hoffesten auch keine Spur zu finden sei, und die Frau eines Unterofficiers machte mir einmal eine heftige Scene, als ich ihr kurz abschlug, mich für ihren Mann zu verwenden, der sehr verdienter Weise in Arrest gesteckt war, weil er ein häusliches Schweinschlachten für wichtiger als das Exerciren gehalten und deshalb um eine Stunde zu spät im Dienst erschien. Diese weibliche Opposition in dem Residenzstädtlein, hat uns preußischen Officieren manche schwere Stunden bereitet, und es erforderte oft nicht geringe Selbstüberwindung, um unseren heftigen Feindinnen bei ihren ungestümen Angriffen stets mit der Galanterie entgegen zu treten, auf welche die schönere Hälfte des menschlichen Geschlechts, nun einmal vollen Anspruch hat. Selbst die erlauchte Fürstin des Landes war von dieser Animosität nicht so ganz frei und sprach sich einmal in meiner Gegenwart über den Krieg von 1866 und dessen Ursachen und Wirkungen in einer solchen Weise aus, die ich nur aus dem Grunde, daß diese Worte aus dem Munde einer Dame und gar einer Fürstin kamen, schweigend mit anhören konnte. So äußerlich artig auch die Aufnahme war, die wir bei Hofe und in den Hofkreisen fanden, so konnten wir preußischen Officiere, besonders in den ersten Monaten unseres Aufenthalts, doch recht gut durchfühlen, daß wir grade keine gern gesehenen Gäste wären und man unser Gehen lieber als unser Kommen gesehen haben würde. Es war uns dies kein angenehmes Gefühl, wir fanden uns in den Kreisen nicht frei und unbefangen und mieden daher Anfangs die Gesellschaften,

so viel dies der Anstand erlaubte. Einige Oppositionskreise der Stadt, in denen man jetzt schon aus Widerspruch gegen den Hof, äußerst preußenfreundlich zu sein vorgab, mochte ich noch weniger besuchen, weil in ihnen manche politische und religiöse Ansichten ausgesprochen wurden, mit denen ich mich nicht im Mindesten befreunden konnte. So lebte ich denn anfänglich ziemlich einsam und abgeschlossen; mein Dienst beschäftigte mich sehr, ich hatte viel zu arbeiten und benutzte meine Mußestunden gern zum Studium historischer und geographischer Werke, so daß ich auch nicht die mindeste Langeweile empfand. Fleißiges Reiten meines sehr guten Pferdes und so lange die Witterung es erlaubte, Baden und Schwimmen, dann auch Scheibenschießen mit Flinte und Pistole, füllten ebenfalls manche Stunden angenehm aus. Wenn auch das übermäßige Hervortreten des Hofes, dem ganzen Leben und Treiben im Städtchen unverkennbar manches, was einem fremden Auge eigenthümlich vorkommen mußte, verlieh, so herrschte auf der andern Seite doch wieder sehr viel Tüchtiges und Erfreuliches daselbst. Wahre Religiösität und strenger kirchlicher Glaube waren fast in allen Kreisen der Bevölkerung zu finden und diese ekelhafte moderne Freigeisterei zeigte sich nur sehr vereinzelt; zu meiner Freude waren die beiden Kirchen der Stadt, jeden Sonntag bis zum Brechen angefüllt. Auch das Familienleben war fast durchweg untadelhaft, die Häuslichkeit fand überall ihr volles Recht und Zucht, und Sitte wurden strenge gehalten. Solche emancipirte Frauen, wie ich sie theil-

weise in Hamburg und Dresden gesehen hatte, wären hier allgemein mit verdienter Verachtung und Lächerlichkeit behandelt worden. Ebenso war auch der Geldstolz der sogenannten Börsenaristokratie und die Sucht, durch alle möglichen, oft wirklich an das Schwindelhafte grenzenden Spekulationen schnell reich zu werden, und den Reichthum wieder in übertriebenem Luxus zu vergeuden, wie ich solches in manchen großen Städten gefunden hatte, hier nicht im Mindesten vorhanden. Dafür fehlten aber auch glücklicher Weise jegliche Armuth, Bettelei und Schwindelei; ein Jeder hatte je nach seinem Stand sein bescheidenes Auskommen, wahrhaft Dürftige gehörten zu den äußersten Seltenheiten und die Polizeidiener hatten grade nicht allzu viel zu thun, da Verbrechen, ja selbst nur Vergehen, äußerst selten vorfielen. Es herrschte in dieser Hinsicht ein ungemein glücklicher, wirklich friedlicher Zustand in dem Städtchen, der einen schon anheimeln und mit manchen anderen minder angenehmen Zuständen, wieder aussöhnen konnte.

So eingezogen ich auch im Allgemeinen lebte, so ereignete sich doch einmal ein Vorfall, der mich leicht hätte in die größte Verlegenheit stürzen können. Es war im Spätherbst ein Pferdemarkt, verbunden mit einer Pferdeausstellung, die sich eines allgemeinen Rufes erfreute und weit und breit von vielen Gutsbesitzern, Stallmeistern, Kavallerie-Officieren und Pferdehändlern besucht wurde. So waren auch mehrere Officiere des nächsten preußischen Kürassier-Regiments, welches ungefähr 6 Meilen entfernt in Garnison lag, an diesem Tage hieher

gekommen. Ich hatte unter diesen Herren einige genaue Bekannte vom Feldzuge von 1866 her und konnte es nicht vermeiden, am Mittag mit ihnen gemeinsam zu essen. Es wurde dabei stark getrunken und zuletzt mehr der Bowle zugesetzt, wie mir eigentlich angenehm und besonders auch gut war. So befand ich mich denn in einer sehr heiteren und animirten Stimmung. Ein junger reicher Gutsbesitzer, der in politischer Hinsicht als ein heftiger Gegner Preußens bekannt war, obgleich er dabei gegen uns Officiere sich stets höflich benahm, war mit einigen anderen Herren ebenfalls an dem Tisch. Wie es unter Officieren und Gutsbesitzern sehr häufig der Fall ist, ward auch jetzt viel von Pferden und Reiten gesprochen und es fehlte nicht an Renommistereien und Aufschneidereien. Besonders der schon erwähnte junge Mann, den ich Herr v. A. nennen will, zeichnete sich hierin aus, prahlte viel mit seinen Reiterstücken und fing dann an, über das, wie er sagte, sehr mittelmäßige Reiten der Stabsofficiere und Adjutanten der preußischen Infanterie zu spötteln und schlechte Witze zu machen. Dies verdroß mich und ich entgegnete ihm scharf, daß zwar bei uns Infanterie-Officieren das Reiten nur Nebensache, und nicht Hauptsache sei, wie bei manchen anderen Persönlichkeiten, welche fast ihre gesammte Zeit nur im Stall zubrächten und nichts Anderes wie von Pferden zu sprechen verstünden, wir es aber häufig trotzdem auch mit diesen in gewandtem Reiten aufnehmen könnten. Da ich schon von Kindheit an viel und gern geritten und mich in dem letzten Jahre seit ich

Adjutant war, noch mehr darin geübt hatte, so konnte ich schon als ein ganz passabler Reiter gelten. Auch war mein jetziges Pferd als ein vorzüglicher Springer bekannt und ich hatte es noch mehr im Springen geübt. Wie das nun so bei derartigen Gelegenheiten zu gehen pflegt, ein Wort gab das andere, und vom Wein etwas aufgeregt und vom Ehrgeiz verblendet, machte ich zuletzt mit Herrn v. A. eine Wette von 20 Louisdors, um eine Steeple chase von $1/2$ Meile. Er sollte sein Pferd, worauf er zur Stadt geritten war, ich hingegen meinen Fuchswallach reiten, und die Wette schon am nächsten Morgen ausgemacht werden. Daß eine solche Wette von meiner Seite eine unverzeihliche Thorheit war, sah ich vollkommen ein, als der Wein etwas aus meinem Kopfe verflogen war. Um Wetten von 20 Louisdors reiten zu können, war ich bei Weitem nicht reich genug und der Verlust einer solchen Summe hätte mich in die größte finanzielle Verlegenheit gebracht, während dies für den reichen Herrn v. A. eine ziemlich gleichgültige Sache gewesen wäre. Doch nun war es zu spät mit diesem Bedenken, wie denn überhaupt die guten Gedanken häufig erst dann kommen, wenn sie nichts mehr nützen können. Am andern Morgen wurde geritten. Zwei Officiere und zwei junge Gutsbesitzer hatten das Terrain dazu ausgesucht und sollten auch die Schiedsrichter machen. Wir ritten nun los, zeigten uns als gleich gute Reiter und unsere beiden Rosse als gleich schnell und gewandt springend, so daß wir stets dicht bei einander blieben. Noch der letzte ziemlich breite Graben

blieb zu nehmen; der Hengst des Herrn v. A. sprang zuerst, nahm zwar denselben, stürzte aber am andern Ufer und fiel dabei auf seinen Reiter, der nicht schnell genug aus den Bügeln kommen konnte, es wurde ihm eine Rippe eingedrückt und der Schenkel gequetscht, während das Pferd ganz unbeschädigt blieb. Mein Fuchs setzte auch vortrefflich an, ward aber wahrscheinlich durch den Sturz des ersten Pferdes etwas verwirrt, glitt am jenseitigen Ufer, wo der Boden glatt war aus, und stürzte rückwärts in den steilen und tiefen Graben hinein. Zwar gelang es mir als guter Turner, noch schnell genug aus dem Sattel zu kommen, so daß ich nicht verletzt wurde, allein mein armes Pferd hatte das Genick gebrochen und war auf der Stelle todt geblieben. So fiel denn diese Wette für uns Beide kläglich genug aus, Keiner hatte sie gewonnen; Herr v. A. wurde zu Hause gefahren und lag einige Wochen auf dem Schmerzenslager, während ich mein schönes, theures Pferd verloren hatte. Und dies war nicht einmal im Dienst meines Königs geschehen, wo ich solchen Verlust leichter verschmerzt hätte, sondern nur als Folge einer übermüthigen Wette. Es waren gar trübe Gedanken, welche mich in den nächsten Tagen erfüllten und ich verwünschte tausendmal meine Thorheit. Ein Pferd mußte ich als Bataillons-Adjutant sobald als möglich wieder haben, und wußte nicht, woher ich das Geld dazu nehmen sollte. Meine Mutter bitten, ein paar hundert Thaler von ihrem kleinen Vermögen aufzunehmen, wollte ich unter keinen Umständen, und ebenso ungern mir das Geld von

einem Wucherer um hohe Zinsen leihen, was ich leicht gekonnt hätte. Es war dies eben der erste Schritt zu Schulden, aus denen ich mich schwer, oder vielleicht gar nicht wieder herausarbeiten konnte und wodurch dann leicht meine ganze fernere Zukunft gefährdet sein würde. Wie ich nun sann und wieder sann, auf welche Weise ich wohl zu einem anständigen Pferd kommen könnte, fiel mir plötzlich der alte Neviadowsky, der frühere treue Bursche meines Vaters, welcher als Kind mein sorgsamer Wärter gewesen war, ein. Er hatte in seiner Heimath Westpreußen einen großen Bauerhof geerbt und eine wohlhabende Wittwe geheirathet, so daß er jetzt in sehr guten Verhältnissen lebte. Er schrieb meiner Mutter und auch mir wiederholt, obgleich er grade nicht besonders fertig im Schreiben war und hatte auch stets Antwort erhalten. Noch vor einem Jahr, als ich Adjutant wurde, gratulirte er mir dazu und bemerkte in dem Briefe, daß er ausgedehnte Pferdezucht und auch aus Liebhaberei einen kleinen Pferdehandel treibe, und wenn ich einmal ein gutes preußisches Pferd zu haben wünsche, möge ich mich nur an ihn wenden; ich würde dann schon mit seiner Bedienung zufrieden sein. Jetzt in meiner großen Verlegenheit schrieb ich an den treuen Menschen, theilte ihm mein Unglück mit und bat, mir ein Pferd zu besorgen, was aber nicht über 30—35 Louisdor kosten dürfe. Ich könne ihm aber dies Geld nicht gleich senden, sondern nur monatlich 5 Thaler, wolle ihn aber durch einen Schuldschein im Fall meines Todes sicher stellen. Unerwartet schnell erhielt ich eine auf

grobem Papier mit den fast unleserlichen Buchstaben des alten Neviadowsky's geschriebene Antwort wieder. Er theilte mir darin mit, daß er mir, sowie eine gute Gelegenheit nach Berlin sei, ein Pferd, was franco Berlin 30 Louisdor kosten solle, senden würde, mit dem ich zufrieden sein könne. Mit der Bezahlung möge ich es ganz nach meinem Belieben halten und ihm nur dann Geld senden, wenn ich solches übrig hätte, denn je länger ich sein Schuldner bleibe, desto mehr würde er sich darüber freuen. Ungefähr 4 Wochen später bekam ich ein sehr edles ostpreußisches Pferd, das mindestens seine 80 — 90 Louisdor werth sein mochte, durch einen Berliner Händler gesandt, der mir dabei schrieb, daß das Thier für mich franco bei ihm abgeliefert sei. Es war eine schöne schwarze Stute, schon ziemlich gut geritten, die ich mir während der Wintermonate dann vollends zuritt. So war ich jetzt vorzüglich beritten und die Schönheit meines Pferdes erregte allgemeines Aufsehen. Ich schrieb sogleich an Neviadowsky einen warmen Danksagungsbrief, führte dabei aber an, daß der Werth des Pferdes ja weit über 30 Louisdor betrüge und ich solch ein kostbares Geschenk eigentlich kaum von ihm annehmen dürfe. Er antwortete mir in seiner treuherzigen Weise, ich könne dies ohne Bedenken thun, er habe die Stute selbst gezogen und es mache ihm eine große Freude, daß solche von dem Sohn seines alten Herrn, dem er so viel verdanke, geritten würde. Wenn ich ihm aber ein besonderes Vergnügen bereiten wolle, möge ich ihm meine, sowie meiner Mutter und Schwestern Photo=

graphie senden. Natürlich geschah dies sogleich und der brave, treue Mann erhielt sehr hübsche Photographieen von uns Allen in sauber geschnitzten Rahmen. Ein glücklicher Umstand setzte mich später in Stand, dem Neviadowsky meine Schuld von 30 Louisdors schon in Jahresfrist abzutragen. So hatte meine Unbesonnenheit mit der Wette weiter keine bösen Folgen für mich gehabt. Obgleich mir für die Stute wiederholt 90, ja selbst sogar einmal 100 Louisdor geboten wurden, hielt ich es doch für ein Unrecht, das edle Thier, welches ich auf solche Weise bekommen hatte, zu verkaufen. Als wir im Sommer 1870 aber nach Frankreich ausmarschirten, wurden mir von einem höheren General abermals 100 Louisdor dafür geboten. Jetzt glaubte ich, daß es von mir als unbemitteltem Officier thöricht sei, ein so kostbares Pferd den Gefahren des Feldzuges auszusetzen, und verkaufte es für diesen Preis, zumal ich für die Hälfte desselben ein Pferd, was meinem Dienst vollkommen genügte, wieder bekommen konnte. Leichtsinnige Wetten habe ich aber niemals wieder geritten; dazu war die Erfahrung, welche ich bei der ersten gemacht hatte, zu bitter gewesen.

Zweites Kapitel.

Ernennung zum militärischen Lehrer des Erbprinzen. Meine Zurückversetzung zu meinem früheren Regiment. Veränderungen daselbst. Herbstmanöver. Meine Verlobung Besuch mit meiner Braut bei meiner Mutter. Kriegsaussichten. Mobilmachung. Abschied von meinen Angehörigen.

Ein Jahr war ich nun schon als Bataillons-Adjutant in der kleinen Residenzstadt gewesen, hatte meinem Dienste und meinen Studien gelebt und mich allmählich immer mehr in die mir anfänglich so befremdlichen Verhältnisse eingewohnt, als ich plötzlich die Anfrage erhielt, ob ich dem Erbprinzen täglich einige militärische Unterrichtsstunden ertheilen wollte. Dieser Antrag war für mich sehr ehrenvoll und ich nahm ihn selbstverständlich mit großer Freude an. Der Erbprinz war ein munterer aufgeweckter Jüngling von 18 Jahren, der bald zur Universität abgehen und sich dann dem Dienste im preußischen Heere widmen wollte. Zwar war man im Grunde des Herzens in den meisten Hofkreisen noch immer nichts weniger als gut preußisch gesinnt, doch hatte man sich allmählich an den neuen Zustand gewöhnt und befolgte wenigstens äußerlich den Spruch: „Glück-

lich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist.“ So war man denn auch zufrieden, daß der Erbprinz ein preußischer Officier würde, ja als Se. Majestät unser König, ihm den Charakter als Lieutenant verlieh, wurde solch Ereigniß durch ein Diner bei Hofe, zu welchem alle Officiere eingeladen waren, gefeiert. Damit nun der neue Lieutenant doch nicht ganz ohne alle und jegliche militärische Kenntnisse sei, wurde dieser Unterricht beschlossen. Ich gab täglich eine Stunde abwechselnd im Dienst und Exercierreglement, in den Anfangsgründen der Taktik und auch in der preußischen Militärgeschichte. Für diese Bemühungen erhielt ich eine bedeutende Gratifikation, und das war es, welches mich zu meiner großen Freude in den Stand setzte, meine Schulden dem alten Neviadowsky mit einem Male vollständig zu tilgen. Das Gefühl, mich nun wieder gänzlich ohne Schulden zu wissen, war für mich ein äußerst erfreuliches. Als besondere Auszeichnung ward ich während der 3monatlichen Dauer dieses Unterrichts, allwöchentlich 4—5 Mal zur fürstlichen Tafel befohlen. So sehr ich nun auch diese Ehre zu schätzen wußte, so will ich doch nicht läugnen, daß solche mir mitunter lästig wurde und ich recht gern von ihr entbunden gewesen wäre. Ich hatte meinen Dienst als Bataillons-Adjutant zu versehen, meine Zeit war auf das Aeußerste in Anspruch genommen und nun mußte ich dieser Tafel einige Stunden opfern, die ich kaum entbehren konnte. Oft, wenn wir etwas spät vom Exerciren heimkamen, hatte ich kaum Zeit, mich zu reinigen und in die neue Uniform zu werfen, und mußte

dann nur eiligst einen Wagen nehmen, um nicht zu spät bei Tafel zu erscheinen. Die culinarischen Genüsse, welche mir dort täglich geboten wurden, vollkommen zu würdigen, war ich nicht Gourmand genug, und hätte oft ungleich lieber in meiner Stube ein einfaches Mahl verzehrt, als an der fürstlichen Hoftafel Austern und Champagner. Auch die Etikette, die dort stets herrschte, wollte mir nicht recht gefallen und ich fühlte, daß ich gar keine Anlagen zu einem Hofmanne hatte und niemals zu einem solchen passen würde. Da der Erbprinz zu Michaelis 1868 die Universität bezog, so hörte auch mein Verhältniß zu ihm auf.

Bei dem Bataillon traten jetzt mehrere wichtige Veränderungen ein, denn durch eine neu abgeschlossene Militärkonvention, ward solches vollständig der preußischen Armee einverleibt, hörte auf eine selbstständige Truppe zu bleiben und bildete von nun an ein Bataillon eines neuformirten Regiments. Von den älteren Officieren gingen in Folge dieser Konvention mehrere in Pension und einige Andere wurden in altpreußische Regimenter versetzt, während dafür von diesen wieder neue Officiere hierher kamen. So ward fast das ganze Officierscorps neu formirt, und die guten Einwohner der Residenz schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen über die vielen fremden Officiere. Da ich nur hierher kommandirt und bei meinem alten Regimente noch immer aggregirt war, so benutzte ich diese Gelegenheit, wieder dahin zurückzukehren. Ich konnte daselbst wieder Bataillons-Adjutant werden, leider freilich nicht bei

meinem früheren Kommandeur, der inzwischen als Oberstlieutenant zu einem neuformirten Regiment versetzt war. Zwar hätte ich es vielleicht von ihm erlangen können, zu dem neuen Regimente zu kommen, allein verschiedene Gründe hielten mich davon ab, diese Bitte zu thun. Ich wäre dann noch längere Jahre in einer kleinen Garnison, wo nur ein Bataillon stand, geblieben, während mein Regiment jetzt in einer größeren Stadt mit noch andern Truppentheilen zusammen garnisonirte. Für meine militärische Ausbildung hielt ich es auch für förderlicher, in einer größeren Garnison mit verschiedenen anderen Truppentheilen zu dienen. Unwillkürlich lernt man mehr dort und gewinnt einen weiteren Blick, als in einem einzigen Bataillon in einer kleinen Stadt; auch sonst bot mein früheres Regiment mir mehr Hülfsquellen zum Studium dar.

So verließ ich denn am 1. Januar 1869 die kleine Residenz, in der ich 1½ Jahre mich aufgehalten hatte. Genaue Bekannte, von denen das Abschiednehmen mir besonders leid that, ließ ich nicht daselbst zurück, doch gab es mehrere Familien, die ich sehr schätzen gelernt und in deren Kreisen ich manche angenehme Stunden verbracht hatte. — Da ich meine edle Rappstute nicht gern mit der Eisenbahn transportiren lassen wollte, welche auch einen Umweg von mindestens 30 Meilen nach meiner neuen Garnison machte, so beschloß ich, den Weg ganz zu Pferde zurückzulegen. Zwar war es kalt und tiefer Schnee bedeckte die Landstraße, so daß der Ritt jedenfalls ein sehr beschwerlicher sein mußte, doch

achtete ich in meinem jugendlichen Uebermuth nicht sonderlich hierauf. Am ersten Tage legte ich ohne weiteren Unfall an 6 Meilen zurück; es war sehr kalt und ein schneidender Ostwind blies mir entgegen, doch lief ich, um mich zu erwärmen, mitunter zu Fuß neben meinem Pferde her, und als ich um 5 Uhr Nachmittags bei anbrechender Dunkelheit mein Nachtquartier erreichte, befand ich mich kreuzwohl und mein Abendessen, was zugleich das Mittagsmahl vorstellte, mundete mir vortrefflich, wonach dann einige Gläser Punsch auch bald die nöthige Wärme im Körper wieder herstellten. Nicht so gut lief aber der zweite Tag meiner Reise ab. Es erhob sich gegen Nachmittag ein heftiges Schneetreiben, und da ich thörichter Weise die große Chaussee verlassen hatte, um einen zwei Meilen näheren Landweg zu reiten, so verlor ich bald den richtigen Pfad und verirrte mich gründlich. Es ward früh dunkel, und da die Gegend nicht sehr bewohnt ist und nur große Rittergüter enthält, so sah ich weder Dörfer noch einzelne Häuser, in denen ich mich hätte orientiren können. Der Schnee lag stellenweis hoch, und mein edles Roß konnte sich nur mit Mühe durcharbeiten, dazu blies der schneidende Wind so scharf, daß ich es vor Kälte kaum im Sattel auszuhalten vermochte. Selbst im Winterfeldzug von 1864 in Schleswig-Holstein, entsinne ich mich nicht so viel von der Kälte gelitten zu haben, als an diesem Abend. Endlich nach 8 Uhr kam ich auf einem großen Rittergute an, was einem Grafen C. gehörte. Es war kein Wirthshaus im Dorfe, und da es mir unmöglich

war, in der Dunkelheit und dem Schneetreiben noch weiter zu reiten, denn sowohl ich wie mein Pferd waren sehr erschöpft, so sah ich mich genöthigt, auf den Gutshof zu gehen und dem Grafen melden zu lassen, daß ein verirrter preußischer Officier um seine Gastfreundschaft zu bitten genöthigt sei. Solche ward mir denn auch in sehr ausreichender Weise gewährt. Mein Pferd erhielt einen vortrefflichen Stall, ein alter gräflicher Reitknecht behandelte es mit der größten Sorgfalt und gab ihm zuerst einen Eimer mit warmem Wasser und Schroot zu saufen, was nach seiner Behauptung für erschöpfte und den ganzen Tag im scharfen Wind gerittene Pferde, sehr wohlthätig wirken solle. Auch der Graf, obgleich als ein sehr stolzer Mann und in politischer Hinsicht zu den eifrigsten Gegnern Preußens gehörend bekannt, empfing mich ungemein artig. Es war ein großer Familienkreis in dem Schlosse, und saß ich bald an einem gutgedeckten Abendtisch und konnte bei vollen Flaschen schon die Beschwerden des Tages wieder vergessen. Am nächsten Tage dauerte das Schneetreiben in so heftiger Weise fort und ich selbst war auch so erkältet, daß der Graf in seiner großen Gastfreiheit mich unter keiner Bedingung fortreiten lassen wollte. So verbrachte ich denn drei sehr angenehme Tage auf dem Schlosse; über politische Verhältnisse wurde kein Wort gesprochen, und im Uebrigen fühlte ich mich in der Familie sehr gut aufgenommen, ja bald fast heimisch. Es herrschte wirklich ein großartiges patriarchalisches Leben daselbst, wahrer häuslicher Sinn, echte Frömmigkeit und eine Familienliebe,

wie solche nicht inniger und herzlicher sein konnte, war bei allen Gliedern zu finden. Auch fehlte bei dem durchweg gediegenen Reichthum, der sich in Allem und Jedem auf dem Schlosse zeigte, doch jeglicher moderner Luxus oder das Prunken mit dem Gelde, was mich bei manchen reichen Familien in großen Städten schon so oft unangenehm berührt hatte. Namentlich fiel mir auch sehr angenehm auf, daß fast sämmtliche Dienstleute im Hause und auf dem Hofe ältere Leute waren, die bereits lange Jahre im Dienste der gräflichen Familie gestanden hatten. Dabei ging Alles so ruhig und gemessen zu. Jeder kannte genau den Umfang seiner Pflichten und erfüllte diese pünktlich. Leider machte ich die Entdeckung, daß ich zwei Zehen meines linken Fußes erfroren hatte. Ich suchte dies durch Hausmittel zu kuriren, und ein alter Jäger des Grafen gab mir ein, seiner Versicherung nach vortreffliches Recept dazu. Wahrscheinlich hatte ich aber auf dem späteren Ritt den Frostschaden wieder vernachlässigt, denn kaum in meiner neuen Garnison angekommen, wurde mein Fuß so schlimm, daß ich den Regimentsarzt zu Rathe ziehen mußte. Leider war dies zu spät geschehen, denn nach mehreren vergeblichen Heilversuchen, mußte ich mich einer sehr schmerzhaften Operation unterwerfen, und so habe ich für mein ganzes Leben eine bleibende Erinnerung an diesen Ritt im Schneetreiben.

Nachdem ich 3 Tage auf dem Schlosse zugebracht hatte, waren Wetter und Straßen wieder so leidlich geworden, daß ich ohne weitere Gefahr meinen Weg fort-

setzen konnte. Ich schied mit aufrichtigem Danke von der gastfreien Familie, bestieg meinen muthig schnaubenden Rappen, dem die lange Rast vortrefflich bekommen war, und langte ohne weitere Ereignisse in 6 Tagen in meiner bestimmten Garnison an. Die schon erwähnte Operation an meinem Fuße, war freilich ein höchst unangenehmer Anfang in meinem neuen Aufenthaltsort. —

Mein Regiment traf ich sehr verändert. In Folge der neuen Organisationen in den Jahren 1867 und 1868, war fast ein Drittel der Officiere in die verschiedensten Regimenter des norddeutschen Bundesheeres entweder gänzlich versetzt oder nur zeitweilig kommandirt worden, und andere Officiere aus den früheren hannöverschen, kurhessischen und hanseatischen Kontingenten füllten deren Stellen aus. Es herrschte noch ein bunter Mischmasch im Officierscorps, und der alte frühere feste Geist war noch nicht wieder vollständig erreicht; dies merkte ich schon in den ersten Tagen. Da wir aber glücklicher Weise einen vortrefflichen Oberst hatten, der besonders die sehr schwere Kunst verstand, das zahlreiche Officiers-Corps eines Infanterie-Regiments gut zu leiten, jedem Einzelnen, je nach seinem Charakter und seiner Individualität, die nöthige Freiheit zu lassen und doch wieder das Ganze zu einer festen Gesammtheit, wie solches jedes tüchtige Officierscorps entschieden besitzen muß, zu vereinigen, so waren wir schon auf dem besten Wege, die frühere Einheit wieder zu erlangen. Es herrscht in dieser Hinsicht eine ganz bewundernswerthe Kraft in der

preußischen Armee; die vielen hundert fremden Officiere, welche wir in den letzten 2 Jahren bekommen hatten, mußten sich dem altpreußischen Geiste fügen und sich in solchen hineinarbeiten, oder wenn sie das nicht konnten oder wollten, bald wieder aus dem aktiven Dienst ausscheiden. Freilich wählten zahlreiche Herren das Letztere, weil ihnen Manches, was nun einmal fest bei uns begründet war, oft mit Unrecht — mitunter freilich auch wohl mit Recht, nicht behagen wollte. Lange nicht so gut wie unter den Officieren selbst, wollte sich die Einheit unter den Officiersdamen herstellen. Da waren freilich jetzt sehr verschiedene Elemente vorhanden und da der Dienst und das Pflichtgefühl sie nicht zusammen einigte, wie dies bei den Männern der Fall war, so herrschte Disharmonie und Zwietracht vollauf, und es wurde gewaltig hin- und hergeklatscht. Besonders auch manche Officiersfrauen und Töchter, die bisher in den Hofgesellschaften der früheren Residenzen gelebt und dadurch in socialer Hinsicht manche Verwöhnungen angenommen hatten, konnten sich in die Sitten der Gesellschaft der kleinen preußischen Garnisonsstädte schwer hineinfinden. Da hat es in den ersten Jahren nach der gewaltigen Umformung der Armee, gewiß nicht an mancher zornigen Aeußerung aus schönem Munde gefehlt und manch klares Auge ist von Thränen erfüllt gewesen, wenn der Vergleich der früheren Geselligkeit zu der jetzigen, sich gar so lebhaft aufdrängte. Mir wollte es übrigens erscheinen, daß in socialer Hinsicht unsere Officierskreise durch den Hinzutritt so vieler neuer

Damen aus fast allen Theilen Deutschlands, mehr gewonnen als verloren hatten. Wenigstens habe ich bemerkt, daß nach 1866 die Damen in unserem Regiment ungleich weniger von der Rangliste und dem Avancement sprachen, als dies früher wohl der Fall gewesen war. Um alle Klatschereien und Rangstreitigkeiten kümmerte ich mich jetzt ebenso wenig, wie ich dies früher gethan; glaube auch, ich stand mich am Besten dabei, daß ich niemals klatschte und an kleinen Intriguen Theil nahm, und vermochte nie zu begreifen, wie manche Menschen so großes Vergnügen daran finden konnten. Mir hat es immer scheinen wollen, daß die Geselligkeit dazu da ist, um sich zu vergnügen, nicht aber um sich zu verklatschen und gegen einander zu intriguiren; lieber bleibe ich auf meinem Zimmer und lese ein gutes Buch, oder erfreue mich an der schönen Natur, als derartige Gesellschaften zu besuchen. Daß ich übrigens jetzt wieder bei einem altpreußischen Regiment und in einer altpreußischen größeren Garnison stand, konnte ich recht deutlich erkennen. Es war ein ganz bemerklicher Unterschied zwischen dem Leben und Treiben hier und dem in der kleinen Residenz, welche ich soeben verlassen hatte. In Letzterer wurde das Militär gleichsam als eine traurige Nothwendigkeit angesehen, an welchem, einige Officiere abgerechnet, Niemand recht eine wahre Freude hatte; hier aber war der kriegerische Geist und die Lust am Soldatenstande, wirklich so ganz in das Fleisch und Blut eines großen Theiles der Bevölkerung übergegangen. Selbst die Schusterjungen trugen wo möglich

eine blaue Soldatenmütze mit rothem Streif, und unsere sonntäglichen Paraden oder unsere Manöver, fanden in den unteren Ständen stets sehr aufmerksame Zuschauer und ebenso strenge wie unpartheiische Kritiker. Gar mancher gewöhnliche Holzhauer verstand es richtiger zu beurtheilen, ob ein Bataillon gut oder schlecht exercirt hatte, als dies elegante Lieutenants des früheren kleinstaatlichen Kontingents vermocht haben würden. Es sind die Traditionen des kriegerischen Ruhmes von Friedrich dem Großen, und die Wirkungen der mehr als 50 Jahre schon eingeführten allgemeinen Wehrpflicht, welche diese kriegerischen Neigungen dem altpreußischen Volke aller Stände, so fest eingeprägt haben. Auch an dem militärischen Leben der größeren Garnisonsstadt erfreute ich mich jetzt sehr. Es standen hier 3 Bataillone Infanterie, eine Artillerie-Abtheilung und einige Schwadronen Kavallerie, und so hatte ich Gelegenheit, mit Officieren aller Waffengattungen zusammenzukommen und mich über Gegenstände meines Berufes mit ihnen zu unterhalten. Ebenso waren unsere größeren Exercierübungen mit gemischten Waffengattungen weit lehrreicher und interessanter, als dies in meiner früheren Garnison, wo stets nur unser einziges Bataillon ausgerückt war, möglich sein konnte. So fühlte ich mich denn wirklich recht zufrieden, wieder bei meinem früheren Regimente zu sein, und vermißte die Annehmlichkeiten des Hoflebens nicht.

Im September hatte unsere ganze Division größere Manöver. Es war dies eine in jeder Hinsicht ebenso

angenehme wie auch lehrreiche Zeit für uns Officiere. Dazu hatte ich jetzt die Freude, daß ich zum Premier-Lieutenant avancirte, wodurch meine Einnahme sich auch erhöhte. In meiner Stellung als Bataillons-Adjutant blieb ich vorläufig, welches mir sehr angenehm war.

Auf diesem Manöver erhielt ich für 8 Tage mein Quartier bei einem Oberförster angewiesen. Das von Wald und Wiesen umgebene Gehöft desselben lag 1/4 Stunde von einem Dorfe entfernt in ungemein idyllischer Landschaft, ganz einsam am Rande eines ausgedehnten Forstes. Man konnte sich kein lieblicheres Bild des Friedens und der Ruhe ausmalen. Und was das Aeußere versprach, das erfüllte das Innere in seinem vollsten Umfange. Der alte Oberförster, noch ein Veteran aus dem großen Freiheitskriege von 1813—15, der den stolzen Schmuck des eisernen Kreuzes auf der Brust trug, war ein prächtiger, silberhaariger Greis, trotz seines hohen Alters von einer seltenen geistigen und körperlichen Frische. Man brauchte nur einen Blick in sein von der Luft gebräuntes Gesicht mit den offenen blauen Augen und dem Ausdruck von Biederkeit und Herzensgüte, der so unverkennbar ihm aufgedrückt war, zu thun, um sogleich eine Zuneigung für den Mann zu fassen. Und in ihrer Art ebenso ehrwürdig und anziehend war seine Gattin, die eine deutsche Matrone in Wirklichkeit darstellte, wie solche die Phantasie unserer besten Dichter nicht edler zu schaffen vermocht hätte. Drei Söhne des ehrwürdigen Paares dienten als För-

ster, als Lieutenant in der Artillerie und als Pastor bereits ihrem Könige, zwei Töchter waren, die eine an einen Oberamtmann und die andere an einen Oberförster, verheirathet und nur die blonde Margarethe, das Nestküchlein der Familie, eine liebliche Jungfrau von 18 Jahren, war noch zu Hause. Als ich diese Margarethe, die nicht allein den gleichen Namen mit meiner ältesten Schwester führte, sondern auch sonst manche Aehnlichkeit mit ihr besaß, zum ersten Male sah, empfand ich sogleich ein Gefühl in meinem Herzen, was den vielbezeichnenden Namen Liebe trägt. Eine innere Stimme sagte mir, daß diese oder keine dereinst die Gefährtin meines Erdenlebens sein würde. Es lag ein ungemeiner Zauber der Jungfräulichkeit, des innern Friedens und der vollkommenen Uebereinstimmung aller Eigenschaften des Geistes und Herzens, in ihrer ganzen Erscheinung. Schöner, blendender, geistreicher und witziger war Miß Mary entschieden gewesen, lieblicher und harmonischer war aber dies blonde Oberförster-Töchterlein. Nur zu rasch verschwanden mir die Tage, welche ich hier im Quartier lag. Ich kann mir ohne Selbstüberhebung das Zeugniß geben, daß ich stets ein eifriger Officier gewesen bin und niemals über zu vielen Dienst geklagt habe, jetzt aber verwünschte ich häufig denselben, da er mich fast den ganzen Tag aus dem Försterhaus entfernt hielt, so daß ich nur die Abendstunden daselbst verweilen konnte. Wie ungleich lieber hätte ich Gretchen, so ward sie allgemein genannt, im Garten beim Pflücken des Obstes oder auf dem Hofe

beim Füttern des Geflügels eine hülfreiche Hand geleistet, als auf dem Manöverplatz umherzusprengen und Befehle an die Truppen zu überbringen. Seit ich die Uniform meines Königs angezogen hatte, empfand ich keinen solchen Widerwillen gegen das viele Exerciren als grade jetzt, ja ich hegte sogar oft den thörichten Gedanken, daß alle diese Manöver nutzlos seien, und es ebenso gut oder eigentlich noch besser wäre, wenn wir ruhig in unseren Quartieren bleiben könnten, statt uns um nichts und wieder nichts auf dem staubigen Exercierplatz abzuplagen. Ich schämte mich wirklich vor mir selbst, wenn ich mich gar zu häufig auf solchen Gedanken ertappte.

Der letzte Abend, den ich im Oberförsterhaus zubringen konnte, war gekommen, am andern Frühmorgen marschirten wir wieder mit Sack und Pack nach unserer Garnison zurück. Ich hatte meine Liebe zu der Tochter des Hauses geprüft und die Ueberzeugung gewonnen, daß sie wahr und echt sei und ihre Hand mir das fernere Glück meines Lebens hienieden sichern könne.

Als ich Miß Mary liebte, da kämpften doch häufig bange Sorge und Zweifel in mir, ob sie auch wirklich zu mir passe und nicht etwa eine tiefe Kluft in unseren Ansichten des Lebens und unseren Wünschen und Neigungen, die ein wahres Glück stets stören würde, zwischen uns bestehe, jetzt aber hegte ich solche trübe Gedanken nicht. Schon der Unterschied im Vermögen hätte eine Disharmonie zwischen Miß Mary und mir begründet, und sie, die reiche verwöhnte Amerikanerin, im väter-

lichen Hause an einen fast fürstlichen Luxus gewöhnt, würde nie in die Lebensweise einer preußischen Officiers-frau gepaßt haben. Jetzt aber war auch hierin die wünschenswerthe Gleichheit vorhanden und in Geburt, Stand, äußeren Verhältnissen und den Ansichten über häusliches Leben und Religion, paßte Gretchen ganz vortrefflich zu mir. Sie hatte von einer alten Tante, die ihre Pathe gewesen war, 10,000 Thaler geerbt und so war die Hoffnung vorhanden, daß wir in nicht zu langer Frist die nöthige Kaution zu unserer Verheirathung würden stellen können. Daß Gretchen mir gewogen war, sagte mir der Blick ihres Auges, der Ausdruck ihres Gesichtes und der Ton ihrer Stimme, womit sie mich stets am Abend empfing, wenn wir von den Manövern zurückkehrten. Sie war ein zu reines Kind der Natur, um sich in dieser Hinsicht verstellen zu können. So bat ich denn Gott, er möge seinen Segen zu dem wichtigsten Schritte meines Lebens, den ich jetzt vorhabe, verleihen, faßte dann ein Herz und hielt um ihre Hand an. Bei einem Spaziergang im Garten erfolgte mein Geständniß und das zitternde Ja, das aus dem Munde des vor Verlegenheit erglühenden Mädchens leise klang, machte mich zum Glücklichsten der Sterblichen. Noch an demselben Abend sprach ich mit den Eltern und erhielt auch ihre Einwilligung.

Es hat vielleicht an dem Abend kein Haus in unserem ganzen großen Preußenland gegeben, in welchem eine glücklichere Familie lebte als in der Oberförsterwohnung. Wie überselig ich mich fühlte, vermag ich

nicht zu beschreiben. Gar gnädig hatte Gott mich bisher stets geleitet, und welch unverdientes Glück bescheerte er mir jetzt, indem er ein solches Mädchen mir zur Braut verlieh!

Des Dienstes strenge Pflicht, zwang mich am nächsten Morgen zum Scheiden. Ich hatte jedoch Hoffnung, bald einen kurzen Urlaub zu erhalten, den ich alsdann im Oberförsterhause, welches ja jetzt meinen höchsten Schatz enthielt, zubringen wollte. Meinem jetzigen Bataillons-Kommandeur, der früher als Officier in einem kleinen Kontingente gestanden hatte und ein äußerst liebenswürdiger und angenehmer Vorgesetzter und trefflicher Ehrenmann war, obgleich er vielleicht nicht immer ganz zu der Dienststrenge unserer preußischen Militärverhältnisse passen mochte, welcher ebenfalls im Oberförsterhause einquartiert war, hatte ich meine Verlobung mitgetheilt. Seine Gefälligkeit gab mir einen Urlaub von einigen Stunden, so daß ich in Ruhe von meiner Braut Abschied nehmen konnte und dies nicht im Gelärme des Abmarsches eines Bataillons, welches sich vor der Oberförsterei versammelte, nöthig hatte. Mein schnelles Roß holte das Bataillon wieder ein, bevor das ganze Regiment sich vereinigte; sonst würde mein Fehlen bemerkt und vom strengen Oberst gerügt worden sein, da wir noch vor dem kommandirenden General vorbeimarschiren sollten. Es waren drei glückliche, aber doch beim Gedanken an das nahe Scheiden traurige Morgenstunden, die ich noch mit meiner Braut und ihrer Familie zubringen durfte. Der Vater bestimmte übrigens,

daß die Verlobung nicht bekannt gemacht werden solle, bevor es ihm möglich, die Kaution, die zu einem Heirathsconsens nöthig sei, vollständig herbeizuschaffen. Er wollte überhaupt nicht, daß seine Tochter vor dem 20. Lebensjahr heirathe, und da meine Braut erst 18 Jahre alt war, so mußten wir uns also noch 2 Jahre bis zur Hochzeit gedulden.

Es war nun eine frohe Zeit, die für mich anbrach, und welch unermeßliches Glück die wahre Liebe eines edlen Mädchens zu schaffen vermag, erfuhr ich im vollsten Umfange. Die 2 Briefe, welche ich allwöchentlich von meinem Gretchen empfing, waren stets eine unerschöpfliche Quelle des höchsten Genusses für mich. Ich konnte die Stunden, in denen ich sie erhielt, kaum erwarten, und sah oft zur bestimmten Zeit sehnsüchtig die Straße entlang, ob der alte Briefträger nicht endlich um die Ecke biegen wollte. Ende October erhielt ich einen Urlaub von 14 Tagen. Ich hatte meine liebe Mutter seit 2 Jahren nicht gesehen und fuhr deshalb auf einige Tage zum Besuch zu ihr. So unbeschreiblich gern ich auch stets bei ihr geweilt und mit so herzlicher Liebe ich sie und meine beiden Schwestern in mein Herz geschlossen habe, so war jetzt doch die Sehnsucht zu meinem Bräutlein zu kommen, mächtiger; ich eilte schon am 4. Tage wieder fort und segnete die Erfindung der Eisenbahn, welche mich in 24 Stunden bis auf 2 Meilen von der Oberförsterei entfernt absetzte, von wo das rasche Gespann meines zukünftigen Schwiegervaters mich bald dem ersehnten Ziele zuführte. Die acht Tage, welche

ich jetzt im Oberförsterhaus verlebte, waren unbedingt die glücklichste Zeit meines Lebens. Nichts, aber nichts trübte sie, und jede Stunde, welche ich bei meinem Gretchen zubrachte, schuf mir neue Freuden, denn immer mehr lernte ich die reichen Schätze ihres Geistes und Gemüthes kennen. Wie dankte ich Gott inbrünstig, daß er mir diesen seltenen Schatz bescheert! — Der Winter darauf verlief in meiner Garnisonsstadt in ruhig gewohnter Weise. Ich that gern meinen Dienst, benutzte meine freie Zeit zu militärischen, historischen und geographischen Studien und besuchte größere Gesellschaften nur so viel, um nicht als Sonderling aufzufallen und wie es die Rücksichten, welche ich als Officier zu beobachten hatte, geboten. Weilten meine Gedanken doch zu viel und zu gern bei meiner Braut, als daß mich das gewöhnliche gesellige Treiben sonderlich interessiren konnte. Mit einem jungen Hauptmann unseres Regiments, einem geborenen Hannoveraner, schloß ich jetzt nähere Freundschaft. Die große Ruhe und die entschiedene Männlichkeit seines Charakters, zogen mich zuerst zu ihm hin, und lernte ich immer mehr seine vielen trefflichen Eigenschaften kennen und würdigen. Es war mir eine große Annehmlichkeit und Freude, in unserem Regimente einen zuverlässigen Freund, der mein Vertrauen unbedingt besaß und mit dem ich über Alles unbefangen sprechen konnte, zu besitzen. Auch sonst hatte ich im Officierscorps unseres Regiments mehrere recht liebe Bekannte, wenn ich vielleicht auch Manchen meiner jüngeren Kameraden zu ernst und ab-

geschlossen und im Dienste zu pedantisch erscheinen mochte. Je eifriger ich aber über das Wesen des Militärstandes und besonders auch über die Organisation unseres Heeres in jetziger Zeit nachdachte, desto mehr gewann ich die feste Ueberzeugung, daß eine gewisse Pedanterie im Dienst und eine Strenge gegen sich wie auch gegen Andere, für den jungen Officier unbedingte Erfordernisse sind. Genialität und Hinwegsetzen über alle Formen mögen im Generalstab vielleicht angebracht sein, im gewöhnlichen Frontdienst taugen sie selten viel, und von den jungen Officieren, die sich dieser Richtung hingeben, pflegt gewöhnlich ein großer Theil, entweder zu Grunde zu gehen oder dem Dienste nur geringen Nutzen zu bringen.

Zu Ostern 1870 konnte ich wieder einige Tage in der lieben Oberförsterei zubringen, was mir abermals einen hohen Genuß gewährte. So kam der Frühling im gewöhnlichen Verlauf des Dienstes und im Gleichmaß der Tage heran. Da wir keine größeren Manöver haben sollten, so hoffte ich im Herbst einen ausgedehnteren Urlaub zu erhalten und freute mich wie ein Kind zum Weihnachtsbaum darauf. Wir hatten einen großen Plan ausgeheckt, von dessen Ausführung wir uns Alle ungemein viel Freude versprachen. Im September sollte die Hochzeit meiner Schwester Louise, deren Bräutigam eine Anstellung als Betriebsingenieur bei einer königlichen Eisenbahn erhalten hatte, stattfinden. Meine Braut wollte gern ihre zukünftigen Verwandten in Thüringen kennen lernen, wie diese wieder ebenfalls den

lebhaften Wunsch nach deren Bekanntschaft hegten, und der Plan war nun, daß mein Gretchen in Begleitung ihrer Eltern, zur Hochzeit meiner Schwester kommen sollte. Später wollten wir dann Alle eine kleine Reise im Thüringerwald unternehmen, wobei sich auch mein Schwager, der Prediger, mit seiner Frau zu betheiligen gedachte. Ein großer Leiterwagen mit Strohsitzen, der für 7—8 Personen Platz gewährte, sollte genommen werden, und wir malten uns schon in Gedanken und in unseren Briefen recht lebhaft aus, welch Vergnügen wir von dieser Reise haben würden. Meine Mutter wollte dann nach der Verheirathung ihrer jüngsten und letzten Tochter das Pensionsinstitut aufgeben, ihre Wohnung in der Stadt verlassen und ganz zu meiner ältesten Schwester ziehen. Das Pfarrhaus, welches diese bewohnte, war ziemlich geräumig und bot für die bescheidenen Ansprüche, welche meine Mutter machte, vollkommen genügenden Platz. — Freilich sollte Alles ganz anders kommen, als wir es uns ausmalten und dachten!

Etwas, das Niemand für möglich gehalten hätte, geschah, der Kaiser Napoleon schleuderte ohne den allermindesten Grund, unserem Könige die frechste Kriegserklärung, welche jemals geschehen ist, in das Gesicht. Wir befanden uns Anfangs Juli im tiefsten Frieden und Keiner von uns dachte im Entferntesten an Krieg. Im Jahre 1867, grade als ich das Kommando zu dem kleinen Kontingent erhielt, glaubten wir Alle, daß es bald zu einem Kriege mit Frankreich kommen könnte,

und manche Officiere rüsteten sich schon im Stillen hierauf. Ich hatte mich grade den Winter über viel mit dem Studium der französischen Revolution und der Napoleonischen Kriegsgeschichte beschäftigt und dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Volk wie das französische, was einmal den Glauben an die Legitimität der Regenten verloren und die Achtung vor Gesetz, Recht und Religiosität eingebüßt hat, als gerechte Strafe hierfür von Revolution zu Revolution gehetzt, und von Krieg zu Krieg getrieben werden muß. Da wir Deutschen nun das Unglück haben, eine so lange und schlecht geschützte Grenze gegen Frankreich zu besitzen, so litten wir nur zu oft schon von den kriegerischen Gelüsten unserer unruhigen Nachbarn, und gar viele Tausende unserer Krieger sind durch französische Waffen getödtet oder für immer verstümmelt worden. So hegte ich denn an dem Ausbruch eines Krieges zwischen dem Norddeutschen Bunde und Frankreich über kurz oder lang, auch nicht den mindesten Zweifel. Ich sah denselben als eine historische Nothwendigkeit an, ebenso wie ich den Krieg von 1866 zwischen Preußen und Oesterreich, der den langjährigen Streit beider Staaten über die Oberherrschaft in Deutschland einmal endgültig entscheiden sollte, stets als solche betrachtet habe; daß aber dieser Krieg schon jetzt im Juli 1870 ausbrechen würde, glaubte weder ich noch irgend Einer meiner Kameraden in der ganzen Garnison. In den ersten Tagen dieses Monats drangen jedoch die Gerüchte, daß der Kaiser Napoleon, von dem unruhigen Geiste und der Ruhmsucht des fran-

zösischen Volkes getrieben, an unsern König ganz unannehmbare Forderungen zu stellen wage, immer mehr zu uns. Wir Alle hielten dies anfänglich für unbegründete Zeitungsnachrichten und achteten nicht viel darauf, bis das Gerücht tagtäglich immer mehr an Festigkeit zunahm, so daß zuletzt dessen Wahrheit nicht mehr zu bezweiflen war. Ich habe im Frieden selten zu den eifrigen Zeitungslesern gehört und mich überhaupt nicht viel um politische Streitigkeiten bekümmert, jetzt aber trieb ich das Lesen der Zeitungen mit der größten Ausdauer und zählte plötzlich zu den eifrigsten Besuchern des Lesezimmers im Kasino. Wahrlich, die Unverschämtheit des Kaisers Napoleon gegen unsern König überstieg alle Begriffe, und man hätte an der Wahrheit der Forderungen, welche der französische Gesandte Graf Benedetti zu stellen wagte, wie auch an der Frechheit von dessen Benehmen in Ems wirklich zweifeln müssen, wenn nicht alle Zeitungen übereinstimmend stets die gleichen Nachrichten darüber brachten. Ein gerechter Zorn, wie man es nur wagen könne, unsern Königlichen Herrn auf solche empörende Weise behandeln zu wollen, übermannte uns Alle, und die Worte, welche schon damals in den preußischen Officierskreisen über das französische Volk und dessen Herrscher erklangen, waren freilich nicht im Mindesten schmeichelhaft, aber dafür desto gerechter. Daß es jetzt wahrscheinlich zum baldigen Ausbruch des Krieges kommen würde und müsse, glaubten wir Alle, und die Zahl derer, welche noch immer daran zweifelten, wurde mit jeder ankommenden Zeitung geringer und geringer.

Ich kaufte mir jetzt mehrere Landkarten von Frankreich und Süddeutschland, wie auch einige militärische, geographische und statistische Werke über die französischen Verhältnisse. Mit noch 5 anderen Officieren, von denen 3 unserem Regiment und 2 der Artillerie angehörten, hatte ich einen Verein gegründet, dessen Zweck war, uns über Alles, was auf Frankreich Bezug hatte, zu unterrichten. Wir kamen jeden Abend um 8 Uhr zusammen, unterhielten uns bei einem Glase Bier über die Zeitungsnachrichten oder es wurden militärische und geographische Werke über Frankreich vorgelesen. Dadurch entgingen wir auch der Nothwendigkeit, den politischen Kannegießereien an den öffentlichen Orten zuhören zu müssen. Es wird bei solchen Gelegenheiten häufig das albernste Zeug gesprochen, ohne die mindesten Vorkenntnisse werden alle möglichen militärischen und politischen Fragen abgeurtheilt, und je geringere Kenntnisse Jemand besitzt, desto lauter pflegt er gewöhnlich seine Stimme zu erheben und desto zuversichtlicher seine unbegründeten Urtheile abzugeben. Aus diesem Grunde habe ich Wirthshäuser und andere öffentliche Orte, in politisch erregten Zeiten stets möglichst zu meiden gesucht.

Daß ich mich über die Aussicht zu einem neuen Krieg nicht sonderlich freute, will ich nicht läugnen. Es ist zwar selbstverständlich, daß ich mit unbedingter Verläugnung jedes anderen Gefühles, zu jeder Stunde bei Tag und Nacht gegen den Feind, welchen mir mein Königlicher Kriegsherr als solchen bezeichnet hatte, in den Kampf zu ziehen, bereit war, aber seit meiner Verlobung war doch die frohe

Lust an einen abermaligen Ausmarsch, bedeutend bei mir abgekühlt. In zwei blutigen Feldzügen hatte ich das Grausen des Krieges und wie solcher in wenigen Stunden oft das Glück ganzer Familien vernichtet, zu sehr erfahren, als daß ich eine gar so dringende Sehnsucht nach einem abermaligen dritten Kampfe verspüren sollte. Freilich hegte ich gegen die Franzosen einen besonderen Haß, und wenn ich ihre scheußliche Revolution und deren böse Folgen für ganz Europa bedachte, und welches Uebel ihre Raub- und Kriegszüge meinem Vaterlande Preußen schon zugefügt hatten, so konnte wohl der eifrige Wunsch, dies anmaßende Volk einmal zu demüthigen und auch nach meinen Kräften mit beitragen zu helfen, daß unsere preußische Fahne wieder recht gründliche Siege über die französische erfechten möge, in mir aufsteigen.

Voll der wärmsten patriotischen Begeisterung war auch meine Braut erfüllt, und alle Briefe, welche ich von ihr erhielt, athmeten solche. „Und wenn ich noch 10 Jahre auf das Glück, mit Dir vor den Traualtar treten zu dürfen, verzichten sollte, so will ich um den Preis, daß unsere preußischen Regimenter die Franzosen recht gründlich besiegen, dies große Opfer gern bringen," schrieb sie wiederholt.

Die Nachricht, unser König habe den Badeort Ems verlassen und sei nach Berlin zurückgekehrt, steigerte noch mehr die allgemeine Aufregung. Jetzt zweifelte auch ich nicht mehr an dem Ausbruch des Krieges und traf meine kleinen Vorbereitungen dazu. Mein edles Roß hielt ich für mich, den unbemittelten Lieutenant, zu kostbar, um

es den Strapazen und Gefahren des Feldzuges auszusetzen, und verkaufte es jetzt an einen höheren General um den theuren Preis von 100 Friedrichsd'or, den dieser aus freien Stücken dafür bot. Zwar that mir die Trennung von dem schönen Thier, was mich so genau kannte und jeden Morgen im Stall mit freudigem Wiehern begrüßte, sehr leid, allein es half nichts, ich war nicht reich genug, um solch ein Pferd im Felde reiten zu können. Mein Schwiegervater verkaufte mir ein, wenn auch nicht sehr schönes, so doch tüchtiges, sicheres und an Strapazen gewöhntes Pferd, was für den Dienst eines Bataillons-Adjutanten der Infanterie vollkommen genügte, für einen sehr mäßigen Preis. Auch sonst traf ich alle Anstalten, um mich für einen Krieg möglichst zweckmäßig zu equipiren, wobei mir meine Erfahrungen aus den Feldzügen von 1864 und 1866 viel nützten. Ich suchte mich so einzurichten, daß ich möglichst wenig Gepäck mitzunehmen brauchte, und bemühte mich, nur gute und dauerhafte Sachen zu bekommen. Besonders auf tüchtiges, bequemes und neues Schuhzeug hielt ich.

Immer drohender wurden jetzt die Aussichten zum Kriege, und je mehr dies der Fall, desto lebhafter schlugen auch die Flammen der Begeisterung im ganzen weiten Preußenlande, ja so viel uns die Zeitungen meldeten, im gesammten deutschen Vaterlande empor Es war in dieser Hinsicht wirklich eine selten schöne und großartige Zeit, und ich preise Gott, daß seine Gnade mich solche erleben ließ. Noch erregter wie 1866 war die Stimmung in unserer Provinz, noch kriegsmuthiger und

opferfreudiger wie selbst damals, zeigte sich die Bevölkerung. Besonders in unserer braven brandenburgischen Landbevölkerung, dieser festen Stütze des Staates, die nicht wankt und weicht, wenn es gilt die Ehre des preußischen Königshauses selbst mit der größten Aufopferung zu schirmen, begann der alte grimmige Franzosenhaß von 1813 her, der niemals ganz erloschen, sondern nur allmählich eingeschlafen war, sich mit voller Kraft wieder zu regen.

Am Abend des 16. Juli traf der Befehl zur sofortigen Mobilmachung bei uns ein. Ganz von selbst und ohne Ordre, hatten die Soldaten die Kaserne vollständig illuminirt und Mancher von ihnen opferte seinen letzten Dreier, um ein dünnes Licht zu kaufen und das Zimmer, in dem er lag, mit erhellen zu helfen. Auf dem Kasernenhofe spielte die Regimentsmusik unser schönes Nationallied: „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben“ und später auch noch „Das deutsche Vaterland“ von Arndt und „Was schmettern die Trompeten, Husaren heraus, es reitet der Feldmarschall mit fliegendem Saus“, bis der alte prächtige Dessauer Marsch, unter dessen Klängen das preußische Heer schon so oft zu Sieg und Ehre marschirt ist, diese Abendmusik schloß. Unser Oberst hatte befohlen, daß die Kasernen bis 12 Uhr Nachts offen bleiben sollten, und so wogten unsere Soldaten durch die mit Menschen aller Stände angefüllten Straßen. Es war ein Jubel und Singen und Hurrah-Rufen „Hoch lebe der König“, daß man hätte glauben sollen, die ganze Stadt feiere ein Freudenfest und nicht

den Befehl zum Ausbruch des Krieges mit dem mächtigen, überstolzen Frankreich. So beantwortete das altpreußische Volk die frechen Drohungen der Franzosen, und es waren dies nicht blos leere Worte, sondern die gewichtigen Thaten folgten solchen auf der Stelle nach.

Mit gleicher, ja wo möglich noch gesteigerter unübertrefflicher Schnelligkeit und Ordnung wie im Jahre 1866, geschah alsbald die Mobilmachung. Das beste Uhrwerk konnte nicht genauer gehen, wie jetzt alle Anstalten und Arbeiten, welche durch die Mobilmachung nothwendig wurden, geschahen; und vom kommandirenden General bis zum letzten Unterofficier, waren Alle fast den ganzen Tag und oft noch einen guten Theil der Nacht thätig, um die vielen Pflichten, die jetzt auf uns lasteten, so zu erfüllen, wie der Dienst dies erforderte. Und wie gern thaten wir dies, wie dünkte Keinem der Dienst zu schwer und die Anstrengung zu ermüdend, und freiwillig boten sich Alle auch zu solchen Obliegenheiten, denen sonst Jeder möglichst gern aus dem Wege zu gehen suchte, an. Aber auch alle Stände ohne Ausnahme, unterstützten jetzt uns Soldaten in dem Bestreben, so bald als nur irgend möglich ein kriegsgerüstetes Heer gegen Frankreich aufstellen zu können. Viele Reservisten und Landwehrmänner warteten gar nicht einmal die Einberufungsordre ab, sondern stellten sich freiwillig, und die Gutsbesitzer und Bauern brachten aus freien Stücken ihre Pferde, solche für den Dienst anbietend. Auch die Zahl der alten Veteranen und der in Pension

oder in Disposition befindlichen Officiere, welche jetzt um eine Wiedereinstellung nachsuchten, war sehr groß; ebenso auch die der jungen Reserve-Officiere, die aus den fernsten Theilen von ganz Europa so schnell als nur möglich herbeieilten, um nicht den Abmarsch des Regiments zu versäumen. So kam zu uns ein junger Kaufmann, der eine sehr einträgliche Stelle in Petersburg als Kassirer eines großen Banquiershauses bekleidete; wie er die Kriegserklärung Frankreichs gegen Preußen gelesen hatte, war er am selbigen Tage aus seiner Stellung ausgetreten und so schnell als möglich gereist, um nicht zu spät zu kommen. Er trat als Vice-Feldwebel bei uns ein, ward bald zum Officier befördert und blieb leider in einer der ersten Schlachten. Aehnliche Beispiele, wie junge Reservisten mit freudiger Hintenansetzung ihres persönlichen Vortheils, in größter Eile sich zum Dienst meldeten, sind mir gar viele bekannt geworden. Ja, es ist ein prächtiges Volk, unser preußisches, das erkannte ich 1866, als es hieß, unser König ist bedroht und in Gefahr, und in gleicher Weise auch jetzt wieder. Für mich selbst wurde diese allgemeine Freude anfänglich sehr durch die Nachricht getrübt, ich solle zu einem Landwehr-Regiment als Regiments-Adjutant versetzt werden. Zwar kann ein Officier auf jedem Posten, wohin ihn der Dienst des Königs ruft, seine Pflicht im vollsten Grade erfüllen, und auch im Kriege können wir nicht Alle mit in das Feld marschiren, sondern mancher Officier muß daheim im Vaterlande zurückbleiben, allein dennoch wäre es für mich höchst schmerz-

lich gewesen, wenn ich nicht mit meinem Regimente zum Ausmarsch gekommen sein würde. Die Landwehr ist ja mit vollem Recht mehr zur Reserve als zum Dienst im offenen Felde bestimmt, und mußte ich den Posten eines Regiments-Adjutanten bei einem Landwehr-Regiment bekleiden, so war es sehr leicht möglich, daß ich zur Theilnahme am Kampfe selbst gar nicht gekommen wäre, und es würde mir für mein ganzes ferneres Leben doch sehr schmerzlich gewesen sein, wenn ich jetzt nicht gegen die so bitter gehaßten Franzosen hätte kämpfen können. Selbst meine Braut, so sehr sie auch um mich bangte und sorgte, theilte hierin mit mir die gleichen Gefühle und wünschte nicht mich zur Landwehr abkommandirt zu sehen. Glücklicher Weise erfolgte drei Tage vor dem Abmarsch, noch eine Aenderung. Ein tüchtiger Premier-Lieutenant unseres Regiments, der sich 1866 besonders ausgezeichnet hatte, war jetzt so brustleidend geworden, daß die Aerzte glaubten, er würde den Kriegsdienst bei einer activen Feldtruppe nicht gut vertragen können. So erhielt denn er das Kommando zur Landwehr und ich trat an seiner Stelle in die Kompagnie ein. Zwar wäre ich lieber Bataillons-Adjutant geblieben, allein es fehlte sehr an älteren erfahrenen Lieutenants in den Kompagnieen, welche nöthigenfalls die Stelle des Hauptmanns bei einer etwaigen Erkrankung oder Verwundung vertreten konnten. Ich war über mein Bleiben beim Regiment so erfreut, daß ich meinem Kameraden, der zum Regiments-Adjutanten bei der Landwehr ernannt war, mein gutes Pferd zu dem wohlfeilen Preis, welchen

ich selbst meinem zukünftigen Schwiegervater dafür bezahlt hatte, wieder verkaufte.

Meine vielen dienstlichen Pflichten gestatteten es mir nicht, nach der Oberförsterei zu eilen, um von meinem theuren Gretchen Abschied zu nehmen, und so kam das herrliche Mädchen in Begleitung ihres alten ehrwürdigen Vaters, in unsere Garnisonsstadt zu einem kurzen Besuch. Wenn es möglich gewesen wäre, daß meine Liebe zu ihr sich noch steigern konnte, so hätte dies jetzt geschehen müssen, so prächtig benahm sie sich. Sie war die echte deutsche Jungfrau und ihr edles Herz glühte von dem reinsten Patriotismus. Kein Wort der Klage über unsere Trennung — vielleicht auf Nimmerwiedersehen — kam über ihre Lippen, und weil sie wußte, wie schwer mir das Herz bei dem Gedanken an den Abschied wurde, so bemühte sie sich, mich zu erheitern und meine traurigen Gedanken möglichst zu verbannen. Es war grade an dem Tage die Kabinetsordre unseres Königs über die Errichtung des eisernen Kreuzes erschienen, und da ihr Vater diesen stolzen Ehrenschmuck von 1814 her noch auf seiner Brust trug, so scherzte Gretchen jetzt, daß auch ich mir solchen verdienen müsse, denn der Gedanke sei für sie zu schön, daß ihr Vater und ihr Gatte Beide das eiserne Kreuze tragen würden.

So kam die Stunde des Abschieds von dem theuersten Wesen, das ich auf Erden besaß. Wir gingen einem blutigen und schweren Kriege entgegen und es war leicht möglich, daß ich zu dessen Opfern gehören mußte. Der Gedanke, es sei vielleicht das letzte Mal, daß ich mein

Gretchen an mein Herz drücke, war ein so schmerzlicher, ich konnte meine Standhaftigkeit nicht länger behaupten und die Thränen traten mir trotz allen Widerstrebens in die Augen. Ich schäme mich ihrer nicht, denn der Abschied von einer über Alles geliebten Braut, um in den Kampf gegen ein Heer wie das französische ist, zu ziehen, wird auch die Brust des festesten Mannes mit gewaltigem Schmerz erfüllen müssen. Meine Pflicht hat aber unter dieser gerechten Trauer keinen Augenblick gelitten; dies Zeugniß kann ich mir selbst geben, und so hatte ich auch keinen Grund, mich meines Gefühles zu schämen.

Drittes Kapitel.

Der Abmarsch in den Krieg. Der Uebergang über den Rhein. Allgemeine Begeisterung des Volkes Quartier und Leben in der Rheinpfalz Gute Kameradschaft mit den baierischen Truppen. Weitere Vorkommnisse im Felde.

Der Tag des Abmarsches kam und mit dem grauenden Morgen rasselten im Kasernenhofe die Trommeln, um die Kompagnien zu versammeln. Es war in dieser letzten Nacht wohl den wenigsten Einwohnern unserer Garnisonsstadt, viel Schlaf in die Augen gekommen. Fast Alle waren mehr oder weniger mit Officieren und Soldaten verwandt und bekannt, und so hatte der Gedanke unseres Ausmarsches sie wach erhalten. Auch die Bevölkerung der Umgegend war viele Meilen weit in der Runde in die Stadt geströmt, um dem Ausmarsch der Bataillone, in denen so viele Angehörige dienten, mit beizuwohnen. So herrschte in allen Gasthäusern, Bier- und Schnapsschänken die ganze Nacht ein reges Leben, ebenso wie auch die Kaserne gar nicht geschlossen wurde. Es wurde getrunken, gesungen, zahllose Hurrah's auf unseren König, den Kronprinzen, den Prinz Friedrich Karl und andere Heerführer ertönten; auf den Kaiser

Napoleon wurden Spottlieder gemacht, dazwischen nahmen die vielen einzelnen Liebespaare schmerzlichen Abschied von einander; kurz, es war ein ungemein bewegtes, an fröhlichen, wie auch an schmerzlichen Scenen überreiches Leben und Treiben. Mir war recht weh um das Herz. Bereits das dritte Mal zog ich für meinen König und Herrn und die Ehre der preußischen Fahne in den Krieg, aber wie ungleich leichter hatte ich dies die ersten beiden Male gethan. Damals war ich frei und ließ nichts in der alten Garnison zurück, jetzt hatte ich soeben von dem Theuersten was ich besaß, einen langen Abschied nehmen müssen. So wie meine dienstlichen Pflichten es gestatteten, zog ich mich in die Einsamkeit zurück und machte noch einen langen nächtlichen Spaziergang in den Promenaden der Stadt, um ungestört von all dem lärmenden Treiben, meinen Gedanken mich hingeben zu können. Es waren recht trübe Gefühle, die mich bewegten, denn eine innere Ahnung, gegen welche ich vergebens anzukämpfen suchte, sagte mir fort und fort, daß ich mein Gretchen in diesem Erdenleben nicht wiedersehen würde! —

Der Abmarsch unseres Bataillons nach dem Bahnhofe geschah grade nicht mit der Ordnung, auf welche sonst bei jeder preußischen Truppe mit Recht so strenge gehalten wird. Man merkte es manchen Soldaten deutlich an, daß sie die Nacht außerhalb ihrer Betten verbracht hatten und die Freunde und Angehörigen drängten sich in die Glieder, um noch zuletzt Abschied zu nehmen. Trotz der frühen Morgenstunde wogte eine

Menschenmenge auf den Straßen und besonders auch auf dem Platze vor dem Bahnhofe, und die Fenster aller Häuser waren mit Frauen und Mädchen, welche mit den Taschentüchern den letzten Abschiedsgruß winkten, dicht besetzt. Gar viele rothe verweinte Gesichter sah man darunter. Es kostete wirklich einige Anstrengung, die Mannschaft so schnell und ordentlich als dies die Nothwendigkeit erforderte, in die Waggons einsteigen zu lassen, denn noch im letzten Augenblick drängten sich ihre Angehörigen dazwischen. Endlich war auch dies besorgt, die zwei Lokomotiven vor dem mächtigen Extrazug ließen ihren gellenden Pfiff erschallen, ein brausendes Hurrah, sowohl von uns Soldaten wie auch von den zurückbleibenden Einwohnern ertönte, und fort fuhren wir in den heiligen Krieg gegen Frankreich, um die Ehre und Unabhängigkeit des gesammten deutschen Vaterlandes gegen jeden frechen Angriff mit unserem Blute zu schirmen. Ueberall in allen Dörfern und Städten, welche unser Zug passirte, drängten sich die Menschenmassen an die Bahn, und es ward gejubelt, Hurrah gerufen, der Kaiser Napoleon und die Franzosen verwünscht; kurz ein Lärm gemacht, daß die Ohren mitunter davon gellten. Es war ein ganz unbeschreibliches Getobe und Gelärme. Dabei zeigte sich überall ein tiefer Haß gegen die Franzosen und eine grimmige Wuth über die Frechheit ihrer jetzigen Kriegserklärung. Als wir 1866 in den Krieg gegen die Oesterreicher zogen, da sahen wir Alle solchen Kampf als eine traurige Nothwendigkeit an, einen Haß hegte Keiner gegen die Oesterreicher; im Gegentheil,

Manche von uns, zu denen auch ich gehörte, erinnerten uns der guten Kameradschaft, mit der wir 1864 in Schleswig-Holstein zusammen gefochten hatten, und wir bedauerten lebhaft, daß wir grade gegen sie unsere Waffen wenden mußten; jetzt aber war eine ungleich feindseligere Stimmung vorhanden und ein wirklicher Haß erfüllte das preußische Volk wie Heer. In Berlin hielten wir Mittag. Es waren großartige Anstalten zur Verpflegung der Truppen auf dem Bahnhofe getroffen und die Speisen und Getränke für die Officiere und Mannschaften zeigten sich reichlich und gut. Nur die Frechheit vieler Berliner Bummler und das sehr freie Benehmen mancher hoch eleganter Damen, die auf dem Bahnhofe sich zeigten, machten auf uns Alle einen höchst unangenehmen Eindruck. Trotz der polizeilichen Verbote und der Wachen, wußten sich doch Taschendiebe und andere zweideutige Personen zwischen uns zu drängen um uns im Gewühl zu bestehlen oder sonstigen Unfug zu treiben. So ward mir meine kleine Reisetasche, die ich nur einen Augenblick bei Seite gelegt hatte, im Umsehen entwendet und meinem Kameraden kam seine Börse aus der Tasche fort. Einen Taschendieb, sehr modern und elegant gekleidet, erwischten unsere Soldaten noch rechtzeitig und prügelten ihn so gewaltig durch, daß er gewiß längere Zeit die Denkzeichen davon an sich gehabt haben wird. Dies und das Gedränge und Gewirre, welches auf dem Berliner Bahnhofe herrschte, bewirkten, daß wir Alle recht froh waren, als wir wieder in unseren Waggons saßen und der Zug fortdampfte. In Halle hielten wir

eine zweistündige Rast, um unser Abendessen einzunehmen. Ich hatte an meine liebe alte Mutter geschrieben, sie möge, wenn es ihr irgend möglich sei, dorthin kommen, damit ich Abschied von ihr nehmen könnte, und zu meiner großen Freude traf ich sie in Begleitung meiner beiden Schwestern und meines Schwagers, des Predigers, auf dem Bahnhofe. Es waren zwei freudige, und doch auch schmerzliche Stunden, die ich jetzt im Kreise meiner theuren Angehörigen auf dem Haller Bahnhofe verlebte. Meine zweite Schwester Louise hatte auch Abschied von ihrem Verlobten, dem Eisenbahn-Ingenieur, nehmen müssen, der als Landwehr-Officier bei einer Pionir-Abtheilung eingezogen war. Viel zu früh für uns ertönte das Signal zum Einsteigen, noch eine herzliche Umarmung von Allen, den Kuß der Mutter auf meinen Mund, und fort rief mich des Dienstes Pflicht. — Unsere Mannschaft, die in Halle sehr gut bewirthet war, sang verschiedene patriotische Lieder und so brauste der Zug in die dunkle Nacht hinein, dem fernen Rhein zu, als dessen Schützer wir berufen waren. Meine Kameraden im Waggon waren bald Alle in süßem Schlaf versunken, mich hielten die traurigen Eindrücke des letzten Abschiedes noch lange wach und gar manche Gedanken durchkreuzten mein Gehirn. Gott hatte mich bisher so treu durch alle Gefahren geleitet und das innige Dankgefühl dafür vereinte sich mit der Bitte, daß ich auch jetzt wieder ein frohes Wiedersehen mit meinen theuren Lieben feiern dürfe.

Der Rhein, dieser schönste aller Ströme Deutsch-

lands, war erreicht und wurde mit lautem Jubel von uns Allen begrüßt. Manche von den Officieren und die Meisten der Soldaten unseres Bataillons, hatten den Rhein noch niemals gesehen und das Großartige und wirklich Majestätische seines Anblicks entzückte jetzt Alle. Auch ich freute mich sehr, den alten lieben Vater Rhein, den ich seit unseren Ausmarsch im Januar 1864 nach Schleswig-Holstein, nicht wieder sah, jetzt abermals begrüßen zu dürfen. Gar lebhaft stieg die Erinnerung an jene Frühlingstage des Jahres 1862, als ich auf der Fußwanderung, um als Avantageur bei meinem ersten Regimente einzutreten, den Rhein zuerst erblickte und mit lautem Jubel begrüßte, in mir auf. Welche reiche Schicksale hatte ich in diesen 8 Jahren erfahren und wie ward mir so volle Ursache, Gott für seine große Gnade, mit der er mich bisher durch das Leben geleitet, inbrünstig zu preisen. Damals war ich ein unerfahrener Jüngling, der nicht ohne Scheu und Zagen in die neuen, ihm bisher so fremden Verhältnisse eintrat, jetzt hatte ich schon in zwei ernsten Kriegen für meinen König und Herrn gefochten, eine schwere Wunde, von der ich aber gänzlich wieder genesen war, davongetragen, 5 vor dem Feind erworbene Orden, Denkmünzen und Feldzugskreuze zierten meine Brust, ich war bereits Premier-Lieutenant geworden und als köstlichsten Schatz besaß ich die treue Liebe meines herrlichen Gretchens, die in meinen Augen die Zierde aller deutschen Jungfrauen war. Hatte ich somit nicht volle Ursache, mein bisheriges Geschick mit dankbarem Herzen zu preisen? O, wenn doch mein

edler, theurer Vater mich in dem Augenblick, als ich an der Spitze der Kompagnie, deren Hauptmann einer wieder aufgebrochenen Fußwunde wegen einige Tage noch zurückgeblieben war, jetzt über den Rhein marschirte, gesehen hätte, wie würde sein Herz über solchen Anblick gejubelt haben. Der Gedanke, gegen die Franzosen, die er wegen ihrer Revolution von 1789 so bitter haßte und seitdem als die Erbfeinde von Deutschland betrachtete, noch einmal in den Krieg ziehen zu dürfen, hatte ihn, wie meine Mutter uns nach seinem Tode so oft erzählte, stets beschäftigt, und solch Kampf war ein Lieblingswunsch von ihm gewesen. Und jetzt that der Sohn, was der Vater vergeblich gewünscht, und führte seine Kompagnie über den Rhein zum Kampfe gegen Frankreich, was abermals die Ruhe und den Frieden Deutschlands auf die unverschämteste Weise zu bedrohen gewagt, wie es dies in den letzten 200 Jahren schon so oft und leider auch häufig mit so großem Erfolg gethan hatte.

Die Bevölkerung am Rhein und besonders am Ober-Rhein, ist wesentlich von der in Norddeutschland verschieden, und es muß der Genuß des Weines machen, daß die Menschen hier so lebhaft und so redselig sind. Und nun gar jetzt, da wir in den Krieg zogen, was war's für ein Gelärme, Gesinge, Gejuble am Rhein, wie viel ward getrunken und wie floß der Wein in vollen Strömen. Man hätte sich wirklich oft einen leeren Weinschlauch statt des Magens wünschen mögen, um alle die vielen Schoppen, die einem stets dargebracht wurden

und deren Verweigerung die Leute kränkte, nur zur Hälfte austrinken zu können. Mein erstes Quartier am linken Rheinufer, erhielt ich in dem Hause von einem wohlhabenden Fabrikanten eines kleinen Städtchens in der Rheinpfalz. Schon gleich als ich durch das eiserne Gitterthor, welches den sehr eleganten Hof von der Straße abschloß, eintrat, kam mir der Hausherr, ein sehr stattlicher Mann mit vollem Gesicht und dunklem Vollbart, entgegen. In der einen Hand trug er eine volle Flasche mit feurigem Wein, in der andern einen großen grünen Römer. „Ich bring Ihnen den Willkommstrunk, Herr Ober-Lieutenant," sagte er, und goß den Römer, der grade eine Flasche faßte, voll, ihn mir überreichend. Ich that einen tüchtigen Zug, denn der Wein war gut und ich sehr durstig, und gab das Glas dann meinem Wirth zurück. Der aber meinte, ich müsse ihn wenigstens zur Hälfte leeren, sonst zeige ich, daß der Wein mir nicht munde und es sei doch edler 64ziger von der besten Deidesheimer Lage. Das Quartier, welches ich erhielt, war sehr modern und elegant möblirt. Als ich mich von dem Staube des Marsches etwas gereinigt hatte, ging ich herunter, um mich der Familie vorzustellen und dann das gemeinsame Mittagsmahl einzunehmen. Die Hausfrau war eine stattliche Dame, und die zwei Töchter, die jetzt der Kriegsgefahr wegen, aus der Mannheimer Pension zurückgeholt, versprachen dereinst ebenfalls sehr hübsch zu werden. Das Mittagsessen, wobei die Küche sehr nach französischem Geschmack war, zeigte sich vortrefflich und der beste Wein stand in Menge auf dem

Tisch. Ich sollte und mußte viel trinken und mit Allen anstoßen, und obgleich ich mehr trank als sonst jemals geschah, lachte und spottete mein Wirth doch über meine Mäßigkeit und wunderte sich, daß wir preußischen Officiere der Flasche nicht eifriger zusprächen. Dabei versicherte er mir, er habe früher die Preußen gehaßt und Bismarck für einen Junker und Reactionär und ich weiß nicht für was Alles sonst noch gehalten, seit 1866 jedoch eine andere Meinung von ihm bekommen und jetzt sei Bismarck in seinen Augen der erste Staatsmann Europas; auch uns preußische Soldaten verehre er sehr. Ueberhaupt war mein Quartierwirth ein gar eifriger Politiker und entwickelte mir bei Tisch alle möglichen politischen Raisonnements und Combinationen, von denen ich früher nicht das Mindeste gewußt hatte, stets dabei versichernd, er sei ein Liberaler und wolle mit den Reactionärs nichts zu thun haben. Als ich ihm sagte, wie mich im Allgemeinen die Politik nicht viel kümmere, ich es denen überlasse politische Verhandlungen zu machen, von welchen ich glaube, daß sie Zeit und Kenntnisse dazu besäßen, und mich mein Dienst weit mehr interessire als alle politischen Raisonnements, schüttelte er sehr verwundert den Kopf hierüber und meinte, da sei ich doch noch sehr zurückgeblieben und nicht mit dem Geist der Zeit fortgeschritten; er selbst befinde sich schon auf einem viel höheren Standpunkt und sei Mitglied von mindestens einem halben Dutzend politischen Vereinen. Lachend erkannte ich seine Ueberlegenheit auch an und sagte bei uns heiße es: „Schuster bleib bei deinem Leisten,“ und wir preußischen Officiere hul-

digten dem Grundsatz: „Der Soldat sei für die That, aber nicht für den Rath.“ Am Abend mußte ich meinem Gastfreund, der übrigens, abgesehen von seiner politischen Kannegießerei, ein höchst liebenswürdiger und in seinem Geschäft gewiß auch thätiger und unterrichteter Mann war, in das Casino des Städtchens begleiten. Hilf Himmel, welch ein Durcheinanderschwirren der Stimmen und ein Geschrei und Gekreische war in dem nicht allzu geräumigen und jetzt überfüllten Zimmer. Man hätte wirklich im Anfang glauben können, in eine Judenschule einzutreten. Da war ein Redner, wie ich später hörte, ein Rechtsanwalt, der entwickelte die tiefsinnigsten strategischen Pläne und zeigte den Zuhörern, wie Moltke es machen müsse, um alle französischen Armeen in kurzer Zeit zu umzingeln, und welche Märsche die deutschen Truppen unternehmen sollten, damit sie ja recht schnell in Paris einrücken könnten. Als ich mir die Mühe gab, einen Augenblick diesen Vorträgen zuzuhören, bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß der eifrige Redner auch nicht die mindeste Kenntniß von den Operationen eines Heeres besitze und namentlich bei allen seinen Plänen annahm, daß eine Armee im Kriege keinen Proviant und keine Munition bedürfe. Als ich ihn hierauf aufmerksam machte, lachte er und meinte, das sei freilich etwas Anderes, daran habe er gar nicht gedacht. Ein anderer Herr, seines Standes ein ehrsamer Materialwaarenhändler, hatte sich auf die höhere Politik geworfen und entwickelte politische Pläne, ließ Oesterreich und Rußland Bündnisse machen, als wenn er tagtäglich statt

seinen Kunden Kaffee und Zucker abzuwiegen, die geheimen Akten aller Gesandtschaften studire und die genaueste Kenntniß des Charakters der Regenten der europäischen Großstaaten besitze. Es war ein entsetzlicher Unsinn, der hier zusammengeschwatzt wurde. Uebrigens kam es den Rednern gar nicht darauf an, ob ihre Ansichten richtig oder falsch, begründet oder gänzlich unbegründet waren, sie wollten nur recht viel und laut sprechen und ihre angegriffenen Kehlen dann durch zahlreiche Schoppen stärken. Dabei ging Alles sehr harmlos und gemüthlich zu, und die Streitenden, die einen Augenblick zuvor gegen einander losgeschrieen hatten, als wollten sie sich in die Haare fahren, stießen im nächsten Augenblicke mit den Schoppengläsern fröhlich an und waren die besten Freunde. Es ist dies nun einmal die rheinpfälzische Sitte in den Wein- und Trinkstuben; wir ruhigen, ernsten Norddeutschen und gar wir preußischen Officiere, die wir streng auf äußere Formen halten, können uns schwer darin finden. Uebrigens waren alle diese Herren im Kasino gegen mich und noch zwei andere Kameraden von mir, die ebenfalls als Gäste von ihren Quartiergebern mitgenommen waren, von der äußersten Höflichkeit und Liebenswürdigkeit. Namentlich wurde so häufig mit uns angestoßen und Toaste ausgebracht, daß wir, wenn wir nur auf die Hälfte davon Bescheid gethan hätten, bald unter dem Tisch gelegen haben würden. Es ist ganz erstaunlich, was ein echter rheinpfälzischer „Schoppenstecher", so heißt der Provinzialausdruck, trinken kann, und der „kleine Moltke", so wurde der vorhin er-

wähnte Stratege von den Anwesenden in der Trinkstube spottweise genannt, trank wohl ein Dutzend Schoppen, ohne daß man ihm dies anmerken konnte.

Da wir am andern Tage einen Rasttag in dem freundlichen Städtchen hielten, so benutzte ich diesen, um in Begleitung meiner beiden liebenswürdigen Wirthstöchter, die sich mit freundlicher Gefälligkeit als Führer anboten, eine ungefähr $^1/_2$ Stunde entfernte Ruine eines Schlosses zu besuchen. Es gewährt mir stets ein großes Interesse, dergleichen alte frühere Ritterburgen zu besuchen, alle ihre Räume genau zu durchforschen, mich dabei in die frühere Vergangenheit zurückzuversenken und Vergleichungen des Lebens und der Sitten im Mittelalter, mit denen in unserer Jetztzeit anzustellen. Bei uns in den Ebenen Norddeutschlands findet man solche alte Burgen nirgends, und ich freute mich daher stets, wenn ich nach Thüringen kam, wo noch manche vorhanden sind. Hier in den Rheinlanden hätte ich nun meinen Hang zum Herumklettern in diesen alten verfallenen Gemäuern hinlänglich befriedigen können, allein es fehlte jetzt an Zeit, die durch den Dienst mit seinen vielen Pflichten gar sehr in Anspruch genommen wurde. Auch konnten wir erwarten, jede Stunde allarmirt zu werden, ich durfte mich daher niemals weit aus dem Quartier entfernen und mußte genau angeben, wo ich schnell zu finden sei. Welch ein Unterschied der Lebensweise übrigens im Mittelalter und in unserer verwöhnten Jetztzeit herrschte, fiel mir bei dieser Ruine recht auf. Es war früher das mächtige Schloß eines alten vor-

nehmen Grafengeschlechts gewesen, und doch welche enge niederen Räume, kleinen Fenster, schmale Treppen hatte es gehabt, und nun gar der steile Bergpfad, der zu dem Schlosse führte und den man gar nicht einmal zu Wagen, sondern nur zu Roß oder zu Fuß passiren konnte. Was wohl die Aristokraten unserer Jetztzeit und die reichen Börsenherren sagen würden, wenn sie mit ihren eleganten Damen Jahr aus Jahr ein in solchen abgelegenen Bergschlössern wohnen und so leben sollten, wie die Ritter und Edelfräuleins des Mittelalters, dazu gezwungen waren. Dennoch versuchen jetzt manche Herren die Ritter wieder nachzuäffen, kaufen sich um schweres Geld den Adels- oder gar Freiherrntitel und laufen sich die Beine ab, um irgend ein Ordensbändlein eines Fürsten zu erhalten und ihrem Namen dann stolz „Ritter des Ordens“ u. s. w. beifügen zu können. — Da es ohne Weintrinken nun einmal in der Rheinpfalz nicht abgeht, so hatten auch meine beiden hübschen Führerinnen, deren natürliche Munterkeit, Liebenswürdigkeit und Zuthunlichkeit ohne die mindeste Affectation und Ziererei mich so recht erfreute, ohne mein Wissen eine Flasche edlen Deidesheimer und einen kleinen silbernen Feldbecher in ihrem Arbeitskörbchen mit auf die Ruine genommen. Wir setzten uns in eine Fensternische, von der man eine weite, wirklich entzückende Aussicht auf einen Theil der vorderen Rheinpfalz genoß, tranken den feurigen Wein und brachten mehrere Trinksprüche aus. Der erste galt unserem Könige von Preußen, dem Oberbefehlshaber des vereinten deutschen Heeres, welches in

einer Macht, Stärke und Einheit, wie Deutschland solche früher auch nicht einmal nur annähernd gekannt hatte, in Wehr und Waffen jetzt gerüstet dastand, um jeden frechen Einfall eines übermüthigen Feindes blutig zurückzuweisen. Der zweite, daß kein französischer Soldat, außer als Kriegsgefangener, jemals wieder die Rheinpfalz, welche früher schon so oft zum Tummelplatz des Uebermuthes der Franzosen gedient hatte, betreten möge. Ich hatte meinen schönen Führerinnen meine Verlobung erzählt und ein kleines Miniaturbildchen meines Gretchens, welches ich stets in meiner Brieftasche bei mir trug, gezeigt. Die Aelteste der beiden Schwestern, ein gar sinniges Mädchen mit braunen Augen, brachte die Gesundheit meiner fernen Braut, die in den brandenburgischen Wäldern mit treuer Liebe meiner gedenke, aus. Es ist selbstverständlich, daß ich mit großer Begeisterung in diesen Toast einstimmte und versprach, meiner Braut den ganzen Vorgang zu schildern. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne färbten jetzt die fernen Kuppen und Spitzen der Vogesen, die wir von der Ruine sehr gut sehen konnten, mit purpurner Gluth. Da ergriff Eugenie, die Jüngste der beiden Schwestern, die ein sehr lebhaftes Mädchen war und sich gern in politischen Träumen und Wünschen zu ergehen schien, den Becher, goß den letzten Rest des Weines hinein und sprach: „Auf daß die schönen Kuppen der Vogesen und mit ihnen der Elsaß, die einst ein Kleinod Deutschlands waren und uns durch einen frechen Raub heimtückischer Weise entrissen wurden, bald und

dann für immer mit dem großen mächtigen und einigen Deutschland wieder vereinigt werden." Ich liebe es nicht, wenn das weibliche Geschlecht sich viel um Politik bekümmert, und die emancipirten Damen, die bei öffentlichen Gelegenheiten als Rednerinnen glänzen wollen, sind mir stets ein Greuel gewesen, aber dieser Trinkspruch kam jetzt so natürlich aus dem Munde des jungen Mädchens und sie war dabei so fern von Eitelkeit, daß ich aus vollem Herzen mit einstimmte und den Becher leerte.

Die Dämmerung trat schon ein, als wir die Ruine verließen und den Heimweg einschlugen. Es war ein sehr hübscher, wirklich romantischer Abend gewesen, welchen wir dort in dem alten Gemäuer verlebt hatten, den ich niemals wieder aus dem Gedächtniß verlieren werde. In meinem Quartier angekommen, erhielt ich den ersten Brief von meinem Gretchen. Welche unendliche Freude war es für mich, als ich das Couvert mit den theuren wohlbekannten Schriftzügen auf meinem Tische erblickte, und wie verschlang ich den Inhalt der Zeilen, die glücklicher Weise nur gute Nachrichten enthielten. Aber nicht ein Mal, sondern zwei und drei Mal las ich den Brief, und obgleich ich den ganzen Inhalt zuletzt auswendig wußte, freute ich mich doch noch, wenn mein Auge auf den Schriftzügen, die von der Hand der Geliebten meines Herzens herrührten, weilte. Wirklich, ich segnete die Einrichtung der Feldpost und pries die seltene Tüchtigkeit und unausgesetzte Pflichttreue aller ihrer Beamten, denen ich es verdankte, daß mich diese Botschaft von

meiner Braut schon jetzt so unendlich erfreute. — Der Hauptmann meiner Kompagnie war jetzt wieder bei uns eingetroffen und übernahm deren Führung. So aufrichtig es mich auch freute, daß er von seinem Unfall in Halle so bald wieder hergestellt und vollkommen kriegstüchtig war, so will ich doch nicht läugnen, daß es mich etwas verdroß, den Befehl über die Kompagnie nunmehr schon wieder abgeben und von der stolzen Stelle eines Führers hoch zu Roß, zu der bescheidenen eines Lieutenants zu Fuß heruntersteigen zu müssen. Es ist für einen jungen Officier ein gar schönes und stolzes Gefühl, wenn er eine Kompagnie von 250 muthigen und tüchtigen Soldaten, gegen den Feind seines Königs und Vaterlandes in den Krieg führen darf.

Die unversiegbare Lebenslust der Rheinpfälzer zeigte sich auch wieder darin, daß am Abend ein kleines Tanzvergnügen veranstaltet wurde. Nur wenige Meilen stand ein grimmiger Feind von der Grenze entfernt, bereit, jeden Tag einzumarschiren und das Land zu verwüsten, wenn wir dies nicht verhinderten, auch der ungemein starke Durchmarsch der Truppen belästigte die Einwohner nicht wenig und trotzdem trieb ihre Lebenslust sie doch zum Tanze. Es war ein kleines heiteres Fest, was bis gegen Mitternacht dauerte und bei dem wir uns Alle sehr gut vergnügten. Wohl 8—10 junge und meist auch recht hübsche Mädchen, größtentheils Töchter der Honoratioren des Ortes, bildeten die Tänzerinnen, wir Officiere von 2 Infanterie-Kompagnien und einigen Dragoner-Schwadronen, die hier einquartiert waren,

die Tänzer. Zwar war das Tanzlokal nur klein, und das aus 3 Mann bestehende Orchester äußerst mittelmäßig, aber desto besser war dafür der Wein und ungezwungener unsere allgemeine Heiterkeit. Ich tanzte besonders gern mit meinen Wirthstöchtern, deren unschuldige Fröhlichkeit mich immer mehr ansprach, je mehr ich sie kennen lernte. Die jungen Mädchen hätten gern die ganze Nacht hindurch getanzt und ihre Väter gezecht, allein wir Officiere mußten um Mitternacht aufhören, denn am nächsten Morgen in aller Frühe sollte der Abmarsch stattfinden, und einige Stunden Schlaf bedurfte der Körper nothwendig.

Es war am Morgen ein ganz betrübter Abmarsch, denn mit wenigen Ausnahmen hatte es uns Allen vortrefflich in unseren Quartieren gefallen. Doch des Soldaten Loos im Felde ist es ja oft, von dort sehr schnell wieder abzumarschiren, wo er gern recht lange geweilt hätte, und dafür auf der andern Seite wieder an möglichst unangenehmen Orten desto länger bleiben zu müssen. Trotz der frühen Morgenstunde war die ganze Bevölkerung schon auf den Beinen und ihr Benehmen zeigte, daß man uns früher in der Rheinpfalz so viel verlästerten Preußen, doch ganz liebgewonnen hatte. Von meinen Wirthen nahm ich insgesammt einen recht herzlichen Abschied, denn ich hatte die ganze Familie wirklich gern. Es ist ein gewaltiger Unterschied, wie ungleich leichter und schneller man im Kriegsleben mit einander bekannt, ja selbst befreundet wird, als dies in den gewöhnlichen Zeiten des Friedens zu geschehen

pflegt. Der Mensch ist in außergewöhnlichen Verhältnissen überhaupt schneller in allen seinen Thaten und Entschlüssen, setzt sich über manche Formen hinweg, die im gewöhnlichen Leben zwar nothwendig, häufig aber recht langweilig sind, und knüpft somit auch rascher Bekanntschaften, ja selbst Freundschaften an; dies hatte ich 1864 in Schleswig-Holstein, 1866 in Sachsen und Böhmen und jetzt aufs Neue wieder in der Rheinpfalz erfahren. Wie mich der Hausherr beim Eintritt in sein Haus, mit dem vollen Römer zum Willkommstrunk empfangen hatte, so stand er auch jetzt wieder mit dem gefüllten Pokal zum Abschiedstrunk bereit. Morgens um 5 Uhr schon feurigen Rheinwein zu trinken, war eigentlich gegen meinen Geschmack, doch konnte ich es nicht ausschlagen, wenigstens einen guten Bescheid zu thun. Für den Genuß bei Rast auf dem Marsche, hatte mein gütiger Wirth noch ebenfalls eine Flasche vom „Besten" und auch sonst noch etwas kalte Küche eingepackt. Nicht allein wir Officiere hatten hier vortrefflich gelebt, sondern auch unsere Soldaten waren auf eine Weise verpflegt worden, wie sie solche sich gar nicht besser hätten wünschen können. Besonders, daß jeder Mann mindestens täglich eine Flasche Wein bekommen hatte, war unseren Leuten, die zu Hause kaum jemals welchen getrunken hatten, etwas ganz Außergewöhnliches gewesen. „Herr Lieutenant, das hier ist ein Land, viel besser kann es im Paradiese nicht zugehen, hier trinkt ja der Bauer täglich seinen Wein und bei uns zu Hause trank nur der Edelmann, bei dem ich Kutscher war, alle

Sonntage eine Flasche," sagte mein Bursche, der aus der Gegend von Landsberg an der Warte gebürtig war und bis dahin den Wein kaum gesehen, aber sicherlich niemals getrunken hatte.

Unsere Kompagnieen, welche abmarschirt waren, erhielten plötzlich Befehl noch so lange in unserem letzten Nachtquartier stehen zu bleiben, bis der Regimentsstab, der eine Meile zurückgeblieben war, den anderen Kompagnien nachgerückt kam. So standen wir noch einige Stunden aufmarschirt und konnten diese Zeit benutzen, um mit unseren lieben Quartierwirthen zu plaudern, zu scherzen und trotz der frühen Morgenstunde, auch häufig noch zu zechen. Ohne viel und möglichst gut zu trinken, thut's der echte Rheinpfälzer nicht und zu jeder Tag- und Nachtstunde ist er nicht abgeneigt, den Wein über seine Lippen fließen zu lassen. Die treffliche Musik unseres Regiments gefiel den lustigen Pfälzern sehr, wie auch die stramme Haltung und das feste Auftreten unserer Soldaten, ihnen entschieden imponirte. Solche Truppen mit einer so festen Haltung und dabei so gut gekleidet, hatten sie bisher noch niemals gesehen. „Der einzelne preußische Officier sieht immer aus, als hätte er einen Ladstock verschluckt, so steif hält er sich, und das will den Pfälzern, die mehr an das Legere und Kommode gewöhnt sind, nicht gefallen, aber wenn ein Regiment so im festen Schritt und Tritt einmarschirt, da sieht das Ganze doch nach etwas aus und hat seinen gehörigen Schick," sagte mir mein Wirth, wohlgefällig dabei schmunzelnd.

Unser nächster Marsch bei brennender Sonnengluth und einem Staube, der zuletzt so dick war, daß er kaum das Athmen erlaubte und Nase, Ohren und Augen immer mit feinem Sand ganz verstopft wurden, war ungemein beschwerlich. Wir hatten das Unglück, — wahrscheinlich durch ein Versehen, zuerst in eine bairische Munitions-Kolonne, dann in zwei preußische Kavallerie-Regimenter und zuletzt in eine preußische Artillerie-Abtheilung zu gerathen. Da gab es denn Aufenthalt über Aufenthalt, die Stockungen wollten gar nicht aufhören und wir konnten stundenlang in der Hitze und dem Staub auf der Stelle stehen bleiben, ohne fortzukommen. Es giebt gar nichts Unangenehmeres und für den Soldaten Ermüdenderes, als wenn die Truppe, zu der er gehört, in eine andere Marschkolonne kommt und nun unvermeidliche Aufenthalte entstehen. Man hofft immer, daß es jeden Augenblick wieder fortgehen kann, die Mannschaft darf daher nicht aus den Gliedern treten, sondern muß mit Sack und Pack ruhig stehen bleiben, und doch können oft Stunden vergehen, bevor der Weg wieder frei wird und der so sehnlichst gewünschte Befehl zum Weitermarsch ertönt. Es ist schon unangenehm, den Staub herunterwürgen zu müssen, den man selbst aufwühlt, wenn man aber noch den von so und so viel Tausenden von Menschenbeinen oder was noch schlimmer ist, von Pferdefüßen fremder Regimenter herunterschlucken muß, da hört aller Spaß auf und selbst der Geduldigste kann leicht zu einem gehörigen Fluch veranlaßt werden. Als nun gar zwei Ulanen-Regimenter

im scharfen Trabe bei uns vorbei rasselten, dann wieder nutzlos hielten und uns den Weg versperrten, entstand ein solcher Staub, daß es wirklich kaum zum Ertragen war. Und wie es im Kriege oft zu gehen pflegt, unsere Soldaten faßten von dem Tage an eine Art von Abneigung gegen die Mannschaft dieser beiden Regimenter, welche während des ganzen Feldzuges anhielt und sich stets, so oft wir zusammentrafen, bemerklich machte. Die Leute verkehrten selten kameradschaftlich mit einander, theilten sich ihre Vorräthe an Taback, Wein, Brod nicht gastfreundlich mit, wie es sonst im Kriege geschieht, ja es fehlte sogar nicht an Animositäten, Intriguen und offenen wie heimlichen gegenseitigen Beschuldigungen. Selbst auf uns Officiere ging, so lächerlich dies auch war, theilweise diese Spannung mit über, wir verkehrten aus freien Stücken nicht viel mit einander und beobachteten ein kühl-höfliches Benehmen. Dagegen hatte unser Regiment schon im Feldzug von 1866, ganz besondere Freundschaft mit einem Husaren-Regiment geschlossen, was nicht einmal zu unserem Armeekorps gehörte. So wie wir jetzt dies Regiment erblickten, ertönte ein Jubeln und Hurrahrufen in den Gliedern, was dann von den Husaren ebenso lebhaft erwidert wurde. Es diente in beiden Regimentern im Feldzug von 1870, kaum noch der vierte Theil der Mannschaften, welche den Krieg von 1866 mitgemacht hatten und dies waren meist ältere wieder eingezogene Reservisten, aber die alte Freundschaft hatte sich auch auf die neue Mannschaft mit verpflanzt. Wo sie zusammenkamen, theilten die Husaren

und die Soldaten unseres Regiments freundschaftlich den Inhalt ihrer Feldflaschen, Brodbeutel und Cigarrentaschen mit einander, und suchten sich auch sonst alle möglichen Gefälligkeiten zu erweisen und kleine Dienste zu leisten. Solche Ab- und Zuneigungen einzelner Regimenter gegen und für einander, die anfänglich oft aus den nichtigsten Ursachen entspringen, sich dann immer weiter fortpflanzen und von Jahrgang zu Jahrgang vererben, wird man im Frieden und mehr noch im Kriege vielfach finden. Mir selbst sind mehrfache Beispiele von beiden Erscheinungen bekannt. Namentlich die leichte und schwere Kavallerie und dann schwere Kavallerie und Artillerie, pflegen oft eine gewisse Abneigung gegen einander zu hegen, wie umgekehrt wieder Husaren und Jäger oder Füsiliere, die viel zusammen auf Vorposten waren, eine besonders warme Freundschaft schließen.

Zu der Artillerie-Abtheilung, welche uns hier über 3 Stunden den Weg versperrte, gehörten auch die Batterieen, welchen jene Kompagnie, bei der ich damals stand, während der Schlacht von Königgrätz als Bedeckung zugetheilt war. Einige Officiere, die auch schon damals bei der Batterie gestanden hatten, dienten noch in derselben und ich freute mich ungemein, als ich deren Gesichter durch den dichten Staub hervorschimmern sah. Die Flasche Deidesheimer, die mir mein freundlicher Quartierwirth mitgegeben, that jetzt vortreffliche Dienste, indem wir uns einen fröhlichen Willkommenstrunk daraus zutranken. Der Major, welcher die Abtheilung kommandirte, hatte als junger Officier 1848—50 bei

meines Vaters Batterie gestanden, war damals viel in unserm Hause gewesen und hatte mir manche Steckenpferde aus Haselnußstöcken geschnitzt, oder auch häufig, zum Schrecken meiner besorgten Mutter, mich vorne auf dem Sattel seines Pferdes mitgenommen, wenn er vom Exerciren nach Hause ritt. Er hatte mich seitdem niemals mehr gesehen und war sehr erfreut, den kleinen Fritz als bärtigen Premier-Lieutenant wieder zu begrüßen. Solch Wiedersehen alter Bekannter meines seligen, leider so früh verstorbenen Vaters, freute mich stets ungemein, da ich dann immer Worte der Freundschaft und Anerkennung für den Verstorbenen, der bei allen seinen Kameraden in einem seltenen Grade beliebt gewesen war, hörte. Und was kann für einen Sohn wohl erfreulicher sein, als das unbefangene Lob seines verstorbenen Vaters zu vernehmen. Ich suchte aus diesem Grunde auch vorzugsweise gern mit Artillerie-Officieren zusammen zu kommen und bin von meinen Regiments-Kameraden oft wegen meiner großen Vorliebe für des Königs von Preußen schwarzkrägige Soldaten geneckt worden. Habe ich das alte Artillerie-Blut, was nun schon seit mehreren Generationen in meinen Adern fließt, doch auch niemals verleugnen wollen. —

Alle die vielen Verzögerungen hatten unseren Marsch so aufgehalten, daß wir erst gegen Mitternacht an das uns bestimmte Ziel anlangten. Dabei hatten unsere Soldaten nur zu essen gehabt, was sie grade in ihren Brodbeuteln bei sich führten, denn an ein regelmäßiges

Bereiten der Speise konnte man nicht denken. Es war dies der erste größere Tagesmarsch, welchen wir in diesem Kriege machten und da die Soldaten mit vollem Gepäck marschiren mußten, so hatten wir sehr viele Marode. Besonders von den eingezogenen Reservisten, Leute, welche des Marschirens und des Dienstes schon längst entwöhnt waren, vor 8 Tagen vielleicht noch in bequemen bürgerlichen Verhältnissen gelebt hatten und nun plötzlich die enge Uniform anziehen, den schweren Tornister schleppen und 10—12 Stunden in brennender Sonnengluth und bei undurchdringlichem Staube marschiren sollten, wurden ganz unverhältnißmäßig viele marode. Der Wille war bei den Meisten gut und sie schleppten sich häufig so lange hin wie sie nur konnten, allein die Kräfte reichten nicht aus und sie fielen um. Von unserer Friedensmannschaft, die an's Marschiren und dem Tragen des Gepäcks besser gewöhnt war, hielten fast Alle aus. So ein armer Infanterist, der mit vollem Gepäck bei Hitze und Staub, oder auch im Regenwetter bei grundlosen Wegen marschiren muß, ist wirklich ein arg geplagtes Wesen und man kann es ihm nicht verargen, wenn er ein Gefühl des Neides gegen den Kavalleristen, der hoch auf seinem Rosse sitzend, stolz an ihm vorübertrabt, empfindet. Wenn man nur das Gepäck des Infanteristen erleichtern, ja ihn gänzlich von dem Tragen des Tornisters befreien könnte, so würde dies eine große Wohlthat für ihn sein. Wie ich fürchte, wird dies aber niemals gelingen. Zwar etwas leichter

könnte man wohl den Tornister und die Patrontasche machen, aber getragen muß doch Alles sein, und wird stets eine schwere Last bleiben. —

Als wir Abends nach 11 Uhr an dem für uns bestimmten Orte anlangten, zeigte es sich, daß solcher schon sehr von Truppen überfüllt und auch nicht das kleinste Unterkommen mehr für uns zu finden war. So mußte denn bivouakirt werden, was freilich Vielen nicht sonderlich angenehm zu sein schien. Es dauerte in der Dunkelheit lange, bevor ein passender Platz zum Bivouak gefunden und dann das nöthige Holz, Wasser und wenigstens etwas Stroh herbeigeschafft war. Da wir uns noch in Freundes und nicht im feindlichen Lande befanden, so mußte selbstverständlich auch die größte Schonung der Gegend stattfinden und einige Soldaten, welche die Pfähle aus den Weinbergen gerissen hatten, um solche in den Wachtfeuern zu verbrennen, wurden von dem darüber mit Recht sehr erzürnten Obersten bestraft; wie auch einen Lieutenant, der dies duldete, ein gleiches Schicksal traf. An Lebensmitteln war bei der Ueberfüllung des Ortes auch Mangel, doch wurde endlich so viel Landwein aufgetrieben, um für die Soldaten eine gute Suppe zu kochen, welche in Verein mit Speck und Brod die Mahlzeit bildete. Erst Nachts 2 Uhr kam Alles so weit in Ordnung, daß die Leute da, wo sie grade den besten Platz fanden, sich auf dem Boden ausstrecken, den Tornister unter den Kopf schieben und den Schlaf suchen konnten, welchen sie bei ihrer großen Ermüdung auch bald fanden. Dies erste Bivouak wollte

manchen jungen verwöhnten Herren, sowohl unter den Officieren, wie auch unter der Mannschaft, nicht sonderlich behagen und sie schnitten recht mißmuthige Gesichter darüber, was uns älteren Soldaten manchen Spaß verursachte. Ich mußte dabei unwillkührlich unseres ersten Bivouaks an der böhmischen Grenze im Feldzug von 1866, im strömenden Gewitterregen gedenken. Es war übrigens recht gut, daß auch unsere Neulinge im Kriege, sogleich wenigstens einigen Vorgeschmack von den Strapazen und Entbehrungen des Feldlebens erhielten und nun nicht mehr glaubten, es gäbe stets ein so vergnügtes und behagliches Leben, als am gestrigen Tage in den guten Quartieren, wo der Wein in Strömen geflossen war.

Um die Morgenkühle noch zum Marschiren zu benutzen, ließ der Oberst uns schon um 4 Uhr aufstehen, so daß wir freilich nicht allzuviel Schlaf bekamen. Es ward schnell Kaffee gekocht und um $^1/_2$5 Uhr setzten wir unseren Marsch fort. Wir verließen jetzt den reichen, von der Natur sehr gesegneten Theil der vorderen Rheinpfalz, wo Wein gedeiht, Mandel und Kastanienbäume blühen und marschirten bergauf, bergab in das Gebirge hinein. Dies viele Bergsteigen gefiel zwar unseren größtentheils aus der Ebene gebürtigen Soldaten, welche bisher kaum einen Hügel und noch weniger einen Berg gesehen hatten, nicht besonders, kostete manchen Schweißtropfen und erpreßte viele Flüche, war nun einmal aber nicht zu vermeiden. Da übrigens die Witterung weit kühler als am gestrigen Tage und ein Regenschauer am

Frühmorgen den Staub gelöscht hatte, wir auch nicht mit anderen Truppentheilen den Weg kreuzten und es daher keine Stockungen gab, so litten unsere Soldaten weit weniger und es gab fast gar keine Marode. Auf diesem Marsche bemerkte ich auch zuerst, daß die Witzbolde und Lustigmacher der Kompagnie sich zu zeigen anfingen. Wir waren aber in dieser Hinsicht nur sehr schwach ausgestattet, unsere Lustigmacher entwickelten wenig Komik und Humor und erreichten nicht einmal annähernd ihre Kollegen bei jener Kompagnie, in der ich 1866 den Feldzug mitmachte. Ueberhaupt herrschte damals mehr Fröhlichkeit, es wurde weit häufiger gelacht und gesungen, als jetzt. Dies mochte vielleicht mit seinen Grund darin haben, daß ich 1866 bei einem Füsilier-Bataillon stand, in welchem gewöhnlich die kleinsten, gewandtesten und dabei lustigsten und aufgewecktesten Soldaten des Regiments dienen. Hätte man mir die Wahl gelassen, wäre ich überhaupt lieber bei dem Füsilier-Bataillon des Regiments geblieben.

Gegen 10 Uhr Morgens als wir schon einen Marsch von 2 Meilen gemacht hatten, trafen wir auf einen Platz, der ganz geeignet zu einer längeren Rast schien. Es war ein Thal mit einem Eichenwäldchen, durch welches ein heller Bach floß. In einiger Entfernung von einander machten die drei Bataillone Halt und legten ab. Es wurde der Mannschaft gestattet, sich Füße und Gesicht zu waschen, was eine große Erquickung war, da der lästige Staub auf diese Weise entfernt wurde und bald war der ganze Lauf des Baches von lustig

darin herumplätschernden Soldaten angefüllt. Nach der Abwaschung legten sich die Meisten im Schatten der Bäume und waren bald alle im tiefsten Schlaf versunken; auch wir Officiere folgten diesem Beispiel. Es wurden inzwischen von den mitgetriebenen Ochsen mehrere geschlachtet, und die Fleischstücke an die einzelnen Kompagnieköche vertheilt, so daß die Leute beim Aufwachen eine gute Portion kräftige Bouillonsuppe und dazu ein gehöriges Stück Rindfleisch erhielten. Neugestärkt, brachen wir um 4 Uhr Nachmittags wieder auf, marschirten nun frisch und munter drauf los und kamen um 7 Uhr in die Dörfer, welche uns zum Nachtquartier bestimmt waren, an. Daß wir uns jetzt nicht mehr in dem reichen Theil der Rheinpfalz, sondern in dem armen Westrich befanden, konnten wir bald merken. Von Wein war in den Quartieren keine Rede mehr, Schnapps und Dünnbier mußte dessen Stelle vertreten und statt des Bratens gab es nur Kartoffeln und schlechtes Brod. Auch die Dörfer sahen ärmlich und verfallen aus und die Einwohner waren nur dürftig gekleidet; kurz man merkte in All und Jedem, daß man jetzt in einem rauhen Gebirgsland sich befand, wo der Boden unfruchtbar und die Witterung schlecht war. Im Uebrigen zeigten sich die Bewohner sehr gefällig und freundlich, hatten trotz ihrer dürftigen Lage die rheinpfälzische Munterkeit und Sprechlust nicht verloren und gaben uns gerne Alles, was sie nur an Lebensmitteln besaßen. Ich war mit 50 Mann in einem gar nicht großen Bauernhause einquartirt. Es gab dünne Milchsuppe und Kartoffeln in

der Schaale zum Abendessen und wir zwei Officiere erhielten dazu eine alte, steinharte Wurst, welche von unseren Wirthsleuten als besonderer Leckerbissen betrachtet zu werden schien. Diese wollten uns auch ihr Ehebett einräumen, doch verzichteten wir auf diese Auszeichnung und ließen uns in einer leeren Dachkammer eine Streu machen, während die Soldaten in der Scheune und im Stall, wo sie eben Platz fanden, schliefen. Da wir in der Nacht ein starkes Gewitter mit heftigem Regenguß hatten, konnten wir uns freuen, unter Dach und Fach zu sein und nicht im Freien bivouakiren zu müssen. Ein Getränk, was zwar den Namen, nicht aber den Geschmack von Kaffee hatte, diente am anderen Morgen als Frühstück und dann rasselten wieder die Trommeln und im starken Marsch ging es fort, der französischen Grenze zu.

Die ganze Rheinpfalz schien jetzt in ein einziges Heerlager verwandelt zu sein, so vollgefüllt war sie mit allen möglichen Truppen. Alle Ortschaften hatten starke Einquartirungen, auf allen Wegen und Stegen wimmelte es von marschirenden Truppen aller möglichen Waffengattungen. Trotz der Tag und Nacht angestrengten Thätigkeit unseres Generalstabes und der anerkannten Tüchtigkeit von allen dessen Officieren, war es bei dieser großen Menge von Truppen, die sich auf engem Raume neben und durch einander bewegten, ganz unmöglich zu verhindern, daß nicht Stockungen oder Kreuzungen in den Märschen eintraten, die Truppen Umwege machen mußten, welche sie hätten vermeiden können, oder auch

Ortschaften, die ihnen zum Quartier dienen sollten, beim Eintreffen schon von anderen Truppen belegt fanden, was dann leicht zu ärgerlichen Zwistigkeiten Anlaß gab. So kreuzten wir an diesem Tage mit bairischen Truppen, welche bisher in Zweibrücken in Garnison gestanden hatten und jetzt zu ihrem Korps marschirten, und erhielten versehentlich mit ihnen den gleichen Ort zum Nachtquartier angewiesen. Ich hatte bisher noch niemals bairische Truppen gesehen, aber viel von ihnen gehört und war daher sehr gespannt auf ihren Anblick. Im Feldzug von 1866, sollten sie sich mit großem Muthe, aber auch mit ebenso großer Ungeschicklichkeit gegen uns Preußen geschlagen und dabei eine besondere Erbitterung gegen uns gezeigt haben. Daß mir der erste Anblick der bairischen Infanterie etwas mißfiel, will ich nicht läugnen. Zwar war die Mannschaft stark gewachsen und sah schon aus, als ob sie herzhaft gegen den Feind ging, allein die Ausbildung der einzelnen Soldaten schien nicht besonders zu sein und ihre Haltung war ungleich nachlässiger, als wir preußischen Officiere dies gewöhnt sind. Es mag immerhin sein, daß wir Preußen mitunter einen vielleicht zu hohen Werth auf eine stramme Haltung und adrettes Aussehen unserer Soldaten legen, aber wir sind nun einmal sehr daran gewöhnt und ich glaube auch, daß es besser ist hierin lieber etwas zu streng, als zu nachsichtig zu sein. Was mich aber überraschte und zugleich ungemein erfreute, war das herzliche, wahrhaft kameradschaftliche Benehmen der bairischen Officiere und Soldaten gegen uns. Als wir anmarschirt kamen,

brach die Mannschaft, welche schon auf der Straße ohne Waffen umherstand, in ein lautes „Hurrah“ und „die Preußen sollen leben“ aus. Zwar war der bairische Bataillonschef sehr erstaunt, zu hören, daß noch ein preußisches Bataillon hier im Orte einquartirt werden solle, und meinte, dann würden die Quartiere wohl etwas sehr eng werden, allein im Kriege sei dies nun einmal nicht zu ändern und wir müßten uns als Bundesgenossen und gute Kameraden schon mit einander vertragen lernen. So rückten die Baiern denn zusammen und überließen uns die Hälfte der Quartiere, so daß unsere Soldaten noch sämmtlich unter Dach und Fach kamen. Zwar ging es sehr eng zu und ein Ziegenstall mußte oft einem halben Dutzend Soldaten, die dann wie die Heringe zusammenlagen, Platz gewähren. Ich selbst bekam mit dem Hauptmann und den beiden Lieutenants der Kompagnie, im Hause des Schullehrers ein kleines Zimmer, wo wir uns eng zusammengedrängt auf der Streu hinlegen konnten. Im Wirthshause waren die meisten bairischen Officiere einquartirt und diese luden uns ein, mit ihnen gemeinsam zu Abend zu essen, da sie noch gute Speisen und Weine von Zweibrücken mitgebracht hätten. Zwar waren wir so ermüdet, daß wir lieber in unserem Quartier geblieben wären, allein es hätte vielleicht unkameradschaftlich geschienen, wenn wir diese freundliche Einladung ausschlugen und so nahmen wir sie denn an. Die bairischen Officiere und gar besonders der Major, der das Bataillon kommandirte, empfingen uns auf das Liebenswürdigste. „Er habe

1866 auf Befehl seines Königs gegen uns Preußen gefochten, uns dabei als Feinde achten und schätzen gelernt und um so mehr freue er sich jetzt mit uns vereint in guter Kameradschaft gegen die Franzosen, welche diesen Krieg so frech heraufbeschworen hätten, in den Kampf zu ziehen," sagte der Major bei der ersten Begrüßung zu unserem Bataillons-Kommandeur. Wir Officiere setzten uns zwanglos durch einander und ein sehr heiteres, echt kameradschaftliches Leben herrschte am Tisch. Die Baiern, welche hiebei die Wirthe machten, hatten ein Fäßlein guten Wein und einen großen Schinken von Landau mitgebracht und Eier, Salat und Pfannkuchen gab es im Wirthshaus. Zwar fehlte es dabei für eine so große Menge von Gästen, an Gläsern und Messer und Gabeln, Jeder von uns mußte sein Feldbesteck gebrauchen, und zwei und zwei stets aus einem Glase trinken, allein dies trug zur Vermehrung der allgemeinen Heiterkeit noch mit bei. Wir stießen auf unseren König von Preußen, den ritterlichen Führer des vereinten großen deutschen Heeres, dann auf den jungen König von Baiern, der jetzt ein so edles Beispiel von wahrhaft deutscher Gesinnung gezeigt hatte, auf gute Kameradschaft aller einzelnen deutschen Truppen im Frieden, wie im Kriege, auf den ersten Sieg gegen die Franzosen und noch auf eine Menge anderer Wünsche an. Zuletzt, als der Wein Manchem doch schon etwas zu Kopfe gestiegen war, wurde gesungen und gejubelt und eine Menge von Officieren, welche sich an diesem Abend zuerst sahen und wahrscheinlich im ferneren Leben nicht oft wieder sehen

sollten, tranken jetzt Brüderschaft mit einander. Gegen 12 Uhr Mitternacht, als das Fäßlein Wein ausgetrunken war, trennten wir uns endlich, um unsere Streu aufzusuchen und noch einige Stunden zu schlafen, bevor wir am andern Morgen in aller Frühe, den Weitermarsch wieder antraten.

Und ebenso wie wir Officiere, hatten auch unsere Soldaten mit den bairischen sehr bald die beste Freundschaft geschlossen. Es ist mir stets eine auffällige Erscheinung gewesen, wie während dieses Krieges die preußischen Soldaten mit den bairischen in ganz besonders guter Kameradschaft gelebt haben, obgleich wir anfänglich mitunter das Gegentheil befürchteten. So sah ich noch auf dem Marsche durch die Rheinpfalz unsere Soldaten, die in einem Dorfe mit bairischen Chevauxlegers zusammentrafen, diesen bei dem Wasserholen zum Tränken der Pferde helfen, was ihnen nicht eingefallen sein würde, wären die Reiter Preußen gewesen. Der Infanterist, der auf dem Marsche sein Gepäck selbst mühsam, oft durch grundlose Wege schleppen muß, während der Kavallerist auf hohem Rosse stolz bei ihm vorbeireitet, empfindet häufig eine gewisse Schadenfreude, wenn Letzterer dafür wieder im Quartiere beim Füttern und Reinigen des Pferdes, ungleich mehr Mühe und Arbeit hat als er selbst, der nur seine Sachen zu putzen braucht und sich dann der wohlverdienten Ruhe hingeben darf. So war es also ein sicherer Beweis von ganz besonders guter Freundschaft, daß jetzt preußische Infanteristen den bairischen Kavalleristen halfen. Diese wahrhaft herzliche,

aufrichtige Kameradschaftlichkeit aller deutschen Heerestheile aus Nord wie Süd, Ost wie West unseres gemeinsamen Vaterlandes, welche ich jetzt schon in der Rheinpfalz und später auch in Frankreich traf, war mir stets eine ungemein erfreuliche Erscheinung. Wie oft kamen in größeren preußischen Garnisonsstädten sonst Streitigkeiten, die mitunter in blutige Schlägereien ausarteten, zwischen den einzelnen Regimentern, besonders wenn sie verschiedenen Waffengattungen angehörten, vor, während ich jetzt im Kriege niemals ein Beispiel von solchen Zwistigkeiten gesehen oder gehört habe. Ob Ostpreuße oder Badenser, Pommer oder Würtemberger, Mecklenburger oder Hessen-Darmstädter, Schleswig-Holsteiner oder Hohenzoller-Sigmaringer, es blieb sich dies stets gleich. Der beste kameradschaftliche Sinn herrschte bei Allen, sie betrachteten sich als deutsche Soldaten des Königs Wilhelm von Preußen, des deutschen Reichsfeldherrn und hoffentlich auch bald des mächtigen deutschen Kaisers. Daß sonst unter Angehörigen der einzelnen Provinzen, stets eine gewisse provinzielle Freundschaft herrscht und der Ostpreuße vorzugsweise gerne mit dem Ostpreußen, der Würtemberger mit dem Würtemberger, der Westphale mit dem Westphalen verkehrt, ist natürlich. Auch die einzelnen Officierskorps waren vorzugsweise gern mit einander und daß sie engere Familienkreise in dem Großen und Ganzen bildeten, war entschieden vorherrschend, ja selbst sogar erfreulich. Nach meiner Ueberzeugung kann der Regimentsgeist gar nicht genug unter den Officieren wie Soldaten der einzelnen

Regimenter gepflegt und gehegt werden, denn grade in ihm wurzelt viel Treffliches und liegt eine ganz besondere Kraft. Jeder Soldat soll stolz darauf sein, grade dem oder dem Infanterie- oder Kavallerie- oder Artillerie-Regiment, ja wieder dem Bataillon, ja selbst der Kompagnie, in welcher er dient, anzugehören. In diesem speciellen Korpsgeist liegt ein besonderer Hebel zur Tüchtigkeit des Ganzen, denn der Einzelne wird und muß alle seine Kräfte darauf verwenden, seinem Truppentheile niemals Schande, sondern im Frieden wie Kriege stets nur die höchste Ehre zu erwerben. Ich habe im Felde wiederholt erfahren, welcher Sporn für tüchtige Soldaten darin liegt, wenn der Hauptmann spricht: „ich hoffe, daß die 3. oder 4. Kompagnie sich heute auf dem Marsche, oder bei dem Manöver, oder auch bei dem Sturm gegen den Feind, besonders auszeichnen und durch die That zeigen wird, daß sie ihren alten Ruhm, zu den tüchtigsten Kompagnieen unseres Regiments zu gehören, auch jetzt wieder bewährt." Und fast noch mehr wie bei der Mannschaft muß der specielle Regimentsgeist bei den Officieren gefördert werden. Jeder einzelne Officier muß stolz sein, grade seinem Officierkorps anzugehören, und seine höchste Ehre darein setzen, den Ruhm desselben, sowohl im Kriege, wie auch im Frieden, noch besonders zu erhöhen, Alles aber was solchen nur im Allermindesten zu schmälern vermöchte, auf das Sorgfältigste zu vermeiden. Wie die Glieder einer Familie, die gleich betheiligt bei der Ehre aber auch bei der Schande ihres Familiennamens sind, müssen sich die

Officiere eines bestimmten Truppentheiles fühlen, und nur ein Heer, unter dessen Officieren stets diese Gesinnung vorherrschend ist, wird im Kriege wie Frieden stets den strengsten Anforderungen, die man an dasselbe stellen kann, genügen und den Ruhm seiner Fahne unbefleckt erhalten. In unserer preußischen Armee ist dies bisher, Gott sei dafür gepriesen, stets der Fall gewesen und wird auch, verleiht der Herr nur fernerhin seinen Segen dazu, für alle Zukunft so bleiben.

Viertes Kapitel.

Erwartung des Einmarsches der Franzosen in Deutschland. Eindruck der Nachricht über das Gefecht bei Weißenburg bei den deutschen Truppen. Eine nächtliche Patrouille längst der französischen Grenze. Der Einmarsch in Frankreich. Die Erstürmung der Spicherer-Höhen. Blutiger aber siegreicher Kampf daselbst. Das Bivouak in der erstürmten feindlichen Lagerstätte. Transport französischer Gefangener nach Coblenz.

Es ist mir und allen meinen Kameraden stets unbegreiflich geblieben, und wird auch wohl zu den nie richtig gelösten Räthseln dieses großen Krieges gehören, daß die Franzosen nicht sogleich nach ihrer Kriegserklärung zur Offensive übergingen und in die Rheinpfalz und bei Saarbrücken einmarschirten. Schon in den letzten Tagen unserer Mobilmachung und auf dem Marsch nach dem Rhein, erwarteten wir stündlich die Nachricht eines solchen Einmarsches und doch erfolgte sie zu unserer Aller Verwunderung nicht. Was hätten die Franzosen nicht Alles erreichen können, wenn sie nur einige Tage auf deutschem Boden geweilt und dort recht gründliche Zerstörungen verübt hätten! Wir haben 1866 sehr häufig über die Saumseligkeit der Oesterreicher, und daß sie unseren

Einmarsch in Böhmen nicht verhinderten, sondern uns in aller Ruhe und Gemächlichkeit daselbst einmarschiren und unsere strategischen Manöver ausführen ließen, gespottet und gelacht, aber wirklich die Fehler, welche die Franzosen jetzt begingen, waren noch weit größer und unverzeihlicher. Nach der frechen Kriegserklärung des Kaisers Napoleon, hätte jeder vernünftige Mensch erwarten müssen, daß er sogleich mit 150—180000 Mann in Deutschland einfallen und die strategischen Manöver des Generals von Moltke vernichten werde, statt dessen ließ er uns ungestört alle unsere Aufstellungen in der Rheinpfalz und der preußischen Rheinprovinz vollenden, und die großartigen Operationspläne, welche der General von Moltke mit unübertrefflicher Meisterschaft entworfen hatte, so ruhig ausführen, als gelte es ein Friedensmanöver und keinen Krieg auf Leben und Tod, wo jeder versäumte Tag, ja jede Stunde von der unermeßlichsten Bedeutung für beide Theile sein konnte. Das begreife wer da kann, möchte man mit Recht hier sagen.

So erwarteten wir jeden Tag die Nachricht, die Franzosen hätten die Grenze überschritten und die Offensive begonnen, und immer und immer wieder wurden wir getäuscht. Diese Zögerung verschaffte uns nun den unermeßlichen Vortheil, daß unser Aufmarsch ganz so wie es der General von Moltke bestimmt hatte, in der besten Ordnung vor sich gehen konnte. Aus allen Theilen von Nord- und Süddeutschland trafen die Truppen jetzt bei Tag und Nacht in der Rheinpfalz und an der Mosel ein, um in drei großen Heeren in Frankreich einzumarschiren

und somit die Franzosen in ihrem eigenen Lande zu bekriegen. Daß wir vom Beginn des Feldzuges an, den Krieg mit allen seinen unermeßlichen Verwüstungen in das feindliche Gebiet verlegen und den deutschen Boden davon befreien konnten, war ein ungemein großer Gewinn für Deutschland. Was würde wohl geschehen sein, wenn die Turkos und Zuaven und alle diese wilden Banden, welche der Kaiser der Franzosen, im Namen der Civilisation jetzt gegen uns marschiren ließ, nur einige Wochen bei uns gehaust hätten?! Daß unsere großen deutschen Heeresmassen aber in so unglaublich kurzer Zeit vollständig mobil gemacht werden und nun in so unübertrefflicher Schnelligkeit und Ordnung an der französischen Grenze anlangten und fast zur bestimmten Stunde die ihnen vorher bestimmten Stellungen einnehmen konnten, obgleich einzelne Truppentheile einen Weg von einigen hundert Meilen bis dahin zurücklegen mußten, verdanken wir nur der Trefflichkeit unserer Militärorganisation. Was würde wohl daraus geworden sein, wenn wir diesen großen Völkerkrieg mit der weiland deutschen Bundesarmee, in ihrer berüchtigten Langsamkeit, die sie 1866 so recht überzeugend zeigte, hätten führen sollen! So viel einzelne Kontingente sich darin befanden, so viel verschiedene Organisationen und Reglements gab es auch, und der Kriegsminister jedes Einzelstaates und wäre es auch der des Fürstenthums Reuß gewesen, hätte stets nach seinem eigenen Kopfe handeln und sich nimmermehr den Befehlen seiner Kollegen fügen wollen. Wie ganz anders aber jetzt, wo unser König

Wilhelm allein über diese vielen Hunderttausende von deutschen Kriegern zu befehlen hatte und sicher sein durfte, daß alle seine Anordnungen auf die Minute genau und ohne den mindesten Widerspruch, ausgeführt wurden.

Am 2. August Abends, als wir der französischen Grenze uns bis auf einige Meilen genähert hatten, erhielten wir plötzlich die langerwartete Nachricht, daß die Franzosen die Offensive begonnen, die preußische Stadt Saarbrücken mit großer Heeresmacht angegriffen, die dort stehenden schwachen preußischen Truppen zurückgeworfen und nach kurzem Kampf die Stadt eingenommen und besetzt hätten. So hatte der große Kampf des deutschen und französischen Volkes, also seinen blutigen Anfang genommen. Obgleich wir diese Kunde täglich, ja selbst stündlich erwartet hatten, übte ihr Eintreffen doch auf uns Alle eine nicht geringe Wirkung.

Wir fürchteten die Franzosen würden nun ihren kleinen Sieg benutzen, sich mit der Eroberung von Saarbrücken allein nicht begnügen, sondern wo möglich sogleich mit bedeutender Uebermacht vorrücken wollen. Wir mußten noch an demselben Abend weiter marschiren, und die ganze Nacht hindurch einen ziemlich starken Eilmarsch machen, um wo möglich am andern Morgen eine solche Stellung einzunehmen, daß wir uns einem etwaigen Weitermarsch des Feindes entgegen werfen konnten. Unser ganzes Armeekorps wurde jetzt immer enger concentrirt und war die Gegend so mit Truppen angefüllt, daß wir nicht mehr einquartirt werden konnten, sondern stets bivouakiren mußten. Da aber das Wetter trocken

und warm und die Verpflegung, die wir von den Lieferanten erhielten, sowohl an Beschaffenheit wie Menge sehr gut und reichlich war, so ertrugen unsere Soldaten die kleinen Beschwerden gerne und leicht. Die Stimmung Aller war die beste und der Gesundheitszustand ein sehr guter. Niemals wohl ist ein Heer in jeder Hinsicht besser ausgerüstet, kriegsmuthiger und kriegstüchtiger, von wahrhaft patriotischem Geiste erfüllt und von festem Vertrauen auf seine Führer beseelt, in den Kampf gezogen, als dies jetzt bei allen preußischen Truppen, welche ich sah, allgemein der Fall war.

Statt aber am 3. August, wie wir erwarteten, aus Saarbrücken mit großer Heeresmacht abzurücken und den Vormarsch in Deutschland zu versuchen, blieben die Franzosen ruhig daselbst stehen. Auch am nächstfolgenden Tage machten sie nicht die mindeste Offensivbewegung, blieben vielmehr in dem besetzten Saarbrücken, und schienen sich mit der Eroberung dieser einzigen Stadt begnügen zu wollen. Wir konnten diese französische Unthätigkeit nicht begreifen, schüttelten verwundert die Köpfe darüber und es gab Viele von unseren Officieren, welche einen tieferen strategischen Plan dahinter vermutheten. Was hatten die französischen Zeitungen nicht mit der ungeheuren Streitkraft Frankreichs geprahlt und es ihren leichtgläubigen Lesern als ganz unzweifelhaft verkündet, daß die französischen Truppen uns Deutschen sogleich nach allen Richtungen auseinanderjagen und dann ihren Sieges- und Triumphmarsch ohne Aufenthalt, bis Berlin ausdehnen würden, um diese Hauptstadt des so bitter

gehaßten Preußens, wo möglich von der Erde zu vertilgen. Und jetzt zauderten und zauderten sie über alle Gebühr und als sie sich endlich mit 3 Divisionen in Bewegung setzten, geschah es nur, um 2 preußische Bataillone und 3 Schwadronen Ulanen, aus Saarbrücken zu vertreiben, was doch wahrlich keine große Heldenthat war, und um dann wieder vollkommen nutz- und zwecklos in dieser Stadt stehen zu bleiben. Da hatte die französische Heeresführung doch in dem Kriege von 1859 in Italien gegen die Oesterreicher, welchen ich im letzten Winter sorgsam studirte, eine ungleich größere Energie und Geschicklichkeit entfaltet. Es schien wirklich als hätte der Kaiser Napoleon und mit ihm seine sämmtlichen, früher so hochberühmten Marschälle, alle Thatkraft verloren, so saumselig und zaudernd war ihr Benehmen nach der frechen Kriegserklärung, die Ersterer unserem Könige in das Gesicht geschleudert.

Glücklicher Weise war dies bei uns nicht der Fall, und wir gingen, als unsere Armeekorps nur erst in der nöthigen Stärke vereinigt waren, sogleich zur rücksichtslosesten Offensive über. Die Armee welche unser Kronprinz von Preußen kommandirte, sollte die Ehre und das Glück haben, zuerst einen gewichtigen Hauptstoß gegen den Feind führen zu dürfen. Am Abend des 4. August traf bei uns die sicher verbürgte Nachricht ein, daß preußische und bairische Truppen von der Armee des Kronprinzen von Preußen, die Stadt Weißenburg, diese wichtige Pforte des Elsasses, erstürmt und eine französische Division mit großem Verlust zurückgetrieben hätten.

Niemals habe ich bei preußischen Truppen eine größere Freude und einen allgemeineren Jubel gesehen, als er jetzt ausbrach, da diese Nachricht verkündet wurde. Der Officier, der eine Abschrift der kurzen telegraphischen Depesche, welche diesen Sieg anzeigte, in Besitz hatte, mußte solche unausgesetzt wieder vorlesen, denn immer von Neuem kamen Zuhörer, die die Nachricht aus seinem eigenen Munde vernehmen wollten. Alle unsere Soldaten strömten zusammen, die Müden verließen ihre Lager, die Hungrigen ihre vollen Schüsseln, alles Uebrige war vollständig vergessen, nur die Nachricht über den Weißenburger Sieg interessirte und wurde immer von Neuem mit lautem Freudengerufe gehört und dann mit allen möglichen Bemerkungen und Kritiken besprochen. Daß wir gleich bei dem ersten Zusammenstoß, diese prahlerischen Franzosen tüchtig zurückgeworfen und eine französische Stadt erobert hatten, dünkte uns Allen ein gutes Omen für den ferneren glücklichen Verlauf des ganzen Feldzuges zu sein. Auch über den Umstand, daß die preußischen Truppen, in Verein mit den bairischen, den ersten Sieg in diesem Kriege erfochten hatten, freuten wir uns sehr. Es war das sogleich ein sicheres Unterpfand für die fernere gute Kameradschaft während dieses ganzen Krieges. Wir beneideten unsere Kameraden, denen das Glück zu Theil geworden war, an diesem ersten Siege der deutschen Waffen in dem nun eröffneten Kriege theilnehmen zu dürfen, nicht wenig über solchen Vorzug.

Noch in der Nacht vom 4. auf den 5. August, nahm

ich an einer ausgedehnten Rekognoscirpatrouille, längst dem Ufer der Saar Antheil. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, eine stärkere französische Abtheilung sei von Saarbrücken aufgebrochen, um Requisitionen in preußischem Gebiet zu unternehmen, und wir sollten uns nun von dessen Wahrheit überzeugen. Die große Hitze der letzten Tage, welche uns auf dem Marsche oft nicht wenig belästigte, hatte sich in einem heftigen Gewitter entladen, dem dann später starke Regengüsse folgten. Nur aus den schweren Wolken, welche über Frankreich hinzogen, blitzte es bisweilen noch hell auf, und ein ferner Donner ertönte schwach zu uns herüber, sonst deckte eine dunkle Regennacht die ganze Gegend. Zwei der Wege sehr kundige Grenzbeamte dienten uns als Führer, sonst würde unsere Patrouille, die aus 50 Infanteristen und 25 Husaren bestand, bei dem sehr durchschnittenen Terrain, welches uns gänzlich unbekannt war, und der völlig dunkelen Nacht, schon gleich in den ersten 10 Minuten sich gänzlich verirrt haben.

Das Ganze war wirklich eine höchst romantische Expedition, welche mich lebhaft an eine ähnliche Patrouille, die ich gleich beim Beginn des Feldzuges von 1866 in Böhmen unternehmen mußte, erinnerte. Auch unsere Soldaten befanden sich größtentheils in einer sehr aufgeregten Stimmung. Sie hatten zum Erstenmal in diesem Feldzuge ihre Gewehre scharf geladen, und dies macht stets auf die Meisten einen eigenthümlichen Eindruck. Es ist gleichsam ein sichtbares Zeichen, daß der Krieg jetzt angefangen hat, und die Sache im Ernst

losgeht. Von den 50 Infanteristen meiner Patrouillenmannschaft hatten 15 den Feldzug in Böhmen 1866 schon mitgemacht und kannten daher die Bedeutung einer solchen nächtlichen Patrouille gegen den Feind, die übrigen waren junge Soldaten, denen die Sache noch ganz neu war. Oefters machten wir halt, weil wir Geräusch, als nahe sich eine feindliche Abtheilung, zu vernehmen glaubten, allein es zeigte sich dann später stets, daß dies ein Irrthum gewesen war. Die Sinne sind auf einer solchen nächtlichen Rekognoscirpatrouille in der Nähe des Feindes, zumal wenn es die erste und man an solche Unternehmungen noch nicht gewöhnt ist, oft ungemein aufgeregt und verleiten leicht zu Täuschungen. Die zufällig scharf zugeworfne Thür eines Stalles, wird gar häufig für einen feindlichen Kanonenschuß gehalten und hat schon sehr oft allarmirt, und das Geräusch, welches von einem Wild oder einem entlaufenen Stück Vieh in einem Gehölz herrührt, gilt als Tritte einer Patrouille. So ging es uns auch bei diesem nächtlichen Marsche, der bis zur Morgendämmerung währte. Wir glaubten wiederholt auf feindliche Abtheilungen zu stoßen, machten halt und legten uns in den Hinterhalt, aber bei genauer Erforschung stellte es sich dann stets heraus, daß wir uns vollständig geirrt hatten und kein Feind in der Nähe war. In Begleitung des einen Grenzaufsehers, eines altgedienten früheren Unterofficiers, der jetzt schon 10 Jahre hier stationirte und die ganze Gegend so genau wie seine Tasche kannte, schlich ich mich allein bis unmittelbar an die französischen Vorposten, die jenseits der

Saar standen. Wir konnten ein Bivouakfeuer, um welches eine ziemlich starke französische Feldwache versammelt war, deutlich erkennen, ja mit Hülfe meines kleinen, aber sehr scharfen Handfernglases unterschied ich die einzelnen Gestalten. Es schien große Lebhaftigkeit an dem feindlichen Wachtfeuer zu herrschen, denn wir konnten bestimmt sehen, wie zahlreiche Patrouillen dort ab- und zugingen, und es gewährte mir einen eigenthümlichen Reiz dies Treiben der Feinde so aus großer Nähe beobachten zu können. So hatte ich 1864 in Schleswig-Holstein auch wohl mitunter dänische, und 1866 in Böhmen österreichische Bivouaksfeuer beobachtet. Zwei französische Patrouillen kamen uns am anderen Ufer der Saar, bis auf ungefähr 50 Schritte nahe. Wir konnten deutlich ihren gegenseitigen Anruf „Halte la qui vive“ vernehmen. Wohl eine Stunde verharrte ich mit meinem Begleiter in unserm Versteck und er erzählte mir dabei viel Interessantes über das Leben und Treiben an der französischen Grenze im Frieden und wie hier ein lebhafter Schmuggel nach Frankreich getrieben würde. Die Mannschaft der Patrouille hatte sich inzwischen auf einer Waldblöße dreiviertel Stunden entfernt, gelagert. Daß das Gerücht von einer größeren Unternehmung des Feindes auf das deutsche Gebiet falsch gewesen war, hatten wir durch unsere Patrouille bestätigt, und so kehrten wir mit der anbrechenden Morgendämmerung wieder zu unseren Truppentheilen zurück. Da wir wohl an 6 Stunden, größtentheils bergauf, bergab, auf engen, durch den starken Regen sehr schlüpfrig gewordenen

Waldwegen marschirt waren, so fühlten wir uns Alle sehr ermüdet und hätten gerne einige Stunden geschlafen. Allein ich hatte mich kaum auf der Streu in dem kleinen Stall, der mir zum Quartier diente, niedergeworfen, da ward schon wieder zum Abmarsch allarmirt und es hieß aufstehen. Wenn ich nun auch noch so müde war, der Dienst trat in sein strenges Recht und ihm mußte unbedingt genügt werden; aber wenn man noch jung ist und einen kräftigen, abgehärteten Körper besitzt, kann der Mensch viel ertragen und es muß nichts ausmachen, wenn ein Soldat im Felde auch einmal ein paar Nächte nicht schlafen kann, sondern stets auf dem Marsche oder sonst im Dienst befindlich ist.

Und wie gerne machten wir am 5. August diesen Marsch und vergaßen alle Müdigkeit, denn es sollte jetzt nach Frankreich hinein und gegen die Feinde gehen! Seit wir erfahren, daß die Truppen unter dem Befehl des Kronprinzen von Preußen, sich schon so rühmlich gegen die Feinde geschlagen hatten, war unsere Kampflust womöglich noch gesteigert. Ich glaube unsere Soldaten hätten an diesem Tage gerne 6 Meilen marschirt, wenn ihnen dann nur die Gewißheit geworden wäre, sich sogleich mit den so bitter gehaßten Franzosen schlagen zu dürfen. Diese Erbitterung gegen den Feind hatte sich in den letzten Tagen noch wesentlich gesteigert, seit unsere Mannschaft immer mehr erfuhr, wie übermüthig die französischen Zeitungen renommirt und wie höhnend sie über uns Preußen gesprochen hatten. Wenn vielleicht später in Frankreich manche Roheiten, die entschieden nicht zu

billigen sind, von den deutschen Truppen begangen wurden, so tragen diese infamen Lügen und diese steten Aufhetzereien der französischen Zeitungen, die dann von unserer deutschen Zeitungspresse häufig mehr wie nöthig war, wieder verbreitet wurden, einen guten Theil der Schuld hievon. Wir machten am 5. August noch einen ziemlich starken Tagesmarsch, allein zu dem Kampf, der allgemein erwartet wurde, kam es an dem Tage nicht mehr, und erst am 6. August sollte unser Einmarsch in das französische Gebiet erfolgen.

Am frühen Morgen des 6. August erfuhren wir durch Einwohner von Saarbrücken, daß die Franzosen die Stadt wieder geräumt und eine feste Stellung auf dem Spicherer-Berge, der schon auf französischem Gebiet bei St. Avold gelegen ist, genommen hätten. Der französische General Frossard, der mit dem II. französischen Korps hier gestanden, hatte erfahren, daß der General von Steinmetz mit dem VII. und VIII. Armeekorps gegen Saarbrücken vorrücke und auch das III. Armeekorps von der Armee des Prinzen Friedrich Karl, schon zum Einmarsch daselbst bereit sei. Den vereinten Angriffen von 3 Armeekorps zu widerstehen, fühlte sich der General Frossard nicht stark genug und hatte daher den Rückzug nach Metz beschlossen, um sich dort mit dem Heere des Marschalls Bazaine zu vereinigen. Zur Deckung seines Rückzugs sollten die Verschanzungen auf dem Spicherer-Berge dienen. Die Einwohner von Saarbrücken lobten übrigens die gute Mannszucht, welche die Franzosen daselbst gehalten; wie sie bescheiden

in ihrem Auftreten gewesen wären und ihre Einkäufe in den Buden nur gegen baares Geld gemacht hätten. Sie meinten übrigens, daß die französische Armee nur sehr mangelhaft für den Krieg ausgerüstet sei. Die meisten Regimenter wären nicht vollzählig gewesen und auch an Pferden für die Munitionskolonnen wie an Lebensmitteln in den Magazinen hätte es gefehlt. Die französischen Officiere wären zwar sehr kampflustig und voller Siegeshoffnungen, hätten aber dabei laut und unverhohlen raisonnirt, daß der Kaiser jetzt so plötzlich den Krieg erklärt habe, wo doch die Armee nicht für einen solchen ausgerüstet sei und es an Allem fehle. Diese schlechte Ausrüstung des Heeres sei auch der Grund, daß die Franzosen nicht sogleich zur Offensive übergegangen, sondern vollkommen thaten- und nutzlos noch mehrere Wochen nach der Kriegserklärung verbracht hätten. Die französischen Officiere sollten auch in Saarbrücken ihr Erstaunen über die Schnelligkeit und Ordnung der deutschen Mobilmachung unverhohlen ausgesprochen haben, wie auch, daß in Paris der Glaube herrsche, die preußische Armee befände sich im tiefsten Frieden, könne mit ihren Rüstungen nicht schnell fertig werden und man vermöge sie daher zu überraschen. Ebenso soll man auch gesagt haben, daß Baiern und Würtemberg in diesem Kriege vollständig neutral bleiben, und in Hannover, Schleswig-Holstein und Nassau Aufstände gegen die verhaßte preußische Herrschaft entstehen und somit unsere Rüstungen lähmen würden. Als nun von allen Diesem das Gegentheil geschah, die Mobilmachung unseres Heeres

in fast unglaublicher Schnelligkeit, Großartigkeit und Ordnung von statten ging, die Könige von Baiern und Würtemberg und mit ihnen der Kern der dortigen Einwohner, von wahrhaft deutscher Gesinnung erfüllt, den kläglichen Gedanken an eine erbärmliche Neutralität verwarfen, und mit ihrer vollen Kraft für die gemeinsame deutsche Sache eintraten, in den neupreußischen Provinzen auch nicht der mindeste Versuch eines Aufstandes geschah, sondern im Gegentheil deren Bewohner insgesammt an Opferfreudigkeit und Patriotismus mit denen der altpreußischen Landestheile wetteiferten, da soll man in Frankreich verblüfft geworden sein und den Kopf verloren haben. Es wurde uns erzählt, ein höherer französischer General habe in Saarbrücken an der Wirthstafel laut gesagt: „Ich fürchte, wir haben einen dummen Streich gemacht und hätten diese verfluchten Preußen lieber schon 1866 angreifen oder so lange damit warten sollen, bis wir selbst besser und vollständiger gerüstet wären. Wir haben jetzt den Krieg entweder zu früh oder auch zu spät erklärt, und dies kann uns leicht unermeßlichen Schaden bringen.“ Hat der französische General dies wirklich gesagt, so sprach er die volle Wahrheit und besaß einen prophetischen Blick. Ueber den Zustand der französischen Truppen, sprachen sich Einwohner von Saarbrücken, wie gesagt, nicht allzugünstig aus. Sie behaupteten, es hätten sich viele junge, schwache und kriegsunkundige Rekruten in den Regimentern, welche ihre Stadt besetzt hätten, befunden, die nur mit Unlust in den Krieg gezogen wären. Die ältere

Mannschaft, die Unterofficiere und besonders die Subaltern-Officiere seien entschieden kriegslustig gesinnt; die Disciplin aber sehr locker gewesen, und von der in der preußischen Armee herrschenden Strenge und Ordnung des Dienstes, scheine man in der französischen sehr weit entfernt zu sein. Es war natürlich, daß wir Officiere alle diese Nachrichten mit dem größten Interesse anhörten. Verhielten sich die Zustände im feindlichen Heere wirklich in der Art, so durften unsere Hoffnungen auf einen vollständigen Sieg in diesem gerechten, uns so frevelhaft aufgedrungenen Krieg immer mehr steigen.

Am Abend des 5. August wurde ich durch einen langen Brief von meiner geliebten Braut und einen zweiten von meiner Mutter sehr beglückt. Ich freute mich um so mehr hierüber, da wir am morgenden Tag in das feindliche Gebiet marschirten und es dann sehr zweifelhaft war, wann es der Feldpost trotz ihrer so vorzüglichen Einrichtung gelänge, uns wieder Briefe abliefern zu können. So sehr ermüdet ich auch war, machte ich es doch noch möglich, sowohl meiner Braut wie auch meiner Mutter an dem Abend gleich wieder zu schreiben. Es war überhaupt mein fester Grundsatz, so häufig wie ich nur konnte, meiner Braut, die Alles dann wieder an meine Mutter sandte, Nachricht von mir zu geben, und wenn es auch nur eine mit Bleistift geschriebene Korrespondenzkarte war, welche treffliche Einrichtung ich oft benutzte. Man kann in 10 Minuten eine solche Karte voll schreiben, bereitet den Lieben in der Heimath dadurch eine ungemeine Freude, und deshalb habe ich auch

nie begreifen können, wie manche Officiere und Soldaten oft so schreibfaul waren, und die kleine Mühe von einigen Minuten scheuten, um den Ihrigen eine Freude dadurch zu bereiten. —

Am Morgen des 6. August rückten wir bis unmittelbar an Saarbrücken heran. Wir waren Alle in gespannter Erwartung, denn ein Kampf schien unvermeidlich zu sein. Ob unsere Division daran theilnehmen würde, war noch zweifelhaft, da die XIV. Division vom VII. Armeekorps zunächst dem Feind stand, und überhaupt die Armee des Generals von Steinmetz ihrer Stellung nach, an diesem Tage wahrscheinlich die Hauptarbeit leisten mußte. Bald verbreitete sich die Nachricht, daß es jenseits Saarbrücken bereits zum heftigen Kampfe gekommen sei, die Feinde die Spicherer Höhe mit schweren Batterien versehen hätten und mit diesen lebhaft feuerten, um den Rückzug des Frossard'schen Korps zu decken. Wir nahmen jetzt das Gewehr wieder auf und marschirten so schnell als möglich nach Saarbrücken zu. Der immer stärker ertönende schwere Kanonendonner, welcher verkündete, daß der Kampf immer größere Dimensionen annahm, beschleunigte unsere Schritte. Es ist ein ganz eigenthümliches Gefühl, wenn man den ersten feindlichen Kanonendonner im Felde hört, und selbst der rohste Soldat wird von dem Ernste dieses Eindrucks wenigstens einigermaßen ergriffen. Man fühlt die Bedeutung dieser Klänge und erkennt, daß die inhaltsvollsten Stunden im Leben eines Kriegers jetzt gekommen sind. Wie so ganz anders klingen doch diese

Schüsse aus den feindlichen Kanonen, als die bei den Friedensmanövern, welche der angebliche Feind auf uns abfeuert. Auch unsere vielen jungen Soldaten in den Gliedern, wurden unwillkührlich ernst und Nachdenken zeigte sich gar deutlich auf ihren Gesichtern, als immer voller und voller der Donner der Kanonen erdröhnte. „Anfang und Ende, Herr Gott zum Besten wende, so können wir in diesem Kriege mit Recht beten, Herr Lieutenant,“ sagte mir ein Sergeant meiner Kompagnie, ein altgedienter, seiner besonderen Tüchtigkeit im Dienst und seines vortrefflichen Karakters wegen, allgemein geachteter Soldat.

Es kam jetzt ein Adjutant des Generals von Döring, der die Avantgarde unseres Armeekorps kommandirte, auf schaumbedecktem Rosse mit der Meldung herangesprengt, dessen Truppen befänden sich bereits in einem lebhaften Gefecht. Der General von Döring hatte gefunden, daß die XIV. Division in einem harten Kampf mit den Franzosen begriffen sei und sich vergeblich bemühte, die Verschanzungen der Spicherer-Höhen zu erstürmen und war nun, vom feurigen Muthe hingerissen, sogleich den braven Westphalen zur Hülfe geeilt. Wir rückten nun von Dudweiler in Eile vor, und der General von Stülpnagel führte seine ganze Division in das Feuer. Es mochte wohl ungefähr 2 Uhr Nachmittags sein, als wir bei dem ersten französischen Grenzpfahl, der niedergehauen am Boden lag, anlangten. Trotz des Ernstes der Stunde und des heißen Kampfes, der unmittelbar vor uns tobte, und in den wir auch bald mit

eingreifen sollten, begrüßten wir unseren Uebergang über die französische Grenze mit einem lauten „Hurrah". Kaum 10 Minuten mochten wir noch marschirt sein, als eine feindliche Granate plötzlich durch die Luft zischte und über den Köpfen meiner Kompagnie zersprang, ohne daß die herabfallenden Stücke, wunderbarer Weise, einen Soldaten verletzten. Nur das Pferd des Hauptmanns erschrak so sehr, daß es sich hoch aufbäumte, den Sattelgurt zersprengte, seinen Reiter mit sammt dem Sattel abwarf, dann fortlief und auch niemals wieder gesehen wurde; der arme Hauptmann hatte sich das Bein verstaucht und mußte etwas hinkend, zu Fuß das ganze Gefecht mitmachen, da nicht gleich ein anderes Pferd für ihn zu bekommen war. Der Eindruck, den diese erste platzende Granate auf unsere meisten Soldaten machte, war unverkennbar. Viele bückten sich unwillkührlich tief nieder, die Meisten wurden blaß, ja Einzelne riefen sogar Worte der Angst und des Schreckens aus und würden gewiß gerne wieder umgekehrt sein, wenn die Disciplin dies nur gestattet hätte. Die gleiche Wahrnehmung machte ich 1864 und 1866, als die ersten Granaten über unser Bataillon dahin sausten. Wir konnten jetzt übrigens nicht die feindliche Batterie entdecken, aus welcher dieser Schuß gefallen war, wie denn auch längere Zeit verging, bevor eine zweite Granate kam.

Es mochte wohl 2½ Uhr Nachmittags sein, als wir auf dem eigentlichen Kampfplatz anlangten. Daß unseren Truppen hier eine harte Arbeit bevorstände, konnte man sogleich bemerken. Die Spicherer Höhen waren

sehr steil und boten den Stürmenden große Hindernisse, den Vertheidigern aber viele Vortheile dar; da die Franzosen diese Höhenzüge schon lange besetzt hielten, kannten sie die Oertlichkeit genau und hatten Alles zu einer kräftigen Vertheidigung eingerichtet. Dazu beherrschte eine französische schwere Batterie von 12 Geschützen, die auf einer günstig gelegenen Höhe bei dem Dorfe Thiering postirt war, die ganze Chaussee, welche von Saarbrücken herführte, verhinderte unseren Aufmarsch und zwang uns auf Nebenwegen zu marschiren, die theilweise besonders unseren Geschützen große Hindernisse darboten. Es waren im Kleinen hier fast die gleichen, ja theilweise sogar noch schwierigere Hindernisse, die sich unserem Vormarsch entgegenstellten, als solche im Großen bei Königgrätz sich zeigten. Die XIV. preußische Division hatte versucht, diese Höhen von der Front aus zu erstürmen, konnte aber in dem heftigen Feuer der Franzosen nicht weiter vordringen. Die französische Infanterie lag in Schützengräben auf den Höhenzügen und schoß mit ihren weittragenden Chassepots-Gewehren auf die Anstürmenden, so daß diese große Verluste hatten und den Feinden weiter keinen sonderlichen Schaden zufügen konnten. Auch das 40. Infanterie-Regiment vom VIII. Armeekorps war hier schon sehr heftig im Feuer gewesen und hatte stark gelitten. Allmählich kamen nun auch die Truppentheile der V. Division, wie sie eben auf dem Kampfplatz anlangten, in das Gefecht. Es war eine schwere Aufgabe, die uns hier zu Theil ward und dieser Anfang des Krieges nahm alle unsere

Kräfte sogleich in vollster Weise in Anspruch. Wir waren bestimmt auf dem linken Flügel die steile waldbedeckte Höhe zu erklimmen und somit der XIV. Division es zu ermöglichen, ihren Angriff von der Front aus durchzuführen.

Aus unglaublich weiter Entfernung pfiffen jetzt die Chassepotskugeln in unsere Kolonnen und tödteten und verwundeten schon manchen Soldaten, ohne daß wir die Schützen, welche sie gegen uns abgefeuert hatten, erblicken konnten. Die anfängliche Scheu, welche einzelne Soldaten bei den ersten Granatschüssen zeigten, war jetzt verschwunden und die Haltung Aller vortrefflich. „Denkt daran Leute, daß es die Franzosen sind, gegen welche es jetzt geht, die das große Maulwerk haben und doch schon bei Weißenburg von uns geschlagen sind," rief der Hauptmann unserer Kompagnie, als wir uns in Schützenzüge auflösten und nun avancirten. Daß das selbstständige Tirailliren in durchschnittenem Terrain, in den letzten Jahren so sehr viel in unserem Regimente geübt war, kam uns jetzt sehr zu statten, denn wäre bloß das stramme Exerciren, wie vor dem Jahr 1866 getrieben worden, nun und nimmermehr hätten wir diese steilen Höhen erklettern können. Von ihren Waffen konnten unsere Soldaten während des Kletterns keinen Gebrauch machen, und hatten sie oft wirklich Mühe, die steilen Abhänge hinaufzukommen. Es war ein großes Glück, daß die französischen Infanteristen sehr schlecht schossen und fast alle ihre Kugeln hoch in der Luft über unseren Köpfen hinwegsausten, sonst hätten wir die Anhöhen nicht er-

stürmen können. So waren unsere Verluste im Verhältniß der Schwierigkeit der Aufgabe, welche wir zu lösen hatten, nicht so sehr bedeutend, obgleich doch alle Augenblicke eine Kugel traf, und ein Soldat getödtet oder verwundet wurde. Mir selbst ward ein Baumast, den eine Kugel abgerissen hatte, mit solcher Gewalt in das Gesicht geschleudert, daß es stark schmerzte und meine Nase anfing zu bluten. Ich glaubte im Anfang ich sei verwundet, als das Blut mir im Gesicht herunterlief, doch zeigte es sich zu meiner Freude bald, daß dies nur vom Nasenbluten herrührte. Gleich in dem ersten Zusammentreffen mit dem Feinde verwundet zu werden, und dann vielleicht während des ganzen ferneren Verlaufes des Feldzuges im Lazareth liegen zu müssen, habe ich mir stets als ein sehr hartes Loos gedacht. Freilich hätte ich mich auch dann in Geduld fügen müssen, wenn Gott der Herr in seiner Weisheit, solch hartes Schicksal über mich beschloß. Da mein Gesicht ganz von Blut geröthet war und ich nichts hatte, um mich abzuwischen, so soll ich scheußlich ausgesehen haben.

Endlich hatten wir die Anhöhe erklommen, standen auf dem Plateau des Berges und konnten nun selbst mit dem Feuern anfangen. Jetzt bekamen wir auch zum Erstenmal in diesem Kriege französische Infanterie zu sehen; bisher hatten wir bloß ihre Kugeln gespürt, ohne die Schützen selbst zu erblicken. Es waren kleine Gestalten mit rothen Hosen und Mützen, welche uns gegenüberstanden. Wir glaubten, die feindliche Infanterie würde jetzt mit dem Bajonnette gegen uns vorstürmen,

um wenigstens den Versuch zu wagen, uns von dem Plateau der Höhen wieder hinunterzuwerfen. Hatten die französischen Journalisten und Schriftsteller doch stets so viel mit dem feurigen Elan ihrer Infanterie, und wie einer Bajonnett-Attaque derselben keine preußische Infanterie würde widerstehen können, renommirt, daß wir nun wirklich auf einen solchen ungestümen Angriff mit dem Bajonnett gefaßt sein mußten. Grade hier wäre eine ganz vortreffliche Gelegenheit zu einem solchen gewesen, denn bei dem Erklimmen der Höhe kamen die einzelnen Kompagnien nur vereinzelt und etwas in Unordnung auf dem Plateau an. Wider alles Erwarten erfolgte solch ein Angriff aber nicht; im Gegentheil die feindliche Infanterie blieb ruhig hinter ihren Verschanzungen stehen und begnügte sich, ein ziemlich lebhaftes, aber unschädliches Feuer auf uns zu unterhalten. Daß das Chassepot-Gewehr an 300—400 Schritte weiter wie unser Zündnadelgewehr trug, konnten wir jetzt sehr deutlich bemerken und war dies eine höchst unangenehme Wahrnehmung. Dagegen sahen wir, wie die Franzosen größtentheils zu hoch schossen und die meisten Kugeln unschädlich über unsere Köpfe hinwegflogen. Die französischen Infanteristen sind zu ungeduldig und lebhaft und dabei auch zu undisciplinirt, um ihre Gewehre beim Schießen vorschriftsmäßig in Anschlag zu bringen und an die Backe zu legen, sondern sie begnügen sich gewöhnlich damit, solche in freier Hand vor die Mitte des Leibes zu halten und nur recht schnell loszuknallen. Daß bei solcher liederlichen Handhabung auch das vortreff-

lichste Gewehr nicht viel nutzt, und die meisten Kugeln in die Luft sausen, als wollten sie den Mond vom Himmel schießen, bedenken die dummen Kerle in ihrem Eifer gar nicht. Wenn die französischen Officiere statt Politik zu treiben und täglich viele Stunden lang in den Kaffeehäusern umherzubummeln und ihre Zeit mit unnützem Geschwätz oder dem Lesen der raisonnirenden Artikel in den Zeitungen zu vergeuden, lieber ihren Dienst recht stramm in den Kasernen versehen hätten, und die Soldaten statt zur Ausübung des allgemeinen Wahlrechts und Abgebung ihrer Stimmen an der Wahlurne, und was derartige politische Schwindeleien noch weiter waren, zum besseren Schießen und fleißigerem Exerciren angehalten wären, würde die Kriegstüchtigkeit der Armee des Kaisers Napoleon ganz ungemein dadurch erhöht worden sein. Grade jetzt in diesem Kriege gegen das übermüthige Frankreich, konnten wir so recht erkennen, welche Kraft durch unsere strenge Disciplin, unbedingte Subordination und die stete schonungslose Uebung im Dienst, unserem Heere verliehen wurde. Hätte solches diese trefflichen Eigenschaften nicht besessen, würden wir trotz aller Begeisterung und des lebhaftesten Patriotismus nun und nimmermehr die Franzosen in der Art geschlagen haben, wie dies jetzt glücklicher Weise zur Ehre Deutschlands und zum Ruhm unserer Fahnen geschehen ist.

Wir hätten mit unseren Zündnadelgewehren schwerlich die französische Infanterie und Artillerie allein aus ihren Verschanzungen auf den Spicherer Höhen zu

vertreiben vermocht, wenn uns unsere brave Artillerie nicht dabei in so unübertrefflicher Weise zur Hülfe gekommen wäre. Es schien wirklich zu den Unmöglichkeiten zu gehören, daß bespannte Batterieen auf diese steilen Höhen gelangen konnten und doch erschienen plötzlich 2 von der Divisions-Artillerie der V. Division, zu unserer Freude wie Erstaunen neben uns und begannen sogleich ein lebhaftes und wohlgerichtetes Feuern gegen die feindlichen Verschanzungen. Das half gewaltig und zwang die Feinde sehr bald zur Räumung ihrer festen Stellungen, so daß wir Infanteristen nun auch lebhafter vorrücken konnten. Wahrlich unsere braven Schwarzkragen haben ein nicht geringes Verdienst dabei gehabt, daß dieser Kampf hier so siegreich für uns beendet wurde. Es muß den Gespannen und der Mannschaft dieser beiden Batterien ungeheure Mühe gekostet haben, die Geschütze auf diese Höhen zu transportiren und nur die große Geschicklichkeit, welche unsere Artillerie im sicheren und entschlossenen Fahren besitzt, machte dies allein möglich.

Von allen Seiten drangen unsere preußischen Truppen jetzt auf dem Plateau der Höhen vor, und obgleich die Franzosen sich noch lebhaft vertheidigten, ja an einzelnen Stellen sogar zur Offensive übergegangen sein sollen, so waren wir gegen 8 Uhr Abends doch vollständige Sieger. Zwar suchte die feindliche Artillerie den Rückzug zu decken und feuerte noch längere Zeit sehr lebhaft, aber mit keinem sonderlichen Erfolg gegen uns, allein die Infanterie räumte in voller Eile ihre Stel-

lungen und trat in ziemlicher Ordnung den Rückzug an. Eine Verfolgung von unserer Seite konnte, wenigstens auf der Stelle des Kampfplatzes, wo unser Bataillon sich befand, nicht geschehen, denn es fehlte uns an Kavallerie hierzu und unsere Infanterie war zu erschöpft, um noch recht lebhaft verfolgen zu können. Auch fing es schon an dunkel zu werden und da die Gegend aus bewaldeten Höhen besteht, so war bei Nacht eine Verfolgung durch unsere ortsunkundigen Truppen, noch dazu in einem feindlichen Lande, ein Ding der Unmöglichkeit. Wir rückten denn noch einige tausend Schritt vor, und bivouakirten mitten in der eroberten feindlichen Stellung. Ein frohes Gefühl des Sieges belebte uns, denn mit vollem Rechte durften wir uns das Zeugniß geben, unsere Schuldigkeit gebührend gethan und am 6. August hier auf den Spicherer Höhen einen Sieg erfochten zu haben, der den preußischen Fahnen für alle Zeiten zum Ruhme und zur Ehre gereicht. Grade aber, daß wir die Franzosen gleich beim ersten Zusammenstoß, trotz der so entschieden günstigen Position, welche sie einnahmen, ganz gehörig auf das Haupt geschlagen und zu einem eiligen Rückzug gezwungen hatten, war von der größten moralischen Wichtigkeit für uns. Es zeigte unseren Truppen, daß wir den Feinden nicht allein vollständig gewachsen, sondern sogar überlegen waren und dies erhöhte ganz ungemein ihr Selbstvertrauen. Zwar mochte die Bewaffnung der französischen Infanterie besser als die unsrige sein und auch die Tapferkeit der Soldaten wetteiferte vollkommen mit der von unserer Mannschaft,

die auch grade nicht durchweg aus lauter Helden bestand, allein unsere Ausbildung war besser, unsere Disciplin fester und das wog alles Andere reichlich auf. Solches hatte der heutige Tag überzeugend gezeigt und von nun an zweifelte ich keinen Augenblick mehr an den schließlichen, vollgültigen Sieg unserer gerechten Sache.

Wir erkauften übrigens denselben hier theuer, denn, wie sich später herausstellte, hatten allein die 6 Bataillone und die Artillerie der 5. Division, die hier so recht in das Gefecht kamen, an 250 Todte und 1700 Verwundete. Es befand sich eine ganz unverhältnißmäßig große Zahl von getödteten und verwundeten Officieren hierunter; eine Erscheinung, die sich überhaupt in dem ganzen Verlauf dieses Krieges stets zeigt. Es ist auch sehr erklärlich, daß in den Infanterie-Gefechten der Neuzeit, stets mindestens verhältnißmäßig drei Mal so viel Officiere wie Soldaten als Opfer fallen; mag der Anzug der Officiere auch noch so einfach und dem der Mannschaft ähnlich sein, so werden Erstere sich doch stets von der Letzteren unterscheiden. Schon das Fehlen des Gewehrs, wie auch das mangelnde Lederzeug unterscheiden den Officier auf 7—800 Schritte von den Soldaten. Nun muß und wird der Officier sich stets ungleich mehr der Gefahr aussetzen, als dies die Mannschaft im Allgemeinen thut und besonders bei dem Schützengefecht, wie solches jetzt immer häufiger eintritt, ist dies in ungleich erhöhter Weise der Fall. Selbst in der besten Truppe wird es stets manche Soldaten geben, welche grade keine große Lust zum Vorwärtsgehen zeigen und

nur zu gerne hinter den sie deckenden Gegenständen zurückbleiben würden, wenn nicht die Disciplin und der Befehl sie vorwärts trieben. So hat ein Officier stets alle Energie nöthig, um seine Mannschaft in guter Ordnung vorwärts zu bringen und muß sich dabei vorzugsweise dem feindlichen Feuer aussetzen. Bei den verbesserten Waffen der Neuzeit, die ein sicheres Zielen gestatten, halten aber alle feindlichen Schützen besonders auf die Officiere, und so werden die der Infanterie, welche dem feindlichen Gewehrfeuer besonders preisgegeben sind, auch stets in Menge getroffen und ihre Stellung ist eine immer sehr gefährdete. Die Artillerie- und Kavallerie-Officiere sind im Allgemeinen lange nicht so sehr dem feindlichen Kleingewehrfeuer ausgesetzt und die Verluste daher auch nicht so groß, wie bei der Infanterie.

In den eroberten französischen Stellungen lagen eine Menge todte und auch mehrere verwundete Soldaten, dann Gewehre, alle möglichen Armaturgegenstände und sonstige Sachen umher, welche zeigten, daß der Rückzug der Feinde sehr eilig gewesen sein mußte. Die meisten Verwundeten hatten die Franzosen schon selbst fortgeschafft, die noch zurückgebliebenen suchten unsere Krankenträger so schnell wie möglich in unsere Hospitäler zu bringen. Der Umstand, daß unsere Leute sich mit den Franzosen so mangelhaft oder gewöhnlich gar nicht verständigen konnten, machte hier schon manche Schwierigkeiten und gab zu einer Menge von Mißverständnissen, die häufig sehr komisch, mitunter aber auch traurig waren, Anlaß. Da wir sehr hungrig und ermüdet

zündeten wir schnell Bivouakfeuer an, wobei zerbrochene französische Munitionswagen das nöthige Holzwerk liefern mußten und freuten uns, als wir einige feindliche Proviantkarren fanden, welche Kaffee, Reis, Zwieback, Zucker und etwas Wein enthielten. So wurde denn Kaffee gekocht, der uns sehr erquickte, und später Reisbrei mit einer Weinsauce. Unsere Mannschaft war sehr vergnügt und ließ sich die gute Mahlzeit aus diesen französischen Proviantwagen trefflich schmecken. Es ruht sich auch ganz besonders gut in einer eroberten feindlichen Stellung und keine Mahlzeit der Welt, selbst nicht an der reichsten Fürstentafel wird so gut munden, als diejenige, welche nach einem gewonnenen Treffen aus den erbeuteten Vorräthen des Feindes bereitet ist. Freilich gaben auch die vielen Verluste, welche wir erlitten hatten, zu schmerzlichen Betrachtungen Anlaß. Wie mancher kräftige, kriegsmuthige Soldat, der voll Begeisterung für seinen König und seine Fahne in den Krieg gezogen war, hatte hier jetzt gleich bei dem ersten Zusammenstoß mit dem Feind, aus dem Leben scheiden müssen. „Heute roth, morgen todt," heißt mit Recht ein alter Soldatenspruch. Zufällig hatte ich keine näheren Bekannte unter den gebliebenen oder schwerverwundeten Officieren und Soldaten und ward ich persönlich weiter nicht in Mitleidenschaft gezogen. So furchtbar müde ich auch war, denn ich hatte die beiden letzten Nächte nicht viel Schlaf bekommen und die Tage fast beständig marschirt, schrieb ich doch noch eine Korrespondenzkarte an meine geliebte Braut, um ihr mit-

zutheilen, daß wir einen glänzenden Sieg erfochten hätten und ich wohl und unverletzt sei, hüllte mich dann in meinen alten treuen Feldmantel, der den böhmischen Krieg schon mitgemacht hatte, schob mir einen zufällig daliegenden französischen Tornister unter den Kopf und war in wenigen Minuten schon in festem Schlaf versunken. Kaum graute der nächste Morgen, so wurde ich schon geweckt, denn mich traf das Kommando, nach Saarbrücken zu marschiren, um dort einen Transport von französischen Gefangenen zu übernehmen. Wir hatten an 2000 unverwundete Soldaten gefangen genommen und von diesen sollte ich 800 Mann auf der Eisenbahn bis nach Coblenz eskortiren, wozu ich 80 Mann Bedeckung erhielt. Daß mir dies Kommando grade sonderlich erwünscht war, kann ich nicht sagen und ich wäre ungleich lieber bei meinem Bataillon geblieben. Doch glücklicher Weise wird ein Soldat niemals danach gefragt, ob ihm ein Befehl angenehm oder unangenehm ist, und so machte ich mich denn nach Saarbrücken auf, um dort mein Kommando zu übernehmen.

Ein sehr bewegtes Leben herrschte in dem freundlichen Städtchen und ich befand mich jetzt recht im vollen Mittelpunkt des Krieges. Endlose Züge von Geschützen, Munitionswagen, Proviantkarren füllten alle Straßen und Plätze, so daß man nur mit Mühe durchkommen konnte. Dazwischen marschirten Infanterie- und Kavallerie-Regimenter, die theils zu Fuß, theils auf der Eisenbahn angekommen waren, mit wirbelnden Trommeln, schmetternden Trompeten und rauschender Feld-

musik durch die Straßen, und das Pflaster dröhnte von dem dumpfen Gerassel der Batterieen, die mitunter in vollem Trabe dahinfuhren. Zahlreiche Generalstabs-Officiere, Adjutanten und Ordonanzen sprengten in oft ziemlich nutzloser Eile der Kreuz und Quer umher und machten es den einfachen Fußgängern schwer, hindurch zu kommen. Aber auch die traurigen Schattenseiten des Krieges fehlten in diesem belebten Gewühl nicht. Viele Ambulance-Wagen mit Verwundeten kamen herbeigefahren, um ihren traurigen Inhalt in die Lazarethe, welche sogleich in mehreren öffentlichen Gebäuden errichtet waren, abzuladen. Französische und preußische Verwundete lagen auf gleichem Wagen, ja dieselben Menschen, welche am gestrigen Tage noch in grimmiger Wuth gegen einander gefochten hatten, suchten jetzt sich brüderlich zu unterstützen und durch kleine gegenseitige Hülfsleistungen ihren schmerzensvollen Zustand zu lindern. Mit freudigen Gesichtern standen die Einwohner von Saarbrücken vor den Thüren ihrer Wohnungen und waren häufig eifrig beschäftigt, die Verwundeten mit Wein, Kaffee und anderen Erquickungen zu laben und sich auch sonst auf vielfache Weise bei der Verpflegung der Truppen nützlich zu machen. Die Bevölkerung hatte wahrlich aber auch vollen Grund, sich über den Sieg des letzten Tages erfreut zu zeigen, und diejenigen, die solchen mit zu erfechten geholfen hatten, nach besten Kräften zu unterstützen. Welch Schicksal würde die Stadt wohl gehabt haben, wenn es den Franzosen geglückt wäre, unseren Angriff am gestrigen Tage zurück-

zuweisen, ja vielleicht sogar Saarbrücken wieder mit Sturm zu erobern! oder auch nur, wenn der Kampf sich in dem Innern der Stadt entsponnen hätte, welch' unermeßlicher Schaden würde Letzterer dadurch erwachsen sein.

Hier in Saarbrücken sah ich auch mein altes liebes Regiment wieder, bei welchem ich zuerst gestanden hatte, bis ich im Jahr 1865 versetzt wurde. Ich hatte es seit Schleswig-Holstein nicht wieder gesehen und war daher doppelt über dies jetzige Zusammentreffen erfreut. Zwar waren über die Hälfte der Officiere in dem Regimente mir jetzt unbekannt und erst nach meinem Abgang von dort eingetreten, da zahlreiche Verluste im Feldzug von 1866, dann Pensionirungen und auch besonders viele Versetzungen stattgefunden hatten, aber manchen lieben Jugendfreunden und treuen Kameraden, konnte ich doch noch recht freudig die Hand drücken. Von der Mannschaft kannte ich nur noch einzelne ältere Feldwebel und Sergeanten und dann einzelne eingezogene Reservisten persönlich. Unter Letzteren befand sich ein Schmied aus Iserlohn, den ich 1863—64 als Burschen gehabt hatte und der mir damals sehr treu und anhänglich gewesen. Jetzt war er als Reservist eingezogen und erzählte mir, „er sei Vater von 3 Kindern, habe sein gutes Auskommen als Schmiedemeister und diese Einberufung treffe ihn hart, allein da der König es so befohlen, so sei er mit Freuden jetzt wieder unter die Waffen getreten, zumal da es gegen die verfluchten Franzosen, die niemals Ruhe gegeben hätten, nunmehr losginge." Der Mann sah mit

seiner breiten Brust und muskulösen Armen wirklich wie ein Herkules aus, und Gott Gnade den Feinden, auf die er im persönlichen Kampfe stoßen sollte. Wie mußte ich auch jetzt meines theuren Freundes, des Lieutenants Graf S., der 1866 bei diesem Regimente den Kriegertod für König und Vaterland gefunden hatte, gedenken! Den Kampf gegen Oesterreich, welches er als alter westpfählischer Edelmann im Grunde seines Herzens eigentlich liebte und ehrte, hatte er nur aus Pflichtgefühl und weil sein König und Herr es befahl, mitgekämpft; jetzt aber gegen die Franzosen, die er wegen ihrer Revolution von 1789 so glühend haßte, würde er so recht voller Freude gefochten haben. Hatten wir es uns doch früher in unserer Phantasie stets als das höchste Ziel unseres Lebens dargestellt, noch einmal als preußische Officiere glänzende Siege gegen die Franzosen erfechten zu helfen. Mein Wunsch hatte mit dem gestrigen Tage seine schönste Erfüllung gefunden, meinen theuren Herzensfreund deckte aber seit Jahren schon die kühle Erde! Ich liebte mein jetziges Regiment gewiß sehr und fühlte mich mit Recht stolz, dessen Officierskorps anzugehören, aber mein Herz hing doch noch mit voller Wärme an meinem früheren, das fühlte ich jetzt recht; trug ich doch in dessen Reihen zuerst das Ehrenkleid des Soldaten, war mit in den Kampf gezogen und hatte die erste Feuertaufe erhalten. So etwas vergißt man sein ganzes Leben nicht wieder.

Während ich noch mit den Officieren meines alten Regiments, welches auf dem Durchmarsch in Saar-

brücken eine mehrstündige Rast hielt, zusammenstand und vergnüglich plauderte, kam ein bekannter Generalstabs-Officier angeritten und brachte uns die verbürgte Nachricht, daß unser Kronprinz von Preußen mit seiner Armee am gestrigen Tage bei Wörth ebenfalls einen glänzenden Sieg erfochten, und den französischen Marschall Mac-Mahon mit seinem Korps vollständig geschlagen habe. Zwei bedeutungsvolle Siege waren also an einem Tage von uns erkämpft worden. Wahrlich, es war des Glückes fast allzuviel und einen schöneren Beginn des Feldzuges hätte die kühnste Phantasie kaum träumen können. Vom Elsaß und von Lothringen aus stand uns jetzt der Einmarsch in das eigentliche Frankreich offen und die leeren Radomontaden der Franzosen waren gleich in den ersten Tagen des Kampfes, vollständig von uns Lügen gestraft worden. Mit lautem Jubel begrüßten wir daher die Kunde dieses neuen Sieges und da in einem Gasthofe in Saarbrücken noch guter Rheinwein zu bekommen war, so ließen wir Officiere einige Dutzend Flaschen Rüdesheimer holen und leerten solche auf offener Straße unter Hochs auf diesen neuen Sieg und dem stets siegreichen Feldherrn, den Kronprinzen von Preußen.

Das Regiment nahm bald darauf die Gewehre wieder auf und marschirte nach Frankreich hinein, während ich die Gefangenen, deren Eskorte ich übernehmen sollte, aufsuchte. Es war eine bunt zusammengesetzte Gesellschaft von ca. 800 Köpfen, die mir jetzt überliefert wurde. Fast alle Waffengattungen der französischen Armee

waren darunter vertreten, doch bestand die Mehrzahl aus Linien-Infanteristen. Die Leute, größtentheils am gestrigen Abend gefangen genommen, hatten die Nacht unter Bewachung in einer Kirche oder einem anderen großen Raume der Stadt, zugebracht. Man hatte ihnen Brod und auch etwas Kaffee gegeben; doch war die Verpflegung, wie dies bei einer so großen Truppenzusammenhäufung auch nicht anders sein konnte, nur mangelhaft gewesen. Die Spuren des gestrigen Kampfes waren bei den meisten Gefangenen noch sehr sichtbar und die Leute sahen erschöpft, beschmutzt, ermüdet aus; wie sich denn auch viele Leichtverwundete, die sich selbst nur oberflächlich verbunden hatten, darunter befanden. Im Uebrigen trugen Alle sehr gute Uniformen, welche von besserem Stoff waren, wie dies bei uns in Preußen der Fall ist und besonders auch vortreffliches Schuhzeug. Sonst war das Aeußere dieser Gefangenen ein sehr verschiedenes. Viele waren junge schwache Menschen, mit unintelligenten Gesichtern, die jetzt ein dumpfes oder auch klägliches Aussehen zeigten. Sie glichen wahrlich keinen Helden, sondern armen Burschen, die mehr Mitleid als Furcht einflößten. Im Gegentheil hiervon waren einige Dutzend ältere Veteranen oder auch gediente Unterofficiere, kräftige Gestalten, mit markirten Gesichtern, voll kühnem Ausdruck. Einige trugen 5—6 Medaillen und Orden auf der breiten Brust, und waren wirklich prächtige Modelle stolzer Soldaten. Man sah diesen auch den Schmerz und Zorn über ihre jetzige Gefangenschaft an, und ein finsterer Ausdruck nach Rache

und Wiedervergeltung funkelte in den dunkeln Augen Mancher. Besonders unter den Artilleristen befanden sich viele recht kräftige Männer. Ich ließ die gefangenen Franzosen antreten, hielt ihnen im besten Französisch, was ich nur zu sprechen vermochte, eine Rede, in der ich ihnen sagte, das Glück des Krieges habe sie zu Gefangenen gemacht und dies sei keine Schande und könne auch den besten Soldaten passiren. Ich erwarte aber von ihnen, daß sie sich in ihre Lage fügen, meinen Anordnungen gehorsam zeigen und keinen Versuch zur Flucht oder zum Ungehorsam machen würden, denn sie müßten mich dann zur äußersten Strenge zwingen und hätten die übeln Folgen sich selbst zuzuschreiben; im Uebrigen würde ich sie so human behandeln, wie mir dies nur irgend möglich wäre.

Wir marschirten nun nach dem Bahnhofe von St. Johann, der von den Franzosen ziemlich nutzlos halb zusammengeschossen war, um dort die Waggons zu besteigen. Es dauerte aber bis gegen 6 Uhr Abends, bevor ich meinen ganzen Transport in Waggons, welche Truppen von Bingerbrück gebracht hatten und nun leer wieder zurückfuhren, untergebracht hatte. An 100 Mann mußten in leeren Viehwägen einsteigen; zwar sah es sehr schmutzig darin aus, allein ich konnte ihnen nicht helfen und die Soldaten der Eskorte hatten auch keine besseren Plätze. Uebrigens machte ich es möglich, daß jeder Gefangene noch ein halbes Kommißbrod erhielt, was sie gierig verzehrten, denn sie mochten wohl sehr hungrig sein.

Wir fuhren nun die Nacht durch, kamen am Morgen in Bingerbrück an, wo wir einen längeren Aufenthalt hatten, und meine Gefangenen eine warme Suppe erhielten und gegen Mittag konnte ich sie in Coblenz abliefern. Die Freude und der Jubel der Bewohner aller Orte, welche unser Zug passirte, war fast übergroß. Zwei Siege an ein und demselben Tage erfochten und nun diese Eisenbahnzüge mit gefangenen französischen Soldaten, die sich noch wenige Tage zuvor in ihrem stolzen Uebermuth vermessen hatten, als Sieger hier einmarschiren zu wollen; so etwas mußte schon die ohnehin leicht erregbaren Rheinländer zum ausgelassensten Jubel bringen. Meine Gefangenen betrugen sich übrigens durchweg vernünftig und gaben mir nicht den mindesten Grund zu klagen, allein ich war doch sehr erfreut, als ich sie in Coblenz abliefern konnte und mein Kommando damit beendet war. So schnell wie möglich suchte ich jetzt wieder zurückzukommen, denn ich hatte Sorge, mein Regiment sonst nicht so leicht zu erreichen; auch konnte dies am Ende an einem neuen Gefecht theilnehmen, ohne daß ich dabei anwesend war, und das wäre sehr traurig für mich gewesen.

Fünftes Kapitel.

Rückkehr zum Regimente. Eine Nacht in Saarbrücken. Kantonnements und Märsche. Abmarschiren am Abend des 15. August zur Schlacht bei Vionville. Unsere Stellung am Morgen des 16. August. Der Befehl zum Angriff. Sehr große Verluste. Meine Verwundung am Fuße. Fernerer Verlauf der Schlacht. Transport nach einem Lazarethe in Trier.

Für einen Officier, der im Kriege durch ein Kommando oder irgend einen andern Umstand, mehrere Tage von seinem Regimente getrennt wird, hält es schwer, solches wiederzufinden und zu erreichen. Oft weiß Niemand, wo es augenblicklich steht und auf den Kommandanturen und Etappenbureaus erhält man auf alle Erkundigungen die verschiedensten und häufig falschesten Nachrichten. Dabei wechselt ein Regiment im Felde oft täglich seinen Aufenthalt, muß in der Kreuz und Quere umhermarschiren und hat man mit vieler Mühe den Ort erreicht, wo es bestimmt stehen soll, erfährt man, daß es seitdem schon wieder nach einer ganz veränderten Richtung marschirt sei und die mühsame Sucherei geht

von Neuem an. Auch sind Vorspannwagen oder andere Gelegenheiten zum Fortkommen nur mit großer Mühe, langem Harren und Warten, ja selbst mitunter gar nicht zu bekommen. So ging es jetzt auch mir mit meinem Kommando. Von Coblenz bis Bingerbrück kam ich mit meinen Soldaten noch ziemlich schnell auf einem leeren Dampfschiff, welches nach Mannheim bestimmt war, um von dort Verwundete zu holen. Man hatte sehr zweckmäßiger Weise viele große Rheindampfer zu Lazarethschiffen eingerichtet und ließ sie nun den Rhein hinunter fahren, um die Verwundeten von Weißenburg, Wörth und Spicheren auf ihnen in die Hospitäler nach Cöln, Düsseldorf und anderen Rheinorten zu bringen. Da eine Fahrt auf dem Dampfschiff lange nicht die Erschütterungen hat, wie auf der Eisenbahn, so war dies für die Verwundeten eine große Erleichterung. In Bingerbrück angelangt, fingen die Schwierigkeiten mit meinem Kommando weiter fortzukommen, schon an. Die großen Militärzüge, welche von dort nach Saarbrücken gingen, waren stets so mit Truppen angefüllt, daß ich als Officier vielleicht noch ein Plätzchen bekommen hätte, für meine 80 Soldaten aber kein Raum mehr vorhanden war. Ueber 24 Stunden mußte ich auf dem Bahnhof in Bingerbrück liegen bleiben und konnte keine Gelegenheit zum Fortkommen finden. Zwar war die Verpflegung sehr gut und besonders Wein gab es in Fülle, so daß meine Soldaten es sich ganz wohl daselbst sein ließen, mich aber quälte der Gedanke, mein Regiment könne vielleicht inzwischen an einer Schlacht theilnehmen und

war ich deshalb immer auf den Beinen, um nach einer Gelegenheit zu spähen. Das XII. Armeekorps, aus den Truppen des Königreichs Sachsen bestehend, kam jetzt hier durch. Ich hätte sie anfänglich kaum wieder erkannt, so verändert und ganz nach preußischem Muster umgeformt, war das Aussehen der Truppen. Hoffentlich hatten die Sachsen mit ihrer neuen Uniform auch eine andere Gesinnung bekommen, ihren alten Partikularismus und Preußenhaß abgelegt und waren jetzt eifrige und gute Soldaten unseres Königs Wilhelm von Preußen geworden. Außer mit einzelnen sächsischen Officieren, die sich wie immer, durch ihre große Höflichkeit auszeichneten, bin ich übrigens während des ganzen Krieges nicht wieder mit Truppen des XII. Armeekorps in nähere Berührung gekommen und kann daher nicht über sie urtheilen. Endlich nach 24stündigem Harren und Warten ging ein großer Proviantzug, größtentheils mit Schlachtvieh beladen, von Bingerbrück nach Saarbrücken ab. Ich wollte diese Gelegenheit, so unbequem sie auch war, unter allen Umständen benützen und so vertheilte ich meine Soldaten denn auf alle Lastwägen. Einige mußten sehen, wie sie auf den Viehwägen zwischen den Schlachtochsen noch ein Plätzchen zum Stehen fanden, Andere sich oben auf die Hafersäcke legen; ich selbst fand in einem Wagen, der ganz mit Reis- und Kaffeesäcken beladen war, noch einen kleinen Raum, welcher eben zum Sitzen ausreichte. Es mußte gehen, so verdrießliche Gesichter auch Einzelne meiner Soldaten machten, fort wollte ich jedenfalls. Es war eine höchst

unangenehme Nachtfahrt bis nach Saarbrücken und ich zwischen meinen Säcken und Tonnen so eingeengt, daß ich kaum noch meine Glieder rühren konnte. Wir freuten uns Alle, als wir endlich auf dem Bahnhofe von St. Johann ausstiegen und uns die Füße wieder vertreten konnten. In Saarbrücken herrschte ein ungeheures militärisches Leben und Treiben; die Stadt war mit den verschiedensten Truppen, vielen Verwundeten, Lieferanten und allen möglichen sonstigen Menschen überfüllt. Auch die neugierigen Vergnügungsreisenden und Schlachtenbummler, welche sich den Ort des Kampfes ansehen wollten und die uns überhaupt während dieses ganzen Feldzuges so sehr belästigten, fanden sich leider daselbst schon in übergroßer Menge ein. An eine regelrechte Einquartierung für meine Mannschaft war nicht zu denken, und so entschloß ich mich zu einem Bivouak in einem Garten. Es glückte mir nach vieler Anstrengung und endlosem Umherherlaufen, Fleisch, Brod und Kaffee für meine Soldaten zu bekommen, Wein konnten sie sich selbst kaufen, und so war für Lebensmittel gesorgt. Wir holten uns von einer alten Planke morsche Bretter zum Anzünden des Wachtfeuers, kochten unsere Speisen selbst und hatten ein ganz erträgliches Bivouak, wenigstens viel besser als wir solches später noch häufig in Frankreich erhielten.

So viel wie irgend möglich hatte ich mich in Saarbrücken auf dem dort schnell eingerichteten Etappenkommando erkundigt, wo mein Regiment wohl zu finden sein würde. Genau vermochte das zwar Niemand anzu-

geben, doch erfuhr ich, daß die Brigade, zu welcher es gehörte, schon auf dem Marsche gegen Metz begriffen sei. Ich nahm mir nun vor, am nächsten Morgen so zeitig als möglich wieder abzumarschiren und in Eilmärschen meinem Regimente nachzurücken. So ermüdet ich auch war, sollte ich doch noch um einen guten Theil der Nachtruhe, welche ich in meinem Bivouak zu finden hoffte, gebracht werden. Ich begegnete nämlich auf dem Wege nach St. Johann, plötzlich der Frau eines mir bekannten Hauptmanns, mit dem ich früher in einem Regimente zusammenstand. Die Arme hatte erfahren, daß ihr Mann in dem Kampfe am 6. August schwer verwundet sei, sich nun sogleich in ihrer Herzensangst in Cöln auf die Eisenbahn gesetzt und war nach manchen Unannehmlichkeiten auch glücklich bis nach Saarbrücken gelangt. Hier aber irrte sie verzweiflungsvoll in dem Gewühl umher, fand Niemand, der ihr Auskunft über das Schicksal ihres Gatten und wo derselbe sich befinde, geben konnte, oder der sich ihrer sonst im Mindesten angenommen hätte. Persönliche Bekannte hatte sie noch keine gefunden, das Regiment, bei dem ihr Mann stand, war schon wieder abmarschirt und Alle, an welche sie sich gewandt hatte, waren mit Pflichten und Geschäften so überhäuft gewesen, daß sie ihr keine Auskunft zu geben vermochten. Mit unendlicher Freude begrüßte nun die arme Frau mich als einen alten Bekannten und bat mich, sie in ihren Nachforschungen nach ihrem verwundeten Gatten zu unterstützen. Was sollte ich thun, zwar war ich äußerst ermüdet und sehnte mich, meine Glieder

einmal wieder gehörig ausstrecken zu können, doch die Ritterpflicht gegen eine schutzlose Frau ging vor, und so versprach ich, sie auf ihren Wanderungen zu begleiten. Es waren wirkliche Irrfahrten, die wir nun im Dunkel der Nacht zusammen antraten. Alle Lazarethe und Privathäuser, in denen Verwundete untergebracht waren, durchwanderten wir, bei allen Aerzten oder sonstigen Personen, welche uns vielleicht hätten Auskunft ertheilen können, erkundigten wir uns, Alles vergeblich, Niemand wußte, wo der verwundete Hauptmann zu finden sei. Es war ein höchst unerquickliches Suchen. Die arme Frau ward immer trauriger und ihre Thränen floßen reichlicher, denn sie gewann die Ueberzeugung, daß ihr Gatte schon todt, ja vielleicht sogar schon begraben sei und ich ward immer müder, so daß ich die Beine kaum noch regen konnte. Endlich um Mitternacht trafen wir einen Sergeanten von der Kompagnie des Hauptmanns. Dieser gab uns die feste Versicherung, daß der Verwundete in keinem gefährlichen Zustand sich befinde und bereits am gestrigen Tage mit der Bahn nach Cöln abgefahren sei, um dort seine Wiedergenesung abzuwarten. Er selbst hatte geholfen ihn in den Wagen zu tragen. So waren die beiden Gatten wahrscheinlich auf der Bahn an einander vorbeigefahren und der Mann befand sich bereits in Cöln, während die Frau ihn noch in Saarbrücken suchte. Sie war über diese Botschaft mit Recht sehr erfreut und beschloß, mit dem nächsten Zuge, der leere Wagen nach Bingerbrück brachte, wieder zurückzufahren. Ich überließ sie nun dem Schutze des Sergeanten

und ging nach dem Bivouak meiner Mannschaft. Hier hatte mein umsichtiger Bursche, von einer Strohschütte, die er, Gott weiß wo, aufgetrieben, mir ein den Umständen nach treffliches Lager gemacht, ich warf mich todtmüde nieder und war in wenigen Minuten auch schon in den festen Schlaf der äußersten Ermüdung versunken. Als ich am andern Morgen um 5 Uhr geweckt wurde, hätte ich gern noch einige Stunden geschlafen, allein da ich selbst diesen frühen Aufbruch befohlen hatte, so half es nichts; und wir marschirten ab. Es war ein sehr anstrengender Marsch, den wir bei starkem Regenwetter zu machen hatten und bald kamen wir in Gegenden, die nur zu viele Spuren des Krieges zeigten. Alle Dörfer waren von ihren Bewohnern verlassen, viele zerstörte Häuser sah man an der Straße, in den Getreidefeldern waren Bivouaks errichtet gewesen und die Obstbäume wie auch die Pfähle der Weinreben hatten die Soldaten für ihre Wachtfeuer benutzt. Es war derselbe Weg, welchen das geschlagene Frossard'sche Korps genommen und auf dem unsere nachrückenden Truppen gefolgt waren, und man erkannte nur zu viele Spuren der Verwüstungen, welche die fliehenden wie verfolgenden Soldaten angerichtet hatten.

An Lebensmitteln war in allen Ortschaften, die wir berührten, auch gar nichts zu finden und die Bewohner schienen sich mit ihrem Vieh und ihren besten Habseligkeiten in die Wälder geflüchtet zu haben. Es war der Krieg in seiner wilden, Alles zerstörenden Gestalt, der mir hier wieder in so vollem Maße vor die Augen

trat und ich erhielt schon jetzt auf dem ersten Tagesmarsch in Frankreich den Eindruck, als würde derselbe heftiger geführt und lastete zerstörender auf dem Lande, welches das Unglück hatte, ihm zum Schauplatz zu dienen, als dies 1866 in Böhmen oder 1864 in Schleswig-Holstein, wo Alles gar fein säuberlich zuging, der Fall war.

Truppentheilen aller Art begegnete ich zwar zahlreich auf diesem Marsche, allein den augenblicklichen Standort meines Regiments wußte mir Niemand anzugeben. Dabei war der Weg sehr schlecht und die Straße durch zahlloses Armeefuhrwerk und die endlosen Proviantkolonnen oft so versperrt, daß ich stundenlang warten oder über die Felder marschiren mußte und das war in dem von Regen durchweichten schweren Boden, in welchem meine Soldaten tief einsanken, sehr beschwerlich, allein es half nicht, man kam dabei doch von der Stelle. Gegen Mittag stieß ich auf eine Proviantkolonne, welche zu unserem Armeekorps gehörte. Ein höherer Beamter der Intendantur, den ich persönlich kannte, begleitete dieselbe und war so gefällig, mir Brod, Speck und Kaffee auf 2 Tage für meine Mannschaft zu geben. Da ich die höchste Eile hattte, ließ ich nur am Mittag die Leute zwei Stunden ruhen und marschirte dann wieder bis gegen 5 Uhr Nachmittags, wo wir bei einigen halbzerstörten, von ihren Bewohnern verlassenen Häusern Halt machten. Wir waren alle sehr ermüdet und hatten auch wirklich vollen Grund hiezu, denn unser heutiger Tagesmarsch betrug an 6 deutsche Meilen. In den Größten der ver-

lassenen Häuser war die Küche noch in ziemlichem Stand und auch Brennholz fand sich vor. So konnten meine Soldaten sich denn einen guten Kaffee und später eine Brodsuppe mit Speckschnitten kochen, so daß sie vollauf gesättigt wurden. Auch Stroh und einzelne Ueberreste von Betten und Decken fanden wir noch in den Häusern, woraus wir uns ein gutes Lager bereiteten. Da es stark regnete, war es uns sehr behaglich, jetzt im Trockenen zu sein. Ich errichtete nun eine Wache von 4 Mann, stellte einen Posten vor dem Hause aus, dem ich die strengste Wachsamkeit befahl und gegen 7 Uhr legten wir uns alle auf unser Lager und waren bald sämmtlich fest eingeschlafen. Einige Stunden mochten wir wohl geschlafen haben, als ich plötzlich durch einen gewaltigen Lärm unten in der Hausflur erweckt wurde. Mein erster Gedanke war, daß vielleicht eine französische Streifschaar das Haus überfallen hätte und ich stürzte daher den Revolver in der linken, den gezogenen Säbel in der rechten Hand, zur Thüre hinaus. So schlimm war es glücklicher Weise nun nicht, sondern nur ein Haufe von Marketendern und Fuhrleuten, die alle mehr oder minder schwer betrunken waren, hatte sich vor der Thür versammelt, begehrte Einlaß und erhob, als der Posten dies verweigerte, ein wüstes Gebrüll. Da im Hause kein Platz mehr war, denn wir selbst lagen schon ziemlich eng, befahl ich den Leuten, sich fortzubegeben und Ruhe zu halten. Ein Theil befolgte auch meinen Befehl, an 20 Kerle jedoch fuhren fort zu lärmen und zu brüllen und riefen; „ich hätte ihnen nichts zu befehlen, denn sie

wären keine Soldaten.“ Ich ging jetzt vor die Thüre, um nochmals Ruhe zu gebieten, da drängte sich der Hauptanführer des ganzen Haufens, ein großer betrunkener Kerl, seiner Sprache nach aus Cöln, dicht an mich heran, ja legte sogar seine Hand auf meine Schulter, um mich zurückzuschieben. Diese Frechheit ging mir denn doch zu weit und ich hieb den Kerl mit der flachen Klinge so über den Kopf, daß er ein Paar Schritte zurücktaumelte. Zugleich befahl ich der Wachmannschaft, mit gefälltem Bajonnett vorzudringen und Jeden zu arretiren, der nicht fort ginge, bei dem mindesten Widerstand aber von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Dies half, die Kerle liefen auseinander, tobten und lärmten zwar noch in den anderen Häusern umher, belästigten uns aber nicht weiter. Den Menschen, der meinen Hieb bekommen hatte sah ich am andern Morgen, ein dicker, blutrother Streif lief ihm quer überdas ganze Gesicht und zeigte, daß ich gut zugeschlagen hatte.

Nach dieser Unterbrechung schliefen wir ungestört die ganze Nacht und neugekräftigt marschirten wir am andern Morgen wieder weiter. Glücklicher Weise traf ich nun bald auf Truppentheile des III. Armeekorps, und konnte von diesen erfahren, wo mein Regiment sich befand. Die Gewißheit verdoppelte meine Anstrengung und so gelang es mir, auch dasselbe noch am Abend zu erreichen. Somit hatte mein Kommando sein Ende und ich freute mich nicht wenig hierüber, denn eine einzelne Detachirung ist im Kriege für einen Lieutenant grade nicht erfreulich und er befindet sich, meiner Ueberzeugung

nach stets am Besten, wenn er bei seinem Regimente ist und dessen Leiden und Freuden theilen kann. Hier erfuhr ich nun, daß der Marschall Bazaine mit der gesammten französischen Garde und 4 Armeekorps in der Stärke von ungefähr 200,000 Mann Combattanten, in Metz stehe. So war eine Hauptschlacht in der nächsten Zeit zu erwarten und ich freute mich daher doppelt, wieder bei meinem Regimente zu sein. Wir erwarteten nun sicher, daß der Marschall Bazaine nach Zurücklassung von 30—40,000 Mann in Metz, von dort fortmarschiren und sich bei Verdun mit der Armee des Marschalls Mac-Mahon vereinigen würde. Geschah dies, so konnte eine Armee von circa 300,000 Mann sich bei Verdun aufstellen und die größte Entscheidungsschlacht dieses Krieges dort geschlagen werden. Um aber diese Vereinigung bei der französischen Hauptarmee zu verhindern, faßte der große Stratege unseres Heeres, General von Moltke, den kühnen Plan, unverzüglich über die Mosel zu gehen und sich im Rücken von Metz mit starkem Keil zwischen die Bazaine'sche und Mac-Mahon'sche Armee zu schieben.

Ich war kaum einen Tag bei meinem Regiment, als das VII. Armeekorps, welches zu der I. von General von Steinmetz befehligten Armee gehörte, im Verein mit Truppen des I. Armeekorps, ein ziemlich lebhaftes Gefecht bei dem Dorfe Pange, unweit Metz, hatte. Wir konnten den Kanonendonner am Abend des 14. August sehr deutlich vernehmen und traten unter die Waffen, da es vielleicht möglich war, daß wir unseren kämpfenden Kameraden durch eine Seitenbewegung zu Hülfe kommen

müßten. Am späten Abend brachte aber ein Adjutant die Nachricht, die Franzosen hätten sich hinter die Außenforts von Metz zurückgezogen und der Kampf sei daher beendet, ohne irgend ein besonderes Resultat ergeben zu haben. Wie wir später hörten, sollen besonders einige ostpreußische Regimenter starke Verluste bei diesem Kampfe gehabt haben. Ein guter Bekannter von mir, mit dem ich als Fähnrich viel zusammen war und auch das Officiersexamen gemeinsam machte, erhielt in diesem Treffen bei Pange eine tödtliche Wunde, die ihn einige Tage später in die Gruft brachte.

Wir marschirten nun nach Cheminot und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Daß eine große Entscheidungsschlacht in den nächsten Tagen stattfinden werde, war sehr wahrscheinlich, denn die ungeheuern deutschen Heeresmassen, welche hier in einem weiten Bogen um Metz aufgestellt waren, konnten unmöglich länger müssig bleiben. Die Einwohner der meisten Ortschaften hatten sich mit ihrem Vieh und den besten Habseligkeiten nach Metz geflüchtet, hinter dessen Riesenwällen sie sich besonders sicher fühlten. So waren in den meisten Quartieren weder Bewohner noch Lebensmittel zu finden, und die Truppen größtentheils auf Verpflegungen der Proviantkolonnen angewiesen. Feldfrüchte und Wein waren jedoch gewöhnlich in Menge noch zu bekommen und da wir Speck, Reis, Brod und Kaffee geliefert erhielten, so fehlte es uns an nichts und wir lebten für Kriegszeiten ganz gut. Auch die Bivouaks waren bei dem schönen warmen Wetter nicht unangenehm und in

der Regel den engen furchtbar überfüllten Quartieren vorzuziehen. In diesen Tagen sah ich auch unsern Oberbefehlshaber, den Prinzen Friedrich Karl, und hatte die Ehre, von ihm einer kurzen Anrede gewürdigt zu werden. Seit dem Tage von Königsgrätz hatte ich den erlauchten Prinzen, der für den Ruhm der preußischen Fahne in dem letzten Decennium so unendlich viel geleistet, nicht wieder gesehen und fand ihn älter und stärker aussehend; doch zeigte seine Haltung, wie besonders auch seine Blick noch jenen kühnen Geist und das kräftige Auftreten, welches diesen ritterlichen Prinzen in so hohem Grade auszeichnet. Am Nachmittag des 15. August traten wir wieder unter die Waffen und erwarteten jede Stunde den Befehl zum Abmarsch. Wir hatten Proviant auf 3 Tage bei uns, auch unser Munitionsvorrath wurde ergänzt und die Waffen sorgsam nachgesehen. So waren wir für jede Schlacht gerüstet und kein Dienst, den unser König und Herr von uns verlangte, erschien uns zu hart und anstrengend, keine Gefahr zu groß. Daß wir schon in der nächsten Zeit eine blutige Entscheidungsschlacht erwarten durften, fühlten wir Alle. Es herrschte daher eine ziemlich ernste Stimmung bei der Mannschaft und den meisten Officieren. Wer irgendwie theure Angehörige oder liebe Freunde in der Heimath besaß, schrieb ihnen jetzt noch und von den Soldaten benutzten Manche die freie Zeit, die ihnen noch blieb, um im „Neuen Testamente“ oder einem andern Erbauungsbuch, welches sie bei sich führten, zu lesen. Ich freute mich nicht wenig über diesen religiösen Sinn eines großen Theiles unserer

Mannschaft, denn ich habe stets gefunden, daß die frömmsten Soldaten auch die besten waren, die sich nicht allein im Kampfe und in den Stunden der Gefahr am muthigsten und zuverlässigsten zeigten, sondern auch in der Disciplin und in Allem was den Krieger auszeichnet, ihren Kameraden stets zum Vorbild dienen konnten.

Die Dunkelheit war schon eingebrochen, ein starker Regen fiel nieder und verdarb die ohnehin schlechten Wege immer mehr, als wir am Abend des 15. August den Befehl zum Abmarsch erhielten. Wir gingen auf einer von unseren Pionieren geschlagenen Schiffbrücke über die Mosel und dann unabläßig vorwärts. Es war ein äußerst beschwerlicher Marsch Berg auf, Berg ab, in engen Hohlwegen, die durch den Regen aufgeweicht und nun durch die vielen Tausende von Menschen- und Pferdebeinen, welche darin umherpatschten, wirklich in eine einzige flüssige Schlammmasse verwandelt waren. Ein solcher Nachtmarsch bei schlechtem Wetter und grundlosen Wegen, kann die Disciplin und die Tüchtigkeit der Truppen auf die härteste Probe stellen. Unsere Mannschaft bestand solche vortrefflich, wie denn überhaupt die alten brandenburgischen Regimenter alle Eigenschaften, welche den Soldaten im Felde auszeichnen, im höchsten Grade besitzen.

Obgleich dieser nächtliche Marsch unsere Kräfte sehr in Anspruch genommen hatte, war die Stimmung doch die beste, als wir am frühen Morgen im Grunde von Gorce anlangten. Wir nahmen hier Aufstellung und erwarteten, was da kommen würde. Viele von unseren

Soldaten waren so ermüdet, daß sie sich auf der Stelle, wo sie standen, hinlegten, um ihre Kräfte durch einen, wenn auch noch so kurzen Schlaf zu stärken, andere verzehrten Speck und Brod und tranken Schnaps oder Wein dazu, wie sie diese Getränke nun grade bei sich führten.

Es war sehr wahrscheinlich, daß der Marschall Bazaine am heutigen Tage mit dem größten Theil seiner Truppe von Metz auf der Straße nach Verdun, einen Durchbruch versuchen würde. Unser Korps verlegte ihm aber denselben am Meisten und so mußte aller Wahrscheinlichkeit nach der Hauptstoß dasselbe treffen. Es stand uns also eine schwere Blutarbeit bevor und selbst im günstigsten Fall waren sehr zahlreiche Verluste gewiß. Es ist natürlich, daß in solcher Stunde vor dem Kampf jeder denkende und empfindende Mensch sich die Frage vorlegt, ob nicht auch ihn das Geschick treffe, zu den vielen Opfern der Schlacht gezählt zu werden. Man prüft noch einmal seinen bisher zurückgelegten Lauf des Lebens, bereut die vielen Irrthümer und Fehler, die man, wie jeder Mensch in diesem sündhaften Erdenleben begangen hat, und befiehlt Leib und Seele der Gnade Gottes, ohne dessen Willen ja kein Sperling vom Dache fällt! — Preußische leichte Kavallerie-Abtheilungen, welche von Generalstabs-Officieren begleitet wurden, hatten schon seit dem frühen Morgen mit der feindlichen Kavallerie umhergeplänkelt. Der Zweck dieser kleinen Reitergefechte war besonders der gewesen, die Stärke und Stellung der Feinde zu erforschen und Gewißheit zu verschaffen, ob der Marschall Bazaine am heutigen

Tage wirklich durchbrechen wolle, und nach welcher Richtung dies geschehen solle. Grade durch solches Erspähen der feindlichen Absichten und Bewegungen, wie auch durch das Verbergen unserer eigenen Manöver, welche sie wie mit einem dichten Schleier umgab, hat unsere zahlreiche leichte Kavallerie uns während dieses ganzen Kriegs stets die wichtigsten Dienste geleistet und ist wirklich musterhaft verwandt worden. Unseren muthigen, gewandten und wohlberittenen Reiter-Officieren ward hierdurch vielfach die beste Gelegenheit zu einer Thätigkeit gegeben, wie sie sich solche gar nicht besser wünschen konnten. Die Plänkeleien der preußischen Schwadronen hatten jetzt die volle Gewißheit gegeben, daß der Marschall Bazaine mit großer Heeresmacht den Durchbruch auf der Straße nach Verdun beabsichtigte. Um diesem gewaltigen Stoß widerstehen zu können, war unser ganzes Armeekorps, auch wenn es würde vollständig aufgeopfert werden, nicht stark genug und so flogen denn Adjutanten in größter Eile umher, um das Gardekorps und das X. Armeekorps, welche zunächst standen, so schnell als möglich auf den Kampfplatz zu führen. Aber auch mit 3 Armeekorps waren wir noch zu schwach, um gegen 140—150,000 Mann Franzosen den Kampf allein aushalten zu können, und die Ankunft des VII. und VIII. Armeekorps mußte dringend ersehnt werden.

Gegen 10 Uhr Morgens ertönten die ersten preußischen Kanonenschüsse in unserer Nähe. Die Divisionsartillerie der VI. Division begann den Kampf mit französischen Batterien, die auf einer Höhe zwischen den

Dörfern Vionville und Rezonville standen. Bald ward der Kanonendonner heftiger, denn immer mehr preußische Batterien nahmen daran Antheil. „Wenn ich am heutigen Morgen falle, so führen Sie meine Kompagnie brav und halten Sie solche in guter Ordnung", sagte jetzt mein Hauptmann zu mir, dabei herzlich meine Hand drückend. Der sonst sehr heitere Mann mußte eine bestimmte Todesahnung haben, denn er war seit dem gestrigen Abend ganz ungewöhnlich erregt gewesen, hatte viel geschrieben und auch seine Baarschaft dem Zahlmeister, der zurückblieb, zur Aufbewahrung eingehändigt. Dabei hatte er den Dienst sehr genau besorgt, noch selbst sorgsam die Gewehre aller Soldaten nachgesehen, ob sie sich auch in guter Ordnung befänden und einem jungen Lieutenant, der im Dienst etwas läßig gewesen war, einen sehr ernsten Verweis ertheilt. — Dem Donner der Kanonen, folgte bald das Knattern des kleinen Gewehrfeuers, denn die Regimenter der VI. Division rückten zum Sturm auf die von den Franzosen sehr stark besetzten Dörfer Vionville und Flavigny vor. Ein furchtbarer Kampf entspann sich hier, das französische Chassepotgewehr zeigte bald seine volle Wirkung und in dichten Haufen sanken unsere Soldaten todt oder verwundet zu Boden, ohne mit den Zündnadelgewehren den Franzosen allzugroßen Schaden zuzufügen. Desto mehr arbeiteten freilich die preußischen Geschütze in den feindlichen Reihen, denn die gesammte Reserveartillerie des III. Armeekorps, kam jetzt hier in Thätigkeit. Bald sollte nun auch an uns die Reihe kommen, denn ein auf

schäumendem Rosse ansprengender Adjutant des Prinzen Friedrich Karl, der mit seinem Stabe auf der Höhe von Vionville geritten war, brachte unserer Division den Befehl, aus dem Grunde von Gorce, wo wir Stellung hatten, hervorzubrechen, die Höhen von Gorce zu erstürmen, womöglich das von den Feinden stark besetzte Dorf Arconville zu nehmen, und von dort gegen Vionville vorzugehen. Das war ersichtlich ein furchtbares Stück Arbeit, und wenn wir solches wirklich gelöst hatten und auch nur die Hälfte unserer Mannschaft dabei einbüßten, so durften wir wirklich von Glück sagen. Doch „vorwärts mit Gott für König und Vaterland" heißt ja die altpreußische Losung, mit der wir unsere Siege seit Friedrich des Großen Zeiten stets erfochten haben. Die Tamboure schlugen den Sturmmarsch und die Schützenzüge voraus, schickten wir uns zur Erstürmung der Höhen an. Bald befanden wir uns im feindlichen Feuer und immer heftiger und heftiger schlugen die Chassepotkugeln in unsere Reihen. Unsere Verluste waren sehr groß und zu Dutzenden stürzten die Soldaten unseres Bataillons zusammen, ohne daß wir bisher noch viel Terrain gewonnen hatten. Eine Kugel traf meinen Hauptmann grade durch das Herz; er fiel lautlos zusammen und war dem Anschein nach auf der Stelle todt. Ich übernahm, als der einzige Premier-Lieutenant der Kompagnie, sogleich den Oberbefehl und suchte meine Mannschaft etwas zu rangiren. Ein französisches Chasseur-Bataillon schien uns gegenüberzustehen, wenigstens trugen die Soldaten graue und keine rothen Hosen und die besten Schützen desselben

mußten es besonders auf uns Officiere abgesehen haben, denn fort und fort stürzten diese todt oder verwundet zusammen. Unsere Verluste waren ungeheuer und als es uns endlich nach langem Kampfe und wiederholtem Anstürmen gelungen war, die Anhöhe von Arconville zu gewinnen, zählte meine Kompagnie nicht viel mehr als 100, während sie am Morgen noch 190 Mann stark gewesen war. Immer heftiger entbrannte jetzt der Kampf, immer lauter brüllte der Donner der Kanonen, knatterten die Schüsse aus den Gewehren, die Dörfer Vionville, Rezonville und Arconville standen in vollen Flammen, da einige 60 preußische Geschütze unaufhörlich ihr Feuer darauf richteten, allein die Franzosen behaupteten ihre Positionen noch immer mit der größten Standhaftigkeit. Es waren tüchtige Truppen, die jetzt hier gegen uns kämpften, und französische und deutsche Tapferkeit mußten lange im heißen Kampfe um den Preis des Sieges ringen. Solchen Feinden hatte ich bisher noch nicht gegenübergestanden und alle Kämpfe, denen ich bisher beiwohnte, waren lange nicht so blutig gewesen wie der heutige. Eine französische Kolonne warf sich uns mit großem Muthe entgegen und suchte vorzudringen. Eine gehörige Salve aus unseren Gewehren hielten die Franzosen aus, ohne in ihrem Weitermarsch zu stocken, als aber die zweite Tod und Verderben in ihre Glieder schleuderte, da hörte das Vorrücken auf, die Glieder lösten sich und obschon die Officiere sich mit gezogenen Säbeln ihren Leuten entgegenwarfen, sie zum Stehen zu zwingen, so drehten doch die Meisten um und liefen

zurück, um aus den Bereich unserer Kugeln zu kommen. Auch wir konnten nicht recht vorwärts, sondern hielten einen Grabenrand besetzt und feuerten von hier auf die Franzosen. So stand das Gefecht eine lange Zeit und keine Parthei konnte sich den Sieg mit Recht zuschreiben. Unsere Division hatte bereits zu harte Verluste erlitten, als daß sie allein die ihr gewordene Aufgabe, die Feinde zu vertreiben, zu lösen vermochte.

Es kam darauf an, noch einige 30 Schritte vorzurücken, um einen günstiger gelegenen Hügel zu besetzen. Ich sprang meiner Kompagnie vor, um sie zum Vorwärtsgehen zu bewegen, als plötzlich etwas gegen meinen rechten Schenkel klatschte und ich einen stechenden Schmerz verspürte, wie wenn mir Jemand schnell mit einem heißen Eisen durch das Fleisch stieß. Eine Chassepot-Kugel war vorne in meinen Oberschenkel eingedrungen und rückwärts wieder hinausgefahren. Noch einige Schritte sprang ich vor, dann wurde es mir plötzlich dunkel vor den Augen, ich konnte mich nicht länger auf den Füßen halten und stürzte unmittelbar vor meiner Kompagnie zusammen. Einige Soldaten wollten mich zurücktragen, ich gebot ihnen aber, mich in den Graben, der rückwärts war, zu transportiren, mich dort an einer geschützten Stelle hinzulegen, und dann wieder in das Gefecht zurückzukehren. Die Kompagnie war ohnehin schon zu sehr geschwächt und um meinetwillen sollten Soldaten, sich jetzt in den Stunden der höchsten Gefahr, nicht aus den Gliedern entfernen. Die höchst schädliche Unsitte, daß unter dem Vorwand, verwundete Officiere

oder Kameraden aus dem Gefecht zu tragen, sich Soldaten aus der Kampflinie entfernen, reißt ohnehin in der Schlacht nur zu leicht bei einer Truppe ein, und so wollte ich unter keiner Bedingung, daß um meiner Person willen, solch übeles Beispiel gegeben wurde. Das Erste, was ich in dem Graben liegend vornahm, war, meine Wunde, so viel ich dies selbst vermochte, zu untersuchen. Zu meiner großen Freude entdeckte ich, daß wahrscheinlich kein Knochen verletzt, denn ich konnte den Fuß noch bewegen, und daß die Kugel durch das Bein hindurch gegangen sei und nicht mehr im Fleische stecke. So war ich wenigstens der langwierigen und oft sehr schmerzlichen Operation und dem Suchen nach der Kugel enthoben. Durch die Erfahrung in der Schlacht bei Königgrätz belehrt, hatte ich Charpie, eine Kompresse, ein Fläschchen mit Balsam und eine lange Binde nebst einer Scheere und einer Nadel in einer kleinen leinenen Verbandtasche, bei mir. So tröpfelte ich Balsam auf die Charpie, verstopfte damit die Wunde, um deren starke Blutung zu verhindern und nähte mir dann, so gut ich es vermochte, einen Verband darum. Während dieser Zeit tobte die Schlacht immer heftiger fort und fort; es war oft ein Gekrache, daß die Erde bebte und zahlreiche französische Granaten flogen über den Graben, in dem ich lag, hinüber. Eine Granate platzte unfern von mir, so daß ich noch von dem weit umherspritzenden Schlamm beschmutzt wurde. Zu meiner großen Freude konnte ich aber aus dem Gang des Feuergefechtes entnehmen, daß unsere Infanterie wenigstens nicht im Retiriren be-

griffen sei, sondern stets, wenn auch nur langsam vorrücke. Zahlreiche Todte und Verwundete, darunter auch mehrere Franzosen, lagen neben mir im Graben. Einem verwundeten preußischen Füsilier, der einen Schuß in der Seite hatte, gab ich den Rest meiner Charpie und des Balsams und half ihn seine Wunde verbinden. Ich wollte mich nun erheben, und hoffte zu einem Verbandplatz zurückhinken zu können, bemerkte aber zu meinem Schrecken, daß ich nicht allein vom Boden aufstehen konnte. Das war eine böse Entdeckung, denn nun mußte ich hier im Graben liegen bleiben, bis ich Hülfe erhielt. Dabei war ich durch den starken Blutverlust sehr geschwächt, empfand heftigen Durst und hatte nichts bei mir, solchen zu stillen. So hatte ich nun schon zum zweiten Mal für meinen König und die Ehre meiner Fahne, eine nicht unbedeutende Wunde erhalten und unwillkürlich machte ich den Vergleich mit meinem jetzigen Zustand, und wie ich damals bei Königsgrätz verwundet dalag. Auch an meine theure Braut und meine liebe alte Mutter und welche Sorge diese wohl empfinden würden, wenn sie meine Verwundung erfuhren, mußte ich viel denken. Um übrigens den Gang der Schlacht wenigstens einigermaßen beobachten zu können, kroch ich jetzt auf Händen und Füßen den Graben entlang und kletterte dann mühsam bis an den Rand desselben, so daß ich etwas mit dem Kopfe darüber hinwegsah und einen Ueberblick über die Schlacht gewann. Noch raste der Kampf in wilder Wuth fort und von keiner Seite schien bis jetzt eine Entscheidung erfolgt zu sein. Unsere

Division hatte wahrscheinlich eine Schwenkung gemacht, denn ich konnte sie nicht mehr erkennen. Zu meiner großen Freude bemerkte ich jedoch, daß immer mehr frische Truppen, welche dem X. Armeekorps angehören mußten, auf dem Kampfplatz eintrafen und sogleich in das Gefecht eilten. Namentlich die Regimenter 78 und 81, aus kräftigen Oldenburgern und Ostfriesen bestehend, gingen unfern von mir mit lautem Hurrah in den Kampf. Ich freute mich sehr, daß diese jetzt erst kürzlich neu formirten Truppen, an freudiger Hingebung für den Zweck des Krieges, schon mit unseren altpreußischen Regimentern wetteiferten. Ebenso sah ich eine Brigade aus westphälischen Regimentern lebhaft vorrücken. Von allen Seiten krachte und donnerte es immer gewaltiger und der Schlachtenlärm tobte immer lauter. Drei Dörfer vor mir erblickte ich in hellen Flammen. Es war ein gewaltiges, großartiges Bild, was sich jetzt vor meinen Augen entwickelte sehr gleich dem, was ich bei Königsgrätz sah, und das Interesse, welches ich daran nahm, so groß, daß ich den Schmerz meiner Wunde ganz darüber vergaß.

Immer heftiger wurden jedoch die Vorstöße der Franzosen, deren Infanterie an diesem Tage wirklich mit großem Muthe und vieler Gewandtheit kämpfte, und die Hoffnung, daß es uns gelingen würde, den Sieg zu erringen, schien mir nur gering zu sein. Zu meiner Freude bemerkte ich aber, daß jetzt noch 6 — 7 preußische Infanterie-Regimenter, ganz genau konnte ich deren Zahl nicht unterscheiden, auf dem Schlachtfelde anlangten und hörte

von einem neben mir am Grabenrand sitzenden Militärarzt, der von seinem Pferde beim Sturz so gequetscht war, daß er nicht gehen konnte, es sei dies das VIII. Armeekorps. Auch die großherzoglich-hessische Infanterie-Division marschirte jetzt nicht weit von uns vorüber, um mit in den Kampf einzugreifen. So schwand die anfängliche Ueberlegenheit der Feinde, die am Morgen, wo unser brandenburgisches Armeekorps fast allein den Hauptstoß aushalten mußte, sehr groß gewesen war, am Nachmittag schon immer mehr. Uebrigens war das Terrain so coupirt und bestand aus so vielen Hügeln und Thälern, daß eine Uebersicht des ganzen Schlachtfeldes unmöglich war. Ich glaube, daß auch unser Oberbefehlshaber, der Prinz Friedrich Karl, nicht im Stande gewesen ist, das Terrain ganz zu übersehen und die Schlacht wirklich einheitlich zu leiten. Es war eine lange Kette von einzelnen Kämpfen, die sich hier entwickelte. Auch eine große Kavallerie-Attake konnte ich mit Hülfe meines Handfernglases, welches ich an einem Riemen über der Brust hängen hatte, ganz deutlich erkennen. Vier preußische Regimenter, unter denen ich das 7. Kürassier-, 13. Uhlanen-, 19. Dragoner- und 10. Husaren-Regiment erkannte, griffen eine starke französische Reitermasse, aus der viele blitzende Küraße und helle Metallhelme hervorschimmerten, in einer sehr schnellen Gangart der Pferde, an. Eine Zeit lang waren die preußischen und französischen Schwadronen so durch einander gemischt, daß man mit dem Fernglase die Einzelnen gar nicht herauskennen konnte,

dann löste sich der wirre Knäuel und jeder Theil kehrte wieder nach der Richtung, von wo er gekommen war, zurück. Sehr viele reiterlose Pferde gallopirten über das Feld. Eins derselben, dem Sattelzeug nach zu den oldenburgischen Dragonern gehörend, kam grade auf mich zu gesprengt. Im Steigbügel hing mit dem einen Fuße noch der Reiter und wurde somit hinterhergeschleift. Der Arme war aber schon todt, und sein Kopf, der wohl oft auf die harten Felsblöcke geschlagen sein mochte, nur noch eine blutige, formlose Masse. Es gewährte dies einen schauerlichen Anblick. Das Dragonerpferd hielt dicht bei mir an, so daß ich es hätte leicht ergreifen können, wenn ich nur im Stande gewesen wäre, mich ohne fremde Hülfe aufzurichten. Leider wollte mir dies aber, trotz aller Anstrengung, die mir viele Schmerzen verursachte, nicht gelingen. Eine aus weiter Ferne ankommende Granate erschreckte das Pferd, es machte einen scheuen Seitensprung und lief dann in vollem Galopp davon, der Steigbügelriemen zerriß hierbei und der hinterher geschleppte Reiter blieb liegen. Er regte sich aber nicht mehr.

Unausgesetzt tobte der Kampf fort und besonders der Kanonendonner schien gegen Abend noch zuzunehmen. Die Franzosen brachen in starken Kolonnen wiederholt aus ihren brennenden Dörfern hervor, unsere Infanterie theilweise zurückdrängend, und es bedurfte dann stets des unausgesetzten Feuerns unserer Batterieen, um sie wieder zurückzuwerfen. Es war ein furchtbares Ringen und Kämpfen hier und die Schlacht weit blutiger, als die

bei Königsgrätz. Wie tief beklagte ich, hier verwundet am Boden zu liegen, statt in den Reihen meiner Kameraden auch noch fernerhin am Kampfe theilnehmen zu können. Daß wir bisher keinen Sieg erfochten hatten, konnte ich wohl bemerken, aber ebensowenig durften sich die Franzosen eines solchen rühmen, denn ihr wiederholter Versuch des Durchbruches, war stets von uns zurückgewiesen worden. So hatten wir wenigstens erreicht, den Durchbruch des Marschalls Bazaine verhindert zu haben, und dies allein war schon die ungeheuren Opfer, welche dieser Kampf unserem Heere gekostet hatte, werth. Es ging stark gegen Abend und die Sonne neigte sich zum Untergang, als plötzlich der Kampf, der eine Zeit lang etwas nachgelassen hatte, mit vermehrtem Ungestüm entbrannte. Es schien, als ob der Marschall Bazaine jetzt noch vor Einbruch der Nacht, den letzten Verzweiflungsversuch machte. Glücklicher Weise war auch das VIII. Armeekorps jetzt schon mit in die Schlachtlinie eingerückt, so daß das III. Armeekorps, was die Hauptarbeit dieses Tages gethan und schon so große Verluste erlitten hatte, daß einzelne Regimenter nicht mehr gefechtstüchtig waren, Unterstützung bekam, um noch Stand halten zu können. In ganzen Schaaren kamen die Verwundeten jetzt aus der Kampflinie zurück, wie auch das Schlachtfeld, so weit ich es von meinem Grabenufer übersehen konnte, ganz mit Leichen bedeckt zu sein schien. Wie mancher Mutter und Gattin und Braut Auge im großen Deutschland, wie weiten Frankreich, hat über diesen 16. August des Jahres 1870 heiße

Thränen geweint und wird diesen traurigen Tag niemals wieder vergessen! Es war der furchtbare Zweikampf zweier mächtiger, muthiger und gut ausgebildeter Heere, die sich Beide auf das Glühendste haßten und einen alten vielhundertjährigen Grimm hier mit einander ausfochten. Keines wich und ein wirklich entscheidender Sieg schmückte keine Fahne. So ungestüm und mit wildem trotzigem Muthe immer von Neuem und wieder von Neuem vorstürmend, und des entsetzlichen Artilleriefeuers, welches ihre Reihen zerschmetterte, nicht achtend wie in der Schlacht vom 16. August hat die französische Armee weder vorher noch nachher wieder in diesem Kriege gefochten. Und solche verhältnißmäßig ungeheure Verluste, wie sie die Regimenter des Garde- und des III. Armeekorps, welche an diesem Tage die meiste Blutarbeit verrichten mußten, erlitten haben, hat niemals wieder ein deutscher Truppentheil zu beklagen gehabt.

Der furchtbare Kampf, der sich jetzt während einiger Stunden zum Theil vor meinen Augen entwickelte, hatte mich meine Wunde wirklich mitunter vergessen lassen. Ich empfand nur geringen Schmerz, so geistig aufgeregt war ich, ja vergaß sogar die Qualen des Durstes, so sehr fesselte mich das großartig-schaurige Schauspiel. Wiederholt hatte ich versucht, mich vom Boden zu erheben, doch wollte mir dies nicht gelingen, denn mein rechter Fuß hatte alle Kraft und Beweglichkeit verloren. Auch schien es mir, als habe ich, trotz des angelegten Nothverbandes, viel Blut verloren, wenigstens tröpfelte

immer mehr Blut durch meine Beinkleider und färbten diese mit großen rothen Flecken. Ich hatte einzelne Soldaten, die größtentheils verwundet waren, und nicht weit von mir vorbeigingen, angerufen, allein entweder hörten sie mein Rufen in dem Tosen des Kampfes und dem Brüllen des Kanonendonners nicht, oder waren auch vielleicht zu sehr mit sich selbst beschäftigt; denn bisher war Niemand zu mir gekommen. Die bald untergehende Sonne mahnte ernsthaft, mich zu bemühen, daß sich Jemand um mich bekümmerte, denn trat die Dunkelheit ein, ohne daß ich gefunden und fortgetragen wurde, so hatte ich die sehr unangenehme Aussicht, vielleicht die ganze Nacht auf dem Schlachtfelde bleiben zu müssen, und wie schrecklich solch eine Lage war, stand mir noch von Königsgrätz her in zu lebhafter Erinnerung. Ich band nun mein Schnupftuch an meinen Säbel und winkte damit. Längere Zeit blieb dies vergeblich, da die Stelle, wohin ich der besseren Uebersicht wegen, gekrochen war, etwas abgelegen lag. Endlich kamen einige Husaren in meine Nähe, die ich an ihren rothen Attilas, welche im Scheine der untergehenden Sonne hell schimmerten, als zum 3. brandenburgischen Regiment gehörend, erkannte und die wahrscheinlich ihre Pferde verloren hatten. Ich winkte mit meinem Taschentuch und als sie hierauf aufmerksam wurden, rief ich ihnen zu, ich sei ein verwundeter preußischer Officier und sie möchten mir beistehen. Zwei der Husaren, von denen der Eine etwas hinkte, der Andere ein Taschentuch um den Kopf gebunden trug, kamen auf mich zu und mit

ihrer Hülfe erhob ich mich, obgleich es mir sehr schmerzhaft war. Ich versuchte nun zu gehen, allein dies wollte nicht gelingen, denn mein rechter Fuß war mir eingeschlafen und ganz ohne Gefühl. Ich bat den Husaren, der das blutige Tuch um den Kopf trug und der ein sehr gutmüthiges Gesicht hatte, er möge bei mir bleiben und mich nach dem nächsten Verbandplatz führen, wozu er sich auch bereit erklärte; mit seinem Säbel hieb er einen Baumast ab, den ich als Stütze benutzte, und so auf den Arm des Husaren gelehnt und meinen dicken Stock in der Hand, konnte ich recht gut forthinken, obgleich mein Fuß mich dabei sehr schmerzte. Der Husar, welcher mir sagte, er sei ein Bauernsohn aus der Gegend von Wittstock, hatte sein Pferd durch eine französische Granate verloren und sich beim Sturz den Kopf an einen Stein verletzte. Es war nicht leicht, einen Verbandplatz zu finden und wohl eine Stunde irrte ich mit meinem Begleiter umher. Wir trafen auf diesem Wege viele Verwundete von allen Waffengattungen, marode und versprengte Soldaten, aber auch viele Taugenichtse, von den verschiedensten Regimentern, die ohne verwundet zu sein, sich unter einem erlogenen Vorwande von den Truppen entfernt, so der Gefahr des Kampfes entzogen hatten und nun im Rücken des Heeres umherbummelten und nichts wie Unfug verübten. Leider war unsere Armee-Gensdarmerie, von der ich keinen Mann erblickte, zu schwach, um diese Nachzügler stets zu arretiren und sie zu ihren Truppentheilen zur verdienten Bestrafung zurückzuführen. Ich hätte Manche

von diesen Hallunken, die nicht werth waren ihres Königs Uniform zu tragen und die nun in den Stunden der Gefahr feige die Reihen ihrer kämpfenden Kameraden verließen, gerne zusammengehauen, einen solchen gerechten Zorn fühlte ich gegen sie.

Es mochte wohl gegen 8 Uhr sein und die Dämmerung war schon stark eingetreten, als wir in Gorce vor einem halbzerstörten Hause anlangten, in welchem ein Lazareth errichtet war. Zahlreiche Verwundete standen oder lagen umher, um die Hülfe der auf das Aeußerste beschäftigten Aerzte in Anspruch zu nehmen, und das Ganze war ein Ort des Schreckens und Grausens, wie dies stets solche Hülfslazarethe in der Nähe eines blutigen Schlachtfeldes sein werden. Mögen auch noch so viele und umfassende Anstalten getroffen sein, so ist bei den großen Truppenmassen der Neuzeit, die Menge der Hülfsbedürftigen doch zu bedeutend, als daß ihnen die Sorgfalt gewidmet werden könnte, welche ihr leidender Zustand so sehr verdient. So mußten auch in diesem Hülfslazareth manche Verwundete mehrere Stunden warten, bis die Reihe des Verbindens an sie kam, obgleich alle Aerzte und Krankenwärter es an Thätigkeit und Sorgfalt gewiß nicht fehlen ließen. Ich setzte mich geduldig in eine Ecke am Hause und der Husar, der sehr sorgsam für mich war, holte mir einen großen Feldkessel voll Wasser, denn ich spürte einen brennenden Durst, und verschaffte mir später auch eine Flasche Wein und ein großes Kommißbrod, was ich Beides mit vielem Appetit verzehrte. Ein Trinkgeld, was ich ihm geben

wollte, schlug er sehr bestimmt aus und meinte, sein Vater habe ihn mit mehr Geld versehen, als er hier im Felde brauchen könne. Dann verließ er mich, um wo möglich sein Regiment aufzusuchen, in welchem löblichen Vorsatz ich ihn nur dringend bestärken konnte. Ein paar Stunden hatte ich wohl im Halbschlummer in der Ecke gesessen, als ich von einem lebhaften Geräusch in meiner Nähe erweckt wurde. Ein großer Transport von Verwundeten war vom Schlachtfeld auf Bahren hereingetragen, um hier wo möglich Hülfe zu finden. Ich hörte bekannte Stimmen und erblickte unter den Verwundeten beim Scheine der Laterne, bald mehrere Officiere, Unterofficiere und Soldaten unseres Regiments, ja speciell meiner Kompagnie. So ungemein dies Wiedersehen mich auch freute, so traurig lauteten die Nachrichten über die vielen Verluste, welche ich jetzt erfuhr. Unser braves Regiment hatte entsetzlich gelitten und besonders auch von den Officieren, welche sich, wie ich früher erwähnt, nur zu sehr exponiren müssen, fehlten über die Hälfte. Es ward mir erzählt, daß einzelne Kompagnieen zuletzt von Feldwebeln kommandirt werden mußten, weil alle ihre Officiere todt oder verwundet waren. Und wie viele gute Bekannte zählte ich unter den Todten und Schwerverwundeten; welche zahllose Thränen mußten die Nachrichten dieses heutigen Tages in den Garnisonsstädten und dem Ergänzungsbezirken unseres Regiments hervorrufen! Witwen und Waisen, weinende Bräute und trauernde Eltern, gab es nun daselbst in Menge. Und dabei durften wir uns leider

nicht einmal eines vollständigen Sieges rühmen, der alle diese schweren Opfer ausgeglichen hätte. Zwar war die Absicht des Marschalls Bazaine mit seinem Heere von Metz nach Verdun durchzubrechen, vollständig vereitelt, und in dieser Hinsicht war der Gewinn des 16. August ein ungeheurer, sonst aber standen, wie mir die Kameraden erzählten, sowohl die Franzosen, wie auch wir Preußen so ziemlich noch an der gleichen Stelle, die wir am Morgen eingenommen hatten und unser Vorrücken sollte nur ein sehr unbedeutendes gewesen sein. Es war daher mit Sicherheit zu erwarten, daß die ungeheure Blutarbeit schon am nächsten Tage wieder von Neuem beginnen und vielleicht noch mehr Opfer fordern würde. So lauteten die Nachrichten, welche ich jetzt von allen Seiten erfuhr und wahrlich, sie waren nicht freudig und schmerzten ungleich mehr, als die Wunde, obgleich mein Fuß jetzt immer stärker anschwoll. Da die Schwerverwundeten mit vollem Recht den Vorrang haben mußten, so wartete ich geduldig, bis ein Stabsarzt nun auch Zeit für mich gewann, was erst gegen 3 Uhr Morgens geschah. Zwar sah die Wunde sehr blutig und geschwollen aus und es saß noch, wie ich jetzt erst entdeckte, ein Stück von meinem leinenen Unterbeinkleid darin, dessen Herausziehen mit der Sonde viele Schmerzen verursachte, doch konnte mir der Arzt nach sorgfältiger Untersuchung die Gewißheit geben, daß kein Knochen verletzt sei. So hatte ich Hoffnung, kein Krüppel zu bleiben, ja wenn es gut ging, in einigen Wochen wieder zu meinem Regimente, was jetzt der Officiere so dringend bedurfte,

zurückkehren zu können. Ich erhielt einen ordentlichen festen Verband und da bei anbrechendem Morgen mehrere Wagen mit Verwundeten, welche einen Transport vertragen konnten, zurückfuhren, so benutzte ich diese Gelegenheit zum Fortkommen. Zwar stand mir eine sehr unangenehme Fahrt bevor, allein ich wußte aus Erfahrung, daß die Nähe eines großen Schlachtfeldes nicht angenehm sei und Alle, welche nicht durch ihre Pflicht oder durch schwere Verwundung gezwungen wurden, daselbst auszuharren, am Besten thäten, wenn sie so schnell und so weit als möglich davon fortzukommen suchten. In Noveant hielten wir längere Zeit an und wurden mit einem guten Kaffee, der uns nach der durchfrornen Nacht sehr erquickte, gelabt. Manche Verwundete, welche den Weitertransport nicht ertragen konnten oder wollten, blieben hier zurück. Die Pflege, welche ich bei meiner Verwundung in der Schlacht von Königsgrätz, in dem Hospital der Malteser Ritter, welches von „Barmherzigen Schwestern" bedient wurde, gehabt hatte, war eine so vorzügliche gewesen und stand bei mir in so dankbarem Andenken, daß ich den dringenden Wunsch hegte, wo möglich jetzt abermals in ein solches Lazareth zu kommen. Das Glück begünstigte mich hierin sehr. Ich traf bald eine „Barmherzige Schwester," welche, wie überall, mit der größten Selbstaufopferung die Leiden der Verwundeten zu mildern suchte, redete sie an, sagte ihr, wie vorzüglich ich 1866 in Böhmen von Schwestern ihres Ordens verpflegt sei und bat sie, mir wiederum Aufnahme in einem solchen Lazareth zu ver-

schaffen. Nach einer Weile kehrte sie mit einem Arzt und einem katholischen Geistlichen zurück und diese verkündeten mir, daß, sowie nur die nöthigen Fuhrwerke bereit wären, ein Transport von Verwundeten für ein Lazareth in Trier, was unter ihrer Obhut stehe, abgehen sollte.

So blieb ich denn vorläufig in dem Dorfe zurück, wo ich mit 6 anderen verwundeten Officieren in das leere Zimmer eines fast zerstörten Hauses, auf eine Streu oder richtiger Mistlager, denn Anderes war nicht zu haben, gelegt wurde. Wir erhielten jedoch wollene Decken zum Zudecken und mit Stroh gefüllte Kopfpolster und lagen so den Umständen nach ziemlich erträglich. Auch an Brod, Wein und Fleischbrühe fehlte es nicht und daß unsere Pflege eine vortreffliche war, dafür wußten die „Barmherzigen Schwestern" mit ihrer nie rastenden Aufopferung schon zu sorgen. Von hier aus schrieb ich auch Korrespondenzkarten an Mutter und Braut, theilte ihnen meine Verwundung am Fuße mit, zugleich aber auch die Hoffnung, daß meine Wunde keine gefährliche sei und meine Wiederherstellung schon in einigen Wochen erfolgen würde. Den zweiten Tag fuhr ich auf einen Leiterwagen, der Lazarethbedürfnisse von Trier gebracht hatte und jetzt wieder dahin zurückkehrte, in Begleitung von 5 verwundeten Officieren, 3 Soldaten und 2 „Barmherzigen Schwestern," die unsere Pflege besorgten, dahin ab. Die Fahrt war zwar sehr langsam und meine Wunde, die stark eiterte, so daß sie täglich zwei Mal verbunden werden mußte, schmerzte

mitunter sehr, doch wir kamen ohne weiteren Unfall am Reiseziel an. In Trier ward ich in einem Privatlazareth aufgenommen, dessen Pflege von Ordensschwestern besorgt wurde. Ich lag mit einem ebenfalls am Fuße verwundeten Artillerie-Officier in einem überaus bequemen Zimmer und Alles, was wir erhielten ebenso Pflege und ärztliche Behandlung waren vorzüglich. Ich muß die Barmherzigkeit Gottes, daß er mich hierher geführt hatte, segnen und allen den edlen Menschen, welche sich um die Pflege ihrer leidenden Mitmenschen so verdient machten, mit stets dankbarem Herzen preisen. Hier erhielt ich auch die ersten Briefe von Braut, Mutter und Schwestern, welche mich unendlich erfreuten und die beste Medicin für Körper und Seele bildeten, die ich nur bekommen konnte. Meine Braut wollte in Begleitung meiner Mutter nach Trier zu meiner Pflege kommen; ich bat aber dringend dies zu unterlassen, da in dem jetzigen Kriegstroubel eine Reise von Küstrin nach Trier, für zwei einzelne Damen sehr viel Unangenehmes habe, die Pflege, welche ich genoß, die beste sei und ich in einigen Wochen auch schon wieder zu meinem Regimente, wohin es mich gewaltsam zog, zurückzukehren hoffen durfte. Dank der trefflichen Pflege, welche ich erhielt und meiner guten Körperbeschaffenheit, war meine Wunde nach 14 Tagen wieder so weit hergestellt, daß ich mehrere Stunden täglich das Bett verlassen und langsam am Stocke umhergehen konnte. Diese Zeit der Muße benutzte ich auch, um

mein Tagebuch, welches seit meinem Ausmarsch sehr in Unordnung gekommen war, wieder nachzuholen.

Am Tage, wo die Nachricht von der Kapitulation von Sedan in Trier eintraf, ging ich zuerst einige Stunden spazieren. Welch ein Jubel und Freudenrausch in der ganzen Stadt, mit ihrer lebendigen rheinländischen Bevölkerung herrschte, vermag ich nicht niederzuschreiben. Wahrlich Gottes Gnade war groß und in vorher nie geahnter Weise hatte er unsere Waffen gesegnet. Der Kaiser Napoleon ein Gefangener unseres Königs Wilhelm, das übermüthige Kaiserthum Frankreich, welches seit 18 Jahren die Welt in stete Unruhe versetzte, zertrümmert und das einige Deutschland mit unserm König Wilhelm, als sein erstes Haupt, das mächtigste Reich der Welt. Wer hätte solche ungeheure Erfolge in so kurzer Zeit, wohl noch vor wenigen Wochen für möglich gehalten. Freilich waren auch die Opfer, welche sie gekostet, ganz ungemein groß, und die Kämpfe bei Weißenburg, Wörth, Spicheren Höhen, Pange, Vionville, Gravelotte und jetzt bei Sedan, hatten den Truppen ganz entsetzliche Verluste zugefügt. Doch vergebens waren unsere Streiter nicht gefallen, das hohe Ziel, welches sie mit ihrem Blute erkauft, war eines solchen Preises schon werth.

Sechstes Kapitel.

Wiederherstellung in Trier. Abreise zum Regiment. Kantonnements bei der Cernirung von Metz. Das Gefecht am 7. October. Ein Rundritt durch das Cernirungskorps um Metz. Die letzten Tage vor der Kapitulation. Der Eindruck der Nachricht, daß die Kapitulation erfolgt sei. Der Ausmarsch der französischen Garde.

Der Zustand meiner Wunde besserte sich jetzt tagtäglich und ihre Vernarbung schritt schnell fort. Nur die Schwäche in Folge des starken Blutverlustes war noch sehr bedeutend, hob sich aber durch die treffliche Verpflegung, welche ich erhielt, täglich immer mehr. Ein angesehener Kaufmann in Trier sandte mir jeden Tag eine Flasche des edelsten Moselweines aus seinem Keller, und solch köstlicher Trank konnte schon die Kräfte stärken helfen. Ueberhaupt ward mir, wie allen verwundeten Officieren und Soldaten, von den Einwohnern Triers sehr viel Gutes erwiesen und wir wurden mit Liebe und Freundlichkeit fast überhäuft.

So gut es mir nun auch in der so schön gelegenen Moselstadt erging, so zog es mich doch unwiderstehlich zu

meinem Regimente hin. Dasselbe lag vor Metz und ward mit zu der Belagerung dieser stolzen, bisher noch niemals bezwungenen Festung verwandt, und ich wünschte so dringend dessen Leiden und Freuden mit theilen zu helfen. Auch sollte es bei demselben in Folge der starken Verluste sehr an Officieren fehlen, daher meine Anwesenheit daselbst sehr erwünscht sein mußte.

Am 1. October machte ich mich denn wieder auf den Weg, obgleich der Arzt mich noch nicht entlassen wollte. Für den Dienst, der jetzt vor Metz von mir verlangt wurde, glaubte ich schon hinlängliche Kräfte zu besitzen. Den Weg von Trier bis Saarbrücken legte ich in Gesellschaft einiger Officiere, die ebenso wie ich, zu ihren Regimentern zurückkehren wollten, ebenso schnell wie angenehm zurück. Die Freigebigkeit unserer Gastfreunde in Trier, hatte uns mit dem besten Wein ihrer Keller als Reisetrunk noch überreichlich versorgt und wir sprachen den Flaschen gut zu. In Saarbrücken war Alles überfüllt und nur mit Mühe konnte ich ein Kämmerchen für die Nacht erhalten. Es lagen besonders sehr viele Verwundete hier. Leider traf ich auch auf einen Mißbrauch, der mich, wie meine Kameraden mit vollem Rechte auf das Aeußerste empörte. Es war nämlich die Unsitte eingerissen, daß zahlreiche Vergnügungsreisende und Müssiggänger unter allen möglichen Vorwänden jetzt zu den Truppen nach Frankreich reisten, blos um sich das Kriegsleben aus der Nähe mit anzusehen und dann mit wirklichen, oder erdichteten Abentheuern später zu prahlen. Diese Schlachtenbummler, wie sie sehr

bezeichnend genannt wurden, waren wirklich oft eine große Last für die Feldtruppen. Sie beengten den ohnehin schon häufig beschränkten Raum, nahmen in den Gasthöfen und auf den Eisenbahnen Officieren und Soldaten die besten Plätze weg, renommirten und schwadronirten oft auf das Unverschämteste, und machten nichts wie Unfug, ohne auch nur den mindesten Nutzen zu stiften. Auch unter den vermeintlichen Krankenpflegern befanden sich Manche, welche nichts leisteten, nur aßen und tranken, das Ganze als eine Vergnügungspartie ansahen und dabei auf fremde Kosten einige Monate in Frankreich umherbummelten. Besonders auch jetzt in Saarbrücken wimmelte es von solchen Menschen, welche die Gasthöfe so anfüllten, daß wir Officiere oft kaum ein Kämmerchen erhalten konnten und bei Tische mit den letzten Plätzen zufrieden sein mußten. Ich hatte übrigens an dem Tage, den ich in Saarbrücken zubringen mußte, noch eine recht traurige Pflicht zu erfüllen, denn ich erfuhr, daß ein sehr schwer verwundeter Hauptmann unseres Regiments, den ich näher kannte und sehr hochschätzte, hier liege und suchte ihn daher auf. Der Leidende war voraussichtlich nicht mehr zu retten, da der Brand schon in seine Wunde gekommen und konnte die nächsten 24 Stunden nicht überleben. Auf sein dringendes Verlangen hatte der Arzt dem Verwundeten diese Gewißheit seines nahen Todes mitgetheilt, die er mit der Ruhe eines tapfern Soldaten und der Gottergebenheit eines frommen Christen, aufgenommen. Als ich zu ihm in das Zimmer trat, nahm sein

bleiches Gesicht einen wirklich freudigen Ausdruck an und herzlich streckte er mir seine abgemagerte Rechte entgegen. „Wie trifft es sich gut, daß Sie jetzt kommen, Sie müssen mir als alten Regimentskameraden einen Dienst erweisen“, sprach er mit leiser, aber vollkommen deutlicher Stimme. Es war selbstverständlich, daß ich mich gern zu Allem bereit erklärte. So dictirte er mir nun einen wirklich prächtigen Brief an seine geliebte Frau, welche er mit unversorgten Kindern zurücklassen mußte. Er nahm darin einen herzlichen Abschied von ihr, dankte ihr für die stete Liebe und Treue, die sie ihm während ihrer zehnjährigen Ehe stets erwiesen, wie sie ihm viel tausend glückliche, aber keine einzige unglückliche Stunde bereitet, und bat sie, den Kindern seinen väterlichen Segen zu geben. Daß er diese hülflos und verwaist auf Erden zurücklassen müßte, erschwere ihm das Sterben sehr, doch vertraue er auf die Gnade Gottes, welche auch sie nicht verlassen werde. Seine Bitte sei, den Kindern eine einfache Erziehung zu geben und sie zu braven Menschen, strengen Christen und treuen Unterthanen ihres Königs heranzubilden. Was sie später für Berufszweige ergreifen würden, sei ihm gleich, denn er achte den einfachen tüchtigen Handwerker, der treu seine Pflichten erfülle, weit höher als den aufgeblasenen Herrn oder den eitlen Gecken, der seine innere Nichtigkeit unter äußerlich glänzenden Formen verberge. Diesen, mit sichtbarer innerer Anstrengung und vielen Pausen mir dictirten Brief, unterzeichnete er dann mit zitternder Hand, wobei die Thränen aus seinen

Augen stürzten und das Papier benetzten. Auch einen zweiten, sehr würdigen und männlichen Brief an einen ihm befreundeten alten Major a. D., den er zum Vormund seiner Kinder ernannte, dictirte er mir. Die Anstrengung bei diesen beiden Briefen hatte ihn ungemein erschöpft, er sank in seine Kissen zurück, drückte mir noch leise die Hand und sprach mit matter, kaum vernehmbarer Stimme: Dank Ihnen — leben Sie wohl — grüßen Sie die Kameraden im Regiment und sagen Sie ihnen, daß ich als guter Christ mit Gott für meinen König und meine Fahne gestorben bin."

Sehr bewegt schlich ich mich aus dem Sterbezimmer hinaus, und solch edles Beispiel machte einen tiefen Eindruck auf mich. Schon am Abend war der Hauptmann gestorben. Ich eilte noch an die Leiche, drückte ihr die Augen zu und schnitt einige Haarlocken ab, welche ich der hinterlassenen Gattin sandte. Gerne hätte ich noch dem Begräbniß beigewohnt, doch trieb es mich sobald als möglich zu meinem Regimente zurückzukehren und den am nächsten Morgen gehenden Eisenbahnzug zu benutzen.

Eine unangenehmere Reisegesellschaft, als die, mit welcher das Unglück mich in demselben Wagen zusammenführte, hatte ich noch niemals gehabt. Die Hauptredner machten 2 Handlungsbeflissene israelitischer Confession, von denen der Eine Kassierer bei einem Armeelieferanten war, der Andere aber ein Cigarrengeschäft in Nancy etabliren wollte. Besonders Letzterer, ein geborener Berliner, war ein Exemplar von seltener Unver-

schämtheit und Renommisterei, wie man solches leider mitunter bei seinen Standes- und Glaubensgenossen findet. Alles wußte und verstand der Schwätzer und über Alles urtheilte er mit ebensoviel Unwissenheit, wie Dummdreistigkeit ab. Besonders machte er jetzt viel in der Tactik und Strategie, obgleich er Beides auf eine wahrhaft lächerliche Weise stets mit einander verwechselte. Daß wir Metz und Paris nicht schon lange erobert hätten, war lediglich Fehler unserer Oberleitung, und nach seiner Meinung hätte der General von Moltke andere Pläne machen und der Prinz Friedrich Karl und Göben und Steinmetz so und so manöveriren müssen. Da dieser Schwätzer sich dabei wiederholt an mich wandte, riß mir endlich die Geduld und ich sagte ihm kurz und deutlich, er möge mich ein für allemal mit seinen Reden verschonen und mich wo möglich ganz ingnoriren. Das half endlich, und beide Herren straften mich fortan mit schweigender Verachtung, was ich ja eben zu erreichen gewünscht hatte. Dann waren ferner noch 2 Bummler im Wagen, die sich, wie sie selbst mit großer Frechheit erzählten, nur die weiße Binde mit dem rothen Kreuz um den Arm gebunden hätten, um dadurch auf der Eisenbahn freie Fahrt und in Frankreich freie Einquartierung zu haben. Dabei waren die Kerle gar unverschämt, renommirten mit ihrer Irreligiosität, spotteten darüber, daß unsere Armee Feldgeistliche habe, und wagten es zuletzt noch sagar eine sehr bescheidene Barmherzige Schwester zu verhöhnen, die aber sehr nachdrücklich von mir in Schutz genommen wurde. Als

wir übrigens in Courcelles ankamen, veranlaßte ich den dortigen Etappen-Kommandanten, die Legitimationspapiere dieser beiden Herren näher zu prüfen, und da diese nicht in Ordnung waren, wurden sie vorläufig arretirt und dann mit dem nächsten Eisenbahnzuge wieder nach Deutschland zurückspedirt. Hätte man nur gleich stets mit rücksichtsloser Strenge gegen alle diese vielen unnützen Reisenden, welche jetzt in Schaaren aus Deutschland nach Frankreich strömten, verfahren, so wäre dies für unsere Armee, welche durch diese Menschen sehr belästigt wurde, wie für Frankreich selbst, was durch das freche Benehmen dieser Kerle manchen Schaden erlitt und auch für die Ehre des deutschen Namens, die von ihnen häufig sehr geschändet wurde, entschieden das Beste gewesen.

Ferner hatten wir auch noch eine sehr elegante Dame im Wagen, mit vorzüglichem Empfehlungsschreiben von hoher Hand, die sich auch angeblich der Krankenpflege widmen wollte. Diese hatte mich leider besonders in Beschlag genommen und da ein Kamerad in Saarbrücken sie mir anempfohlen, so mußte ich schon nothgedrungen den galanten Ritter machen, so herzlich schwer mir dies auch oft ward. Diese Dame, die viel Anspruch auf Geistreichheit und moderne Bildung machte, sprach beständig von der Emancipation der Frauen und dem höheren Beruf des Weibes und schien die ganze neuere Literatur hierüber gelesen zu haben; wenigstens führte sie mir Dutzende von Schriftstellern und Schriftstellerinnen an, deren Namen ich noch nie-

mals nennen hörte und citirte mir Stellen aus deren Werken, welche ich nicht im Mindesten verstand. Dabei war sie äußerst nervenschwach und verwöhnt, aß stets Bonbons und hielt ihr Flacon mit Eau de Cologne an der Nase, wenn sie nur irgendwie etwas Uebles zu riechen glaubte. Auch sonst war sie voller Prätentionen, so daß ich mich ungemein froh fühlte, als ich mich von ihr trennen konnte. Daß alle solche verwöhnte Damen, die sich der freiwilligen Krankenpflege widmen wollen, weil dies jetzt eben Mode ist, oder irgend einen Orden dadurch zu erhalten hoffen, auch nicht den allermindesten Nutzen irgend einer Art stiften, ist selbstverständlich. Im Gegentheil, sie belästigen nur wohin sie kommen, und alle Militärlazarethe und Aerzte sind ungleich froher über ihren Weggang, wie über ihre Ankunft. Wie viel höher stehen die einfache „Barmherzige Schwester" und „Diakonissin", die ohne die geringste Eitelkeit, ohne jegliche Aussicht auf irdischen Gewinn, sich mit immer gleicher Selbstaufopferung bei Tag und Nacht ihrem beschwerlichen und oftgefährlichen Beruf widmen und keinen andern Lohn verlangen, als den das eigene Gewissen und die innere Stimme, nach besten Kräften die göttlichen Gebote der Nächstenliebe zu erfüllen, ihnen spenden. Ueberhaupt machte ich die Erfahrung in diesem Kriege, daß alle sogenannte freiwillige Krankenpflege, wenn sie nicht von bestimmten festgeschlossenen Genossenschaften ausgeht, sehr bald erlahmt, und einen äußerst geringen praktischen Nutzen gewährt. Auch von dieser vornehmen Dame hörte ich später, daß sie schon nach 14 Tagen sehr enttäuscht und

sogar erzürnt über die geringe Aufmerksamkeit, welche man ihr als Schriftstellerin erwiesen, wieder nach Deutschland zurückgekehrt sei, und daß sie Alle, welche das Unglück hatten mit ihr in Berührung zu kommen, durch ihre Prätentionen sehr belästigt habe. Gott bewahre überhaupt jeden Mann vor den emancipirten Frauen oder eleganten Modedamen unserer jetzigen modernen Welt, mit denen in Berührung zu kommen, keine Freude ist.

Das Wiedereintreffen bei meinem Regimente war einerseits ein sehr freudiges, andererseits aber auch ein ungemein schmerzliches. Ersteres, weil ich jetzt wieder das Gefühl hatte, dort zu sein wohin ich gehörte und wo jeder Officier wie Soldat sich im Felde stets am Heimischten fühlen muß, bei seinem Regimente. Mit wahrer innerer Freude begrüßte ich meine Kameraden und drückte vielen mir persönlich näher bekannten Soldaten die Hand. Es war mir wirklich, als ob ich mich wieder bei meiner Familie befinde.

Ungemein traurig waren mir hingegen die großen Lücken, welche ich sowohl unter der Mannschaft und mehr noch unter den Officieren fand. Die Verluste, besonders von der Schlacht am 16. August, waren sehr bedeutend gewesen und jetzt erst erfuhr ich ihre traurige Zahl. „Geblieben“ oder „liegt verwundet im Lazareth“, war die nur zu häufige Antwort, wenn ich mich nach den Schicksalen von Bekannten erkundigte.

Da so viele Officiere fehlten, erhielt ich jetzt die Führung einer Kompagnie. Es war mir dies in vieler

Hinsicht äußerst angenehm, besonders auch mit dadurch, weil ich das Pferd eines verwundeten abwesenden Hauptmanns zum Reiten im Dienst erhielt. So konnte ich meinen verwundeten Fuß besser schonen, denn ich machte jetzt die Erfahrung, daß dieser doch noch zu schwach sei, um vieles Marschiren aushalten zu können. Ueberhaupt fühlte ich mich bisweilen recht matt und hätte große Strapazen und sehr anstrengende Gewaltmärsche, nicht vertragen können. Glücklicher Weise hatten wir solche hier jetzt vor Metz auch nicht zu bestehen.

Ein freudiger Tag, wirklich mit der freudigste meines Lebens, war der, als mir unser Oberst das „Eiserne Kreuz II. Klasse“ einhändigte, welches Sr. Majestät unser König, mir für mein Benehmen in der Schlacht bei Vionville zu verleihen die große Gnade gehabt. So hatte ich denn jetzt erreicht, was als Knabe und Jüngling einst das höchste Ziel aller meiner Wünsche gewesen war; das eiserne Kreuz, dieser höchste Ehrenschmuck eines preußischen Kriegers, zierte meine Brust. Auch mein Großvater hatte sich solches in der Völkerschlacht bei Leipzig mit seinem Blute erkauft und oft erzählte meine Mutter mir aufmerksam lauschendem Knaben, wie sehr mein seliger Vater es beklagt habe, daß die Zeitverhältnisse ihn verhinderten, sich dies schöne Ehrenzeichen zu erwerben. Und was dem Vater leider nicht vergönnt war, hatte jetzt der Sohn sich errungen!

Abgesehen von den großen Verlusten, welche unser Regiment erlitten, sodaß, trotz manchen Ersatzes, der eingetroffen war, ein Bataillon nicht viel mehr als

600 Mann unter den Waffen zählte, war der Zustand der Truppen vor Metz verhältnißmäßig nicht schlecht. Wir lagen auf dem rechten Ufer der Mosel in ganz guten Kantonnements, die Verpflegung, welche größtentheils aus den Magazinen geliefert wurde, war reichlich und der Dienst nicht streng. Besonders starke Märsche und andere Strapazen kamen nicht vor, und so hatte die Mannschaft sich schon sehr erholt und sah wohlgenährt und gesund aus. Nur die Ruhr grassirte in manchen Truppentheilen sehr, doch blieb unser Bataillon glücklicher Weise davon verschont. Ich selbst lag mit meiner Kompagnie, die 170 Mann stark unter den Waffen stand, in einer sehr eleganten Villa, deren Bewohner geflohen waren, in Quartier. Fast alles war verwüstet, zeigte das Bild der Zerstörung, und nichs Freundliches bot sich in der ganzen Anlage dem Auge mehr dar. Der einst gewiß sehr schöne und wohlgepflegte Garten, hatte wiederholt der Kavallerie zum Bivouakplatz gedient. Die Blumenbeete waren von den Hufen der Rosse zertreten, viele Bäume abgehauen, um die Wachtfeuer damit zu unterhalten, die Staketten umgerissen und ein kleines Marmorbassin mit einer Fontaine glich einer Kothlache. Nicht viel besser sah es in der Villa selbst aus. In den drei größten Zimmern derselben lagen hohe Strohschütten am Boden und meine Soldaten hatten dort ihre Schlafplätze. Alle Tapeten waren halb herabgerissen und hingen in großen Fetzen von den Wänden, aus den zierlichen Marmorumfassungen der Kamine waren große Stücke herausgeschlagen, und ebenso zeigten die hohen

Spiegel in breiten Goldrahmen große Löcher. Roher Muthwillen und wilde Zerstörungslust reißen im Kriege, häufig selbst unter der sonst streng disciplinirtesten Truppe auf eine Weise ein, die man kaum für möglich halten sollte. Es giebt leider nur zu viele Menschen, welche glauben, im Feindesland sich jegliche Rohheit erlauben zu dürfen und daß es mit der so viel gepriesenen Kultur und Bildung unserer Jetztzeit lange nicht so weit her ist, als Manche behaupten, lernte ich in diesem Kriege wieder so recht erkennen. Dazu kam, daß der häufige Quartierwechsel der Truppen diese wahrhaft vandalische Zerstörungslust vieler roher Soldaten ungemein beförderte. Eine Kompagnie wird in einem von seinen Einwohnern verlassenen Hause einquartiert, in welchem schon Einiges, vielleicht aus Zufall zerstört ist, diese kleinen Schäden werden dann aus Langeweile, Mißmuth über schlechtes Quartier u. s. w. von einzelnen Kerlen immer mehr erweitert und nach 8 Tagen, wenn die Kompagnie wieder fortmarschirt, sieht das unglückliche Haus schon ungleich beschädigter aus, als dies bei ihrer Ankunft der Fall war. Eine neue Truppe die kommt, ist wüthend über das schlechte Quartier, welches sie in dem halbzerstörten, ausgeplünderten Hause erhält, und vernichtet in ihrem wilden Grimme nun vollends Alles, was noch etwa erhalten war und so ist oft in wenigen Wochen ein früher behagliches Wohnhaus, welches einer glücklichen Familie eine heitere Heimath gewährte, in eine Stätte des Verfalles umgewandelt und gleicht nur zu sehr einer halb zerstörten Ruine. Dieser rohen Zer-

störungslust übermüthiger Soldaten, konnte wegen der wenigen Officiere, welche wir in Folge der vielen Verluste bei den meisten Truppentheilen besaßen, leider auch weniger Einhalt gethan werden. Viele Bataillone der Infanterie besaßen oft nicht mehr als 8—10 dienstfähige Officiere, und junge Seconde-Lieutenants, die vor kaum 2 Jahren aus dem Kadettenhause gekommen waren, kommandirten ganze Kompagnieen und hatten kaum einen Vice-Feldwebel oder einen Reserve-Officier unter sich. Von diesen letzteren, so vortreffliche Dienste sie auch im Allgemeinen leisteten und so sehr der große Eifer anzuerkennen war, mit welchem sie ihre militärischen Pflichten zu erfüllen strebten, besaßen Manche doch nicht die nöthigen Eigenschaften, um stets ihre Autorität den Soldaten gegenüber, in der erwünschtesten Weise behaupten zu können. Aber das ist das beste Zeugniß für die unverwüstliche Disciplin, welche nun einmal in unserer preußischen Armee glücklicher Weise vorhanden ist, daß diese, trotz der wenigen Officiere, im eigentlichen Dienst niemals im Mindesten erschüttert ward, und die Truppen stets vollkommen schlagfertig blieben.

Mein Quartier in diesem so arg verwüsteten Landhause, war ein Boudoir der Dame, welches noch etwas besser als die übrigen Gemächer erhalten war. Zwar fehlte dem zierlichen, aus kostbarem eingelegtem Holz gearbeiteten Schreibtisch der eine Fuß, dessen Stelle mehrere darunter gelegte Mauersteine vertraten. Der seidene Ueberzug der Ottomane und der Chaise-longue war zur Hälfte abgerissen, durch den Goldrahmenspiegel

zog sich ein bedenklicher Sprung, und einen Stuhl oder Tisch mit vier heilen Füßen, hätte man vergeblich gesucht, allein das Ganze sah doch noch so ziemlich erträglich aus. Auch die sehr elastische Sprungfedermatratze in dem breiten französischen Bette, war noch so ziemlich unbeschädigt und lieferte mit unsern Wollendecken zusammen, ein höchst bequemes Lager. Einen seltsamen Contrast mit aller Verwüstung und dem kriegerischen Getümmel der Soldaten, welches die sonst öden Räume belebte, bot eine niedliche kleine Puppenstube für Kinder mit unversehrter Einrichtung, und eine elegante Wiege mit einem Baldachin von grüner Seide, die unbeschädigt in einer Ecke standen. Dagegen hatten die Soldaten die sehr schönen Porträts, wahrscheinlich Familienbilder, welche in einem Saale hingen, sämmtlich durch mit Kohle gezeichneten riesigen Schnurr- und Zwickelbärten verunstaltet.

Unser materielles Leben in den Kantonnements war wie gesagt gar nicht so schlecht. Den Kaffee, der freilich stets ohne Milch getrunken werden mußte, kochte der Bursche und das Mittags- und Abendessen nahmen wir Officiere des Bataillons, gemeinsam ein. Ein kunstverständiger Koch unseres Bataillons, der als Küchenchef in einem vornehmen Hotel gedient hatte, verstand es aus den gelieferten Rationen Rindfleisch, Erbswurst, Reis und Speck, stets ein ganz gutes Mittags- und Abendessen zu bereiten, wozu wir Gewürze und einige andere feinere Ingrediencien aus Nancy kommen ließen. Auch an recht trinkbaren rothen Moselwein war eher

Ueberfluß als Mangel. Mitunter glückte es auch ein Huhn, einige Tauben oder gar eine Gans zu erhalten, oder es kamen Liebesgaben aus Deutschland in Gestalt von Cervelatwürsten, Schinken, Portwein, Chokolade, Thee, Cigarren und anderen derartigen guten Dingen. An köstlichen Weintrauben, Aepfeln, Birnen und anderen guten Obstsorten, war ebenfalls Ueberfluß vorhanden; wie denn überhaupt das Moselthal bei Metz, mit zu den schönsten und fruchtbarsten Gegenden gehört, welche ich jemals gesehen habe und wirklich einem einzigen großen Garten gleicht. Ebenso war auch die Verpflegung unserer Mannschaft reichlich und gut und viele Soldaten erhielten jetzt täglich so viel Fleisch, Wein, Brod und Cigarren, wie sie dies weder früher jemals gehabt hatten noch in Zukunft wieder bekommen werden. Auch die sogenannten Liebesgaben aus ganz Deutschland, und die speciellen Sendungen aus ihrer Heimath, welche die Soldaten erhielten, waren sehr bedeutend; daß trotzdem aber viele über ihre Verpflegung murrten, war natürlich, und wird auch stets bei einem Heere im Felde der Fall sein. Leider verführte die Langeweile bei dieser Monate dauernden Cernirung von Metz, manche Soldaten zum Raisonniren außerhalb des Dienstes und zu allerlei Unfug. Ich ließ deshalb meine Kompagnie, wenn wir keinen anderen Dienst hatten, täglich einige Stunden recht stramm exerciren, und sah auch sehr streng darauf, daß die Waffen und Uniformen möglichst gut geputzt und in Ordnung gehalten wurden. Man kann hierin im Felde gar nicht strenge genug sein, und

darf der Mannschaft auch nicht das Mindeste nachsehen. Gewöhnen die Leute sich erst einmal aus Faulheit an ihre Knöpfe nicht blank zu putzen, oder die Röcke nicht auszuklopfen, wenn sie die Zeit dazu haben, so vernachlässigen sie auch bald alles; ihr Schuhzeug und ihre Waffen werden allmählich immer zerlumpter, schmutziger und undisciplinirter und gleichen zuletzt mehr einer verlotterten Freischaar, die zu nichts zu gebrauchen ist, als einer tüchtigen Kriegstruppe Sr. Majestät des Königs von Preußen. Die Schande in einer solchen Bande zu dienen, wird aber kein Officier, der nur das mindeste Gefühl für Pflicht und Ehre besitzt, auf sich laden mögen. Wenn das alte gute deutsche Sprichwort „Müssiggang ist aller Laster Anfang" stets seine volle Berechtigung hat, so gilt dies am Meisten von einer Truppe im Felde, wo oft viele Hunderte von jungen, leicht zum Uebermuth geneigten Männer auf engem, unbequemen Raume zusammen gedrängt sind, und aus Langeweile gar nicht wissen, was sie nur anfangen sollen. Eine laxe Disciplin ist zwar stets ein Verderb, aber im Felde rächt sie sich doppelt und die Zügel müssen eher schärfer angezogen, als nur im Mindesten gelockert werden; dies ist eine Erfahrung, die ich 1864 und 1866 machte und auch jetzt in Frankreich wiederholte.

So schön die Gegend um Metz ist, so verödet sah sie jetzt aus, wenn man freilich die hunderttausende Soldaten, welche die Festung umgaben, mit Allen was ihnen um und anhing, abrechnete. Fast sämmtliche wohlhabende Bewohner in allen den Ortschaften, welche wir

besetzt hielten, waren geflohen und hatten lieber ihr Hab und Gut in Stich gelassen, als uns als Einquartierung bei sich zu sehen. Waren wir Preußen doch von den verlogenen französischen Zeitungen, als wahre Barbaren, die womöglich die Kinder an Spieße steckten und zum Frühstück brieten und nichts thaten wie rauben und plündern, stets geschildert worden. Die Anwesenden in den meisten Ortschaften, bestanden fast nur aus der ärmsten und untersten Bevölkerung, die gewöhnlich selbst nichts zu leben hatten und oft von uns Truppen mit ernährt werden mußten, um nicht zu verhungern. Grade durch diese Abwesenheit der eigentlichen Hausbesitzer, ist in manchen Quartieren der Anlaß zu vielen Unordnungen und Zerstörungen gegeben worden, die entschieden vermieden wären, wenn die Eigenthümer in ihren Besitzungen geblieben sein würden. Selbst der rohste Soldat wird es nicht so leicht wagen in einem bewohnten Hause zu plündern und zu zerstören, während er nur zu leicht geneigt ist in verlassenen Gebäuden allen möglichen Unfug zu verüben.

Ich war kaum einige Tage bei meinem Regimente gewesen, als wir am Mittag des 7. Octobers plötzlich allarmirt wurden. Der Marschall Bazaine hatte wieder einmal einen kleinen Ausfall unternehmen lassen. Was dieselben eigentlich bezwecken sollten, ist wohl schwer zu enträthseln, wenn es nicht etwa ausgedehnte Unternehmungen, um der hungernden Garnison wo möglich etwas Proviant zu verschaffen, sein sollten. So hatte dieser Kampf am 7. October, auch weiter keinen Zweck,

als daß ziemlich nutzlos auf beiden Seiten einige hundert Mann geopfert wurden. Um die Mittagsstunde drangen plötzlich ziemlich starke französische Infanteriekolonnen auf dem linken Ufer der Mosel vor, und warfen die dort aufgestellten Vorposten der Landwehr-Division Kummer bald zurück. Die französischen Bataillone drangen nun sehr lebhaft vor, und die Landwehr-Bataillone mußten der Uebermacht weichen und selbst die von ihnen besetzten Orte Remy und Bellevue räumen. Hier sollen, wie ich später hörte, die Franzosen etwas Schlachtvieh, und andere Lebensmittel erbeutet und einige Dutzend preußische Soldaten, größtentheils Kranke oder solche, die aus irgend einem anderen Grunde in den Orten zurückgeblieben waren, zu Gefangenen gemacht haben. Wir Officiere wollten uns gerade zum Mittagstisch setzen, auf dem diesmal ein ganz ungewöhnlich guter Festbraten prangte, als plötzlich ein Adjutant auf schäumenden Rosse den Befehl zum Abmarsch brachte. Jeder von uns schnitt sich in aller Eile noch ein tüchtiges Stück Braten ab und steckte solches nebst etwas Brod vorsorglich in die Tasche, denn wir wußten ja nicht wie lange wir abwesend sein würden; die Feldflasche füllten wir mit Wein und schnell ging es dann in die Quartiere, um Alles zum Abmarsch zu besorgen. Das Allarmsignal ertönte bald, und da die Mannschaft ja in wenigen großen Häusern beisammen lag, und sich in den Kleidern befand, so stand jede Kompagnie in kaum 10 Minuten vollständig unter Wehr und Waffen auf ihrem vorherbestimmten Allarmplatz.

Es dauerte auch nicht lange, so kam der Befehl zum Abmarsch; daß es ein ziemlich lebhaftes Gefecht sein mußte, konnten wir bald aus dem starken Gewehrfeuer, untermischt mit dem Donner der Kanonen entnehmen. Die Franzosen hatten einige Batterieen mit zum Ausfall verwandt, und diese schossen sich schon ziemlich heftig mit den preußischen Feldbatterieen vom X. Armeekorps herum. Die Landwehr-Division Kummer hatte übrigens jetzt Verstärkung von der 38. Brigade des X. Armeekorps erhalten, die bereits als wir ankamen, in ein heftiges Gefecht verwickelt war. Auch unsere Brigade nahm jetzt bald an dem Kampfe Antheil und unterhielt ein lebhaftes Feuergefecht mit den Franzosen. Da meine Kompagnie mit noch einigen anderen in der Reserve zurückblieb, und wir hinter einem Hügel eine verdeckte Aufstellung nahmen, so kam ich nicht mit in das Gefecht und sah auch nicht was bei demselben vorging. Wahrscheinlich hatten die Franzosen keine andere Absicht gehabt, als Vieh und Proviant zu erbeuten und da sie sahen, daß ein weiteres Vordringen ihnen doch nicht gelingen würde, so räumten sie mit anbrechender Dämmerung das Terrain und zogen sich in guter Ordnung wieder hinter die Geschütze ihrer mächtigen Forts von Metz, zurück. Eine ausgedehntere Verfolgung lag nicht im Zweck unserer Heeresführung und war auch nicht gut ausführbar, da wir alsdann ziemlich nutzlos in das Bereich des schweren Geschützfeuers der Forts gekommen sein würden. Gegen 8 Uhr Abends, waren die Kompagnieen unseres Bataillons wieder in ihren

Kantonnements zurück und wir konnten aus unserem unterbrochenen Mittagsmahl ein fröhliches Abendessen machen, was dann bei vollen Flaschen noch bis gegen Mitternacht verlängert wurde. Gab es doch viel zu erzählen und wußten manche Officiere interessante kleine Einzelheiten über den heutigen Kampf zu berichten. Von den Officieren des Bataillons, hatte nur ein Lieutenant einen leichten Streifschuß an der linken Hand bekommen, was ihn aber nicht hinderte bei der Abendtafel der Flasche sehr eifrig zuzusprechen; auch die Verluste der Mannschaft waren nur sehr unbedeutend, da die Franzosen stets überschossen hatten. Die Landwehr-Division des Generals von Kummer und auch die 38. Brigade, hatten aber wie ich später hörte, bedeutende Verluste erlitten.

Dieser Kampf am 7. October, war übrigens das letzte bedeutende Gefecht vor Metz. Kleinere Patrouillengefechte und Neckereien der Vorposten fielen zwar noch häufig vor, und kosteten mitunter hüben und drüben einige Mann, größere Ausfälle wagte der Marschall Bazaine aber nicht mehr zu unternehmen. Er schien die Unmöglichkeit eingesehen zu haben, den gewaltigen Gürtel mit dem wir Metz jetzt umspannt hatten, zu durchbrechen, und das Schicksal der endlichen Uebergabe der Stadt, war kein sehr zweifelhaftes mehr. Auf allen Wegen, welche die Franzosen etwa zum Durchbruch benutzen konnten, waren von uns Verschanzungen und Verhaue angelegt und mit Geschützen armirt worden, und auf allen Anhöhen standen Batterieen mit mäch-

tigen Festungskanonen, welche das Terrain beherrschten. Unsere Truppen hatten tüchtig mit Gräbern und Schubkarren arbeiten müssen, um diese Ketten von Verschanzungen um die große Festung mit ihren mächtigen Außenwerken, aufzuwerfen, und auch meine Kompagnie gab wiederholt Arbeiter-Detachements dazu. Hatten wir doch Menschen genug zu ihrer Ausführung, denn 7 Armeekorps mit aller der dazu gehörigen Artillerie und dem Trainfuhrwerk, umschlossen jetzt die Festung. Es war wirklich ein ungemein interessantes militärisches Leben und Treiben hier und mit Ausnahme der Kavallerie, welche eigentlich nur wenig zu thun hatte, fanden alle verschiedenen Waffengattungen vollauf Gelegenheit, Proben ihrer Tüchtigkeit zu zeigen. Sehr interessant war mir auch ein Ritt, den ich in Begleitung eines Generalstabs-Officiers unserer Division, durch die ganze Cernirungslinie machte und der 2 Tage in Anspruch nahm. In allen Dörfern, Flecken und Landhäusern der Umgegend, hatten sich Truppen und nichts wie Truppen eingenistet, man erblickte nur Soldaten und kaum einen Menschen der nicht die Uniform trug, oder doch wenigstens mit dem deutschen Heere in irgend einer Verbindung stand. Die mannigfachsten Bilder und Scenen waren hier zu sehen und ein militärischer Genremaler konnte überreichen Stoff zu Bildern aller Art finden. Freilich fehlte es auch nicht an solchen, wie wir denn überhaupt an willkommenen und nützlichen, häufig aber auch an höchst lästigen und unnützen Gästen aus ganz Deutschland, keinen Mangel hatten. Es war

im October theilweise sehr schönes Wetter und so dünkte es vielen Personen schon der Abwechslung wegen, ganz interessant, statt einer Rheinreise oder Alpenreise, eine Reise zu den Truppen vor Metz zu machen, um dort den Krieg in recht bequemer und ungefährlicher Weise sich aus größter Nähe einmal zum Vergnügen mitanzusehen.

Bei diesem Rundritt durch das Cernirungskorps um Metz, war mir besonders das Wiedersehen mancher alten Bekannten eine große Freude. Sehr viele Officiere mit denen ich auf der Kriegsschule zusammen gewesen war, oder das Officiersexamen in Berlin gemacht hatte, oder die ich im Kriege 1864 in Schleswig-Holstein oder 1866 in Böhmen näher kennen gelernt hatte, traf ich jetzt hier bei allen möglichen Truppentheilen. Da wurden viele herzliche Händedrücke nach jahrelanger Trennung gewechselt, und manch fröhlicher Willkommensbecher geleert. Zwar lagen manche Truppen in sehr schlechten Quartieren eng zusammengedrängt und mußten in dieser Hinsicht manche Unbequemlichkeiten erdulden, allein die Verpflegung war immer gut und an Wein und Fleisch kein Mangel. Nur über die Langeweile, mit allen ihren übelen Folgen klagten einzelne Abtheilungen sehr. Unser Nachtquartier bei diesem Umritt hielten wir in Ars sur la Moselle. Hier am Endpunkt der Eisenbahn die von Nancy führte, herrschte ein vermehrtes militärisches Leben und der Liebhaber aller möglichen verschiedenen Uniformen, konnte seine Neigung vollauf befriedigen. Ungemein reizend, ja wirklich großartig war die Aussicht, welche man von der Kuppe eines

Hügels bei Ars, auf das reizende Thal der Mosel mit dem ausgedehnten Metz, dessen prachtvolle Cathedrale stolz in den blauen Herbsthimmel hineinragte, genoß. Mit Hülfe meines Fernglases konnte ich das große französische Zeltlager zwischen der Mosel und der eigentlichen Festung Metz deutlich erkennen. Wir sahen einzelne Abtheilungen unserer rothhosigen Feinde auf der grünen Wiese vor der Stadt exerciren, während zahlreiche Heerden von Pferden daselbst weideten. Das mächtige Fort St. Quentin, mit seinen in den Berg tief eingegrabenen Bastionen, krönte unfern von unseren Standpunkt, den Gipfel eines Hügels; dabei sah im Glanz der untergehenden Sonne des hellen blauen Octobertages, hier Alles so friedlich und ruhig aus, daß man wahrlich nicht hätte glauben sollen es tobe der mörderische Krieg in der großartigsten Weise und fast eine halbe Million Menschen hüben und drüben, ständen in den Waffen gegeneinander, um einen der riesigsten Kämpfe, welche die neuere Geschichte überhaupt nur kennt, mit grimmiger Wuth auszufechten. Das im Abendsonnenglanz so hell schimmernde Metz, sah wie ein Sitz der Freude und des Wohlseins aus, und doch raßten Hunger und Seuche in der grausigsten Weise daselbst; alle Hospitäler waren überfüllt, der Hungertyphus forderte täglich Hunderte von Opfern, und das stolzeste Heer was Frankreich nur jemals besessen hat, war auf jener lachenden Ebene dazu verurtheilt, sich von dem Fleisch der Pferde, welche wir dort weiden sahen, zu nähren und vor dem Hunger, als dem bittersten und da-

bei unbesiegbarsten Feinde, bald die Waffen zu strecken. Um uns aber ein deutliches Zeichen zu geben, daß der Kriegsgott Mars mit unbeschränkter Macht hier herrsche, und das friedliche Aussehen der Landschaft nur eine zwar schöne, aber leere Täuschung sei, blitzte es plötzlich aus einer der Schießscharten des Forts St. Quentin auf, ein lauter Knall folgte bald nach und hoch durch den goldenen Abendhimmel sauste eine große Bombe über unsere Köpfe hinweg und schlug krachend in ein Gebäude von Ars. Noch 2 oder 3 gleiche Geschosse folgten und bald stand ein Haus im Orte in vollen Flammen und deren Gluth schien mit der Abendröthe wetteifern zu wollen. In Ars glaubte man anfänglich dies Bombardement sei der Beginn eines größeren Ausfalles, die dort liegende großherzoglich hessische Division ward allarmirt und trat unter die Waffen, und auch wir eilten schnell von unserem Standort fort, um im Fall eines wirklich bedeutenden Kampfes, rechtzeitig wieder bei unserer Division eintreffen zu können. Es erfolgte aber weiter nicht das Mindeste und das Fort St. Quentin hörte alsbald mit Schießen auf, sowie das Gebäude in Flammen stand. Welchen Zweck dies ziemlich oft in Scene gesetzte Bombardement einzelner Gebäude in Ars, die dazu noch das Privateigenthum von französischen Bürgern waren, eigentlich haben sollte, ist mir stets unerklärlich geblieben. Wahrscheinlich wollten die Franzosen uns nur thatsächlich zeigen, daß ein Theil der Häuser von Ars noch im Bereich des Feuers der schweren Geschütze vom Fort St. Quentin

liege, was uns aber auch ohnedem bekannt war. So wurden auf diese Weise die großartigen Gebäude der sehr bedeutenden Eisenhüttenwerke von Ars, von den Franzosen zusammengeschossen, während ihre Kugeln den für uns sehr wichtigen Bahnhof glücklicher Weise nicht zu erreichen vermochten.

Wir hielten nun an dem Abend noch ein sehr fröhliches Mahl mit mehreren bekannten Officieren in der kleinen schmutzigen und überfüllten Gaststube des sogenannten ersten Hotels von Ars ab; und da es an Platz fehlte, schliefen wir sehr unbesorgt die Nacht in einem durch französische Kugeln schon halbzerstörten Gebäude, welches noch im Bereich der Kanonen des Forts St. Quentin lag, wurden aber durch keinen Schuß erschreckt. Am andern Tage kehrten wir in unser Kantonnement zurück; und dieser Rundritt war für mich eben so unterhaltend wie belehrend gewesen. Ich hatte dadurch einen klaren Ueberblick der französischen Vertheidigungs- und der deutschen Angriffskräfte bei Metz erhalten, und konnte fortan den riesigen Kampf der hier gekämpft ward, in seinem ganzen Umfang klar beurtheilen. Daß es jetzt übrigens mit der Vertheidigung von Metz sich bald dem Ende nähern würde, verkündeten alle Anzeichen. Die Zahl der Deserteure aus der feindlichen Garnison mehrte sich täglich, Alle sagten aus, wie nur der Hunger sie zu diesem Schritte getrieben hätte und ihr Aussehen bestätigte die Wahrheit dieser Behauptung. Die Garnison erhielt seit Wochen nur Pferdefleisch zur Nahrung und dazu die Hälfte der sonst ge-

wöhnlichen Portion von Brod, was aber jetzt größtentheils aus Kleien gebacken wurde. Auch an Medicamenten sollte großer Mangel sein und eine ansteckende Seuche in der Stadt wüthen, welche täglich Hunderte von Menschen zum Opfer forderten. So konnten die stolzen Außenwerke von Metz, welche diese Festung wohl zum stärksten Waffenplatz in ganz Europa machen, dem eisernen Marschall Bazaine auf die Länge in seiner energischen Vertheidigung nicht unterstützen, denn ein stärkerer Feind, welchen er nicht zu besiegen vermochte, der Hunger, wüthete in den Reihen seiner Truppen. Für uns aber war die möglichst baldige Einnahme von Metz, eine Sache von der höchsten Wichtigkeit. Alle Nachrichten, welche aus Frankreich zu uns kamen, meldeten übereinstimmend, daß die republikanische Regierung in Paris, eine große Massenerhebung des französischen Volkes befohlen habe und jetzt überall sehr starke Volksheere gegen uns gebildet wurden. Zu vielen Hunderttausenden sollten die Franktireurs und Mobilgarden-Schaaren schon angeschwollen sein, und wenn auch alle diese ungeordneten Schaaren aus Mangel an Disciplin und Waffengeübtheit, im Einzelnen keine gefährlichen Feinde waren, machte ihre große Zahl sie zuletzt doch furchtbar. So war es denn für die deutsche Sache von der höchsten Wichtigkeit, daß die 7 Armeekorps, welche jetzt um Metz lagen, durch die Uebergabe der Festung so bald als möglich disponibel wurden und nach den Anordnungen des Generals von Moltke zu weiteren Operationen im Innern von Frankreich verwandt werden konnten. Da wir von Mitte

October an die Uebergabe jeden Tag erwarten konnten, so harrten wir immer sehnsüchtiger auf diese Nachricht. Auch trieb die Ungeduld die meisten Truppentheile dazu, sich dringend nach einem Abmarsch aus der Cernirungslinie zu sehnen. Die engen halbzerstörten Quartiere in den verlassenen Ortschaften, wurden jetzt bei den länger werdenden Abenden und dem rauhen regnerischen Herbstwetter, welches den Aufenthalt im Freien fast unmöglich machte, immer ungemüthlicher und die Langeweile bei dem größtentheils thatenlosen Leben, machte sich stets fühlbarer. Da im Kriege die falschen Nachrichten, wie die Tauben durch die Luft schwirren, so verging jetzt kein Tag, ja fast keine Stunde, daß nicht Einer oder der Andere mit der wichtigsten Miene die Nachricht verkündete, er wisse es aus der besten Quelle, und es sei unzweifelhaft, die Kapitulationsverhandlungen zwischen dem Prinzen Friedrich Karl und dem Marschall Bazaine wären eingeleitet und Metz würde schon am nächsten Tage kapituliren. Da man immer leicht glaubt, was man gern glaubt, so ließen wir uns immer von Neuem wieder durch diese Nachrichten täuschen, obgleich sie sich nun schon so oft als falsch erwiesen hatten. Es wurden jetzt an unserem Officierstisch gar viele Wetten um so und so viel Flaschen Wein gemacht, ob die Festung sich noch im Monat October ergeben würde oder dies Ereigniß bis in den November warten ließ, wobei fast stets eine gleiche Zahl Wetten auf beiden Seiten stand.

Endlich erfuhren wir — und zwar diesmal aus ganz sicherer Quelle, daß am 26. October auf dem Schloße

zu Frescati die Unterhandlungen wegen der Uebergabe von Metz begonnen hätten. Es war eine gar frohe Nachricht, denn hatte der Stolz des Marschalls Bazaine sich erst einmal so weit gedemüthiget, überhaupt in Unterhandlungen über eine Kapitulation einzuwilligen, so mußte die Noth unter seinen Truppen doch schon eine sehr große sein. Wir waren auf das Aeußerste gespannt und beneideten sehr unsere Kameraden vom pommerschen Armeekorps, welche in und um Frescati im Quartier lagen, da wir glaubten, daß diese jetzt schon Alles wissen mußten, was bei den Unterhandlungen vorgegangen sei. Das war aber ein großer Irrthum, denn Alles war in das tiefste Geheimniß gehüllt gewesen. Der ganze Tag des 27. October verging in der größten Spannung. Trotz des unfreundlichen Wetters standen unsere Soldaten fast fortwährend in größeren Haufen auf der Straße, machten ihre Muthmaßungen und Kritiken über diese Kapitulation, von der sie auch schon ein Wörtlein gehört hatten, und suchten', wo sie nur konnten, einen Officier um nähere Nachrichten zu bitten, obgleich wir eben so unwissend hierüber waren, wie sie selbst. Auch wir Kameraden steckten fast beständig bei einander, und wenn eine Ordonnanz oder gar ein Adjutant durch den tiefen Dreck angetrabt kam, von dem wir etwa glauben konnten, daß er im Stande sei, über diese Kapitulation Bezügliches zu verkündigen, so lief oft ein halbes Dutzend Neugierige ihm schon bis auf die Straße entgegen. Aber wir erfuhren am ganzen 27. October nicht das mindeste Verbürgte, obgleich es an halb oder

ganz falschen Nachrichten, welche mitunter oft recht abenteuerlich klangen, auch diesmal nicht fehlte. Es ward an dem Tage viel geschwatzt, kritisirt, politisirt und auch getrunken und wir blieben bis zum späten Abend in fröhlicher Gesellschaft beisammen, immer noch auf Nachrichten hoffend und harrend. Aber Alles war vergeblich und wir mußten auch diesmal unsere Betten aufsuchen, ohne daß unsere Neugierde ihre Befriedigung gefunden.

Es wurde jetzt nicht exercirt und so lag ich noch am nächsten Morgen in guter Ruh, als unser Bataillons-Adjutant, mit dem ich näher befreundet war, zu mir in das Zimmer stürzte und laut rief: „Jetzt ist es richtig, die Kapitulation ist abgeschlossen, Metz hat sich uns überliefert und Morgen schon marschirt die ganze französische Garnison mit Sack und Pack aus in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland und unsere Truppen rücken ein. Es ist ganz sicher, und sind schon eben die nöthigen Befehle an die Division, wegen der hierauf bezüglichen Anordnungen ertheilt worden." Hurrah, das war eine Freudenbotschaft, ich sprang mit einem Satze aus dem Bett heraus und umarmte im Hemde den Adjutanten, daß er mir solch wichtiges Ereigniß verkündigt habe. Und nun wurde sich mit der möglichsten Schnelligkeit angezogen, dann zu den Kameraden und zu der Mannschaft der Kompagnie geeilt, und überall mit lauter Stimme gerufen: „Die Kapitulation von Metz ist abgeschlossen, Morgen schon ziehen die Franzosen ab und wir rücken ein." Das war ein Hurrahrufen, ein

Jubeln und Jauchzen, daß man schier hätte glauben sollen, ein Jeder von uns habe das große Loos gewonnen, oder wir wären Alle verrückt geworden. Selbst der Unterschied des Ranges, so strenge er sonst auch mit vollem Rechte in unserem Heere stets aufrecht gehalten wird, hatte etwas nachgelassen und mancher Füsilier schüttelte jetzt in der Freude seines Herzens mir ganz vertraulich die Hand. Was an Wein noch vorhanden war und die Marketender nur aufzutreiben vermochten, das ward an dem Tage getrunken; alle möglichen Töpfe, Holz und Lederbecher und was sonst an Gefäßen nur zu finden war, mußten als Trinkgefäße dienen und das Jubiliren und Hochrufen wollte kein Ende nehmen. Es war Einer jener herrlichen Freudentage, wie solche das Leben eines Soldaten im Felde, zwar nur äußerst selten bietet, wie sie aber dann auch in vollen Zügen genossen werden, und eine unvergänglich freudige Erinnerung für das ganze fernere Leben zurücklassen. Ich hatte für die von mir geführte Kompagnie, ein Fäßlein Wein gekauft und meine Soldaten leerten es mit freudigem Hochs auf unseren allgeliebten ritterlichen König, die Prinzen des Königlichen Hauses und die ruhmreichen Räthe der Krone und siegreichen Führer des Heeres. Auch am Officierstisch ging es munter zu, die gemachten Wetten fanden ihre Ausgleichung und die Verlierenden, welche behauptet hatten, die Festung würde sich in diesem Monat noch nicht übergeben, freuten sich jetzt über ihren Verlust nicht weniger als die Gewinner.

Am Nachmittag wurden die einzelnen Befehle ausgegeben, welche Truppentheile die Division zur Empfangnahme der an 150,000 Mann betragenden Gefangenen der Metzer Garnison, wie zu deren Bewachung und späteren Eskortirung, zu geben hatte. Da unser Bataillon die letzte Woche viel Wachdienst gehabt hatte, so blieben wir an diesem Tage von jedem Dienst befreit, was mir sehr erfreulich war, denn ich fand dadurch Gelegenheit, das großartige Schauspiel der Uebergabe einer Festung wie Metz, und des Auszuges ihrer Garnison, viel bequemer und übersichtlicher anzusehen, als wenn mich der Dienst an einem bestimmten Platz viele Stunden gefesselt hielt, wo ich alsdann nur das sah, was grade dort vorging.

Wir hatten gehört, der Ausmarsch der französischen Garde würde auf der Chaussee die nach Ars führte stattfinden, und da wir gerne das Schauspiel, als das wichtigste von allen, mit ansehen wollten, so begab ich mich mit einigen Officieren dorthin. Es war ein trüber Regentag und heftige Schauer prasselten bisweilen vom Himmel herab, was sowohl für unsere Soldaten und mehr noch für die Gefangenen, viele Beschwerden herbeiführte. Der Meierei von Tournebrigde gegenüber stellten sich gegen 1 Uhr Mittags mehrere Truppentheile des pommerschen Armeekorps, welches am nächsten hier kantonnirte, in voller Parade auf. Um 1 Uhr erschien unser Oberfeldherr, der Prinz Friedrich Karl, von seinem zahlreichen Stabe gefolgt, und nahm die Parade der aufgestellten Truppen ab. Da wir Officiere, die

lediglich als Zuschauer gekommen waren, nur in Mänteln und Mützen erschienen, suchten wir stets in großer Entfernung von dem hohen Prinzen zu bleiben, und uns überhaupt so wenig wie möglich bemerklich zu machen.

Wohl 1 $^1/_2$ Uhr Nachmittags mochte es sein, als auf edelen, aber sehr mager und verhungert aussehenden Rossen, zwei höhere französische Stabsofficiere langsam angeritten kamen. Der Eine von ihnen, ein schon weißhaariger Greis, dessen Gesicht den Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes zeigte, sollte der Kommandant von Metz sein, der jetzt dem Prinz Friedrich Karl die Schlüssel der Festung überreichte. Wer selbst ein Soldatenherz in seiner Brust trug, konnte sich den Schmerz vorstellen, welcher jetzt das dieses alten Generals erfüllen mußte. Nun kam in endlosen Zügen die ganze französische Kaisergarde anmarschirt, um mit dem weißen Stocke in der Hand in die Gefangenschaft, zu ziehen. Es waren dies Stunden von welthistorischer Bedeutung, und glücklich waren die zu preisen und hatten vollauf Grund, ihren Schöpfer für seine große Gnade zu danken, welche, wie dies bei uns der Fall war, diesem Schauspiel als vollkommene Sieger zusehen durften. In Reihen von 6—8 Mann, zogen nun daher die Kürassiers, Lanciers, Dragoner, Chasseurs, Grenadiers, Voltigeurs und Zuaven der Kaisergarde. Es waren größtentheils kräftige Soldatengestalten von guter Haltung, mit einem intelligenten und dabei wahrhaft martialischem Ausdruck in den Gesichtern. Man sah, daß es die Elite der ganzen französischen Armee sei, die hier vereinigt war und daß

die Garde des Kaisers Napoleon, nicht blos die körperlich größten Rekruten erhalte, wie dies bei uns in Preußen der Fall ist, sondern nur ausgesucht tüchtige, bewährte Mannschaften zum Ersatz empfing. Die Haltung Aller war durchweg ruhig und würdevoll; Kummer und Schmerz, oft aber auch tödtlicher Haß gegen uns, die siegreichen Deutschen, waren auf den Gesichtern der Meisten ausgeprägt. Daß die Leute in letzter Zeit viel Hunger hatten ertragen müssen, konnte man den mageren Gestalten und hageren Gesichtern deutlich ansehen. Wie stachen dagegen die breiten, wohl genährten Gestalten und die rothen feisten Gesichter der pommerschen Soldaten, aus den neben der Chaussee aufmarschirten Regimentern ab. Die Uniformen und die ganze Ausstattung fast aller Gardisten, waren vortrefflich und fast durchgängig neu. Man hatte nach der Kapitulation in Metz die Montirungskammern geöffnet und neue Uniformen, Mäntel, Schuhzeug und wollene Decken an die Soldaten vertheilt, damit sie diese Sachen in ihrer Gefangenschaft benutzen könnten und wir solche nicht als Beute erhielten.

Schmerzliche Scenen kamen viele vor; mancher französische Soldat weinte, als er von seinen Officieren Abschied nahm und auch bei denselben konnte man deutlich den tiefen Schmerz erkennen, den ihnen jetzt eine derartige Trennung von ihrer Mannschaft verursachte. Es war ein Schauspiel, welches bei jedem Menschen, der ein fühlendes Herz in seiner Brust trug, trotz der lautesten und aufrichtigsten Freude über unseren Sieg,

doch auch Mitgefühl mit dem gerechten Schmerz der besiegten Feinde, erwecken mußte. Zu meiner großen Freude zeigten die wackeren Pommern der umstehenden Regimenter, eine sehr anständige Haltung den besiegten Feinden gegenüber. Kein kränkender Jubelruf, kein Wort der höhnenden Freude wurde hörbar; es war eine fast lautlose Stille, in welcher Alle verharrten und die unendliche Bedeutung dieser Stunden übte auf die Officiere wie Soldaten unseres Heeres, eine ersichtlich tiefe Wirkung. Sie ehrten sich selbst, indem sie den nach langer tapferer Vertheidigung von uns endlich besiegten Feind ehrten.

Der stolze Gedanke aber ergriff mich und meine neben mir stehenden Kameraden in diesen Stunden, da die französische Kaisergarde als Gefangene bei uns vorbeizog, wie der Stern Frankreichs nun im Verbleichen, der von Deutschland und gar vor Allem Preußens, aber im Emporsteigen begriffen sei und die angebliche „Grande nation" von nun an nur einen höchst bescheidenen Platz in der Reihe der europäischen Völker einnehmen würde, während mein theures Vaterland Preußen endlich nun die schon längst verdiente und so theuer erkaufte Anerkennung gefunden. Da auch ich selbst hierfür nun schon zwei Mal, 1866 und in diesem Feldzug wieder, mein Blut hatte mit vergossen, so mußte meine Brust eine gerechte Freude jetzt empfinden.

Der Zug der Gefangenen dauerte bis in die Dunkelheit fort, da Alle bei dem General von Fransecky, dem

Befehlshaber des II. Armeekorps vorbeidefiliren mußten, wo dann die Officiere ihre Mannschaften übergaben. Letztere wurden auf eine Wiese neben der Mosel geführt, um dort die Nacht unter starker Bedeckung zu bleiben, während die Officiere auf ihr Ehrenwort wieder nach Metz zurückkehren durften und erst in den nächsten Tagen mit dem Eisenbahnzuge nach Deutschland abfuhren. Mit der Gier eines ausgehungerten Wolfes, verschlangen die Gefangenen die ihnen jetzt von unserer Militärverwaltung gelieferten Speisen aus etwas Kaffee und einem Stücklein Brod bestehend. Leider war diese Ration in den ersten Tagen sehr spärlich und die armen Gefangenen mußten noch viele Leiden und Entbehrungen ertragen, bis sie in den verschiedenen Gefangenendepots Deutschlands endlich anlangten. Ihre Zahl war zu überwältigend groß, und es war selbst beim besten Willen nicht möglich, ungefähr 185,000 verwundete und unverwundete Gefangene, die plötzlich aus den Magazinen ernährt werden sollten, so zu beköstigen und zu verpflegen, wie dies im Interesse der Humanität sonst so dringend wünschenswerth gewesen wäre. Waren doch selbst unsere Soldaten der Eskorte, oft großen Entbehrungen ausgesetzt und hatten besonders von der Ungunst der Witterung gewöhnlich mehr zu leiden, als die Gefangenen, wie ich dies ja aus eigener Erfahrung wußte.

Es war schon sehr spät am Abend, als ich mit meinen Kameraden in unsere Quartiere zurückkehrte. Den Eindruck, heute eines der großartigsten und zugleich freudigsten Schauspiele, welche unser Leben uns nur

bieten konnte, gehabt zu haben, trugen wir Alle in uns, und der Anblick wie die 28,000 Mann starke französische Kaisergarde, vor uns Preußen als Gefangene vorbeidefilirte, wird mir und Allen die ihn haben konnten, stets unvergeßlich bleiben.

Siebentes Kapitel.

Verschiedene Eindrücke in Metz nach der Kapitulation. Scenen bei der Uebernahme der französischen Gefangenen. Befehl zum Abmarsch in das Innere von Frankreich. Die Bildung der II. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl. Marsch gegen die Loire. Große Beschwerden und Strapazen auf dem Marsche.

Da wir am nächsten Tage auch noch vom Dienst frei waren, so benutzte ich dies, um mir einen kurzen Urlaub zum Besuch von Metz zu erbitten. Er ward mir bewilligt, und in Begleitung eines Kameraden und von einem berittenen Burschen gefolgt, dem wir in der Stadt die Wartung und Bewachung unserer Pferde anvertrauen konnten, trabten wir schon am frühen Morgen fort. Versprach der heutige Tag doch auch wieder viele neue Eindrücke und mußte es für uns vom höchsten Interesse sein, diese gewaltige Festung Frankreichs, vor der wir als Belagerer so lange Monate gelegen hatten, nun auch als vollständige Sieger in ihrem Innern betreten zu dürfen. Unser Weg führte uns von Ars unmittelbar neben dem Lager vorbei, in welchem an dem Ufer der

Mosel, ein großer Theil der gefangenen Gardisten die Nacht bivouakirt hatten. Ein heftiger Regen hatte dazu beigetragen, die ohnehin schon unbehagliche Lage der armen Gefangenen, aber nicht minder auch die ihrer Wachen, noch viel unangenehmer zu machen. Trotzdem waren die Franzosen bei leidlich guter Laune, und suchten es sich so bequem als nur möglich zu machen. Viele Gefangene wuschen ihre sehr schmutzige Wäsche in der Mosel und benutzten eifrig die leider nur spärlichen Sonnenstrahlen zu deren Trocknung, Andere schöpften Wasser in die Kochkessel, um eine dünne Brodsuppe ohne Salz und Schmalz zu kochen, oder suchten sich dünne Holzstückchen zusammen, um damit kleine Feuerchen zum Erwärmen anzuzünden. In dieser Kunst gute Miene zum bösen Spiel zu machen und sich schnell kleine Bequemlichkeiten für das Feldleben zu bereiten, sind die Franzosen unübertrefflich und hierin, aber auch lediglich nur hierin allein, können sie uns als nachahmungswerthe Muster dienen.

Die Chaussee nach Metz war sehr belebt. Ganze Schaaren ausgehungerter Personen aus allen Volksklassen der Stadt, eilten jetzt durch die so lang ihnen verschlossen gewesenen Thore in das Freie, um wo möglich draußen frische Lebensmittel zu erhalten. Allzuviel freilich konnten sie schwerlich finden, da viele Meilen weit in der Runde, die ganze Gegend so ziemlich von uns deutschen Truppen ausgefressen war. Auch kleinere oder größere Trupps von französischen Soldaten, die sich

jetzt freiwillig bei den Gefangenendepots meldeten, um in die Gefangenschaft zu ziehen, begegneten wir häufig. Sie grüßten uns preußische Officiere gewöhnlich sehr höflich, gaben auf an sie gerichtete Fragen sehr gute Antworten und zeigten äußerlich den gewandten Anstand und das adrette Benehmen, welches die länger gedienten französischen Soldaten so sehr vortheilhaft auszeichnet. Daß viele gefangene Officiere und Soldaten, die sich heimlich Civilkleidung verschafft hatten, jetzt aus der Stadt forteilten und zu den nächsten französischen Festungen durchschlichen, war in der großen Verwirrung, welche in den ersten Tagen der Occupation in Metz herrschte, gar nicht zu verhindern.

An den Außenwerken angekommen, hatten wir noch eine längere Strecke zu durchreiten, bis wir an die inneren Wälle der Stadt selbst anlangten. Alles war noch im besten Zustand hier, die Werke, welche durch neue Anlagen noch sehr befestigt waren, zeigten sich ungemein stark, und wir konnten sogleich auf den ersten Blick erkennen, daß wir Metz mit unseren Kugeln noch in langen Monaten nicht würden bezwungen haben, wenn nicht ein den Franzosen ungleich gefährlicherer und schwerer zu besiegender Feind wie Pulver und Blei, der Hunger, getreulich dabei geholfen hätte. Vor den Thoren standen auch die verlassenen Zelte und Laubhütten, in denen der größte Theil der Garnison während der Zeit der Cernirung kampirt hatte. Viele zerbrochene Wagen, zerstörtes Heergeräth und absichtlich an den

Schäften zerschlagene Gewehre, lagen in diesen Zeltreihen umher.

Ein unbeschreibliches Gewühl erfüllte die sehr engen Hauptstraßen der Stadt. Viele Tausende französische Soldaten und Hunderte von Officieren aller Waffengattungen, trieben sich in denselben umher; dazwischen standen unsere Infanteristen und Dragoner und plauderten so unbefangen mit manchen etwas deutsch sprechenden französischen Soldaten, gewöhnlich Elsässer und Lothringer, als wären sie seit langen Jahren die besten Kameraden und hätten nicht noch gestern in erbitterter Feindschaft mit den Waffen in der Hand, ihnen gegenübergestanden. Zahlloses deutsches Armeefuhrwerk, welches Lebensmittel brachte, viele Lieferanten und vor Allem das mehr zudringliche als grade angenehme Geschlecht der jüdischen Pferdehändler, welche, von Gott weiß woher, so schnell in übergroßer Zahl aus der Nähe und Ferne hier erschienen waren, um Geschäftchen zu machen, erfüllte alle Straßen und Plätze mit einem wirklichen Jahrmarktsgewühl. Dazwischen ertönten der Trommelschlag und Pfeifenklang des Armeemarsches, diese mir so bekannten und trauten Klänge, die ich lieber höre als die berühmteste moderne italienische Opernmusik, und es rückten mit festem Schritt und Tritt mehrere Infanterie-Regimenter vom VII. Armeekorps, welche vorläufig die feste Garnison in Metz bilden sollten, in die Stadt ein. Auch Trompeten schmetterten, die Huftritte einmarschirender Schwadronen unserer Kavallerie, ertönten auf dem Pflaster und das dumpfe Rollen und Rasseln der

schweren Batterieen, welche in die Stadt einfuhren, erscholl. Das war ein gar freudiger Anblick für das Auge eines preußischen Officiers, als er sah, wie die verschiedensten Regimenter seines Königs, jetzt in bester Kriegstüchtigkeit als Sieger in Metz, einst das festeste Bollwerk des übermüthigen Frankreichs gegen Deutschland, einzogen. Mit neugierigen Blicken betrachteten die vielen Tausende französischen Officiere und Soldaten, welche sich waffenlos noch in der Stadt umhertrieben, denn die Ueberführung von nahe an 150,000 Gefangenen nach Deutschland, erforderte selbstverständlich mehrere Tage, jetzt ihre Besieger, betrugen sich aber dabei durchweg sehr anständig und höflich. „Es ist die preußische Disciplin, welche uns besiegt hat, in allem Uebrigen sind die Preußen uns weiter nicht überlegen, aber ihre strenge Disciplin giebt ihnen solch Uebergewicht über uns," hörte ich einen älteren französischen Officier zu einem Kameraden sagen, als so eben ein Infanterie-Regiment, trotz des grundlosen Weges in der Vorstadt und des gewaltig daniederströmenden Regens, mit festem Schritt und Tritt vorbeimarschirte. So ganz unrecht hatte der französische Officier in seinem Urtheile nicht, und ich freute mich über seine Ansicht.

Die meisten Läden in der Stadt waren geöffnet und da die vielen deutschen Officiere und Soldaten, welche hereingeströmt waren, fast Alle Bedarf an Schuhzeug, Wäsche und manchen anderen Gegenständen der Toilette hatten, oder sich auch ein Andenken aus Metz mitbringen wollten, so waren diese ziemlich belebt.

Sehr viele Ladenbesitzer sahen elend und vor Hunger geschwächt aus, erzählten von den Entbehrungen und Leiden, welche sie während der Belagerung hatten erdulden müssen und äußerten unverhohlen und unaufgefordert ihre Freude über die jetzt abgeschlossene Kapitulation. Wir konnten auch noch gar viele Beweise, wie sehr der Hunger hier zuletzt gewüthet haben mußte, sehen; auf dem Glacis saßen ganze Trupps halbverhungerter französischer Soldaten, um ein kleines spärlich brennendes Wachtfeuer, sich an dessen Flammen Stücke mageren Pferdefleisches, was sie von den halbzerfleischten neben ihnen liegenden Pferdeleichen abgeschnitten hatten, bratend und dann die noch halb blutigen Stücke, unbekümmert um alles Andere was um sie vorging, mit wahrem Heißhunger verzehrend. Frauen und Kinder, oft ziemlich anständig gekleidet, in den bleichen, schmalen Gesichtern, den tiefliegenden, von dunklen Ringen umgebenen Augen, die Spuren des Elends zeigend, bettelten mit einer Zudringlichkeit, wie nur der äußerste Hunger sie verleihen kann, um ein Stücklein Brod. In einem Hause, wo ich einen Schuhmacher aufsuchte, der mir eine Reparatur am Stiefel besorgen sollte, sah ich eine Frau und drei Kinder im Sterben liegen. Sie hatten den Hungertyphus, wie mir der Hauswirth sagte und dabei hinzufügte, daß in den letzten Wochen in der Stadt täglich an 100 Personen allein von der Civilbevölkerung dem Typhus und den Folgen der Noth und Entbehrung erlegen seien. Die Tischler hätten kaum die nöthige Anzahl von Särgen schnell genug liefern können, so

hätte sich zuletzt die Masse der Leichen gehäuft. In den Fleischhallen und vor den Schlachterläden hingen nur geschlachtete Pferde, und in den Bäckerläden war nur schwarzes Kleienbrod vorhanden. Der größte Mangel herrschte an Salz, was kaum für Geld zu haben war, während man Wein reichlich bekommen konnte und die Flasche von ziemlich trinkbarem rothen Mosel-Weine, wie solcher in der Umgegend von Metz in Masse gebaut wird, 15 — 16 Silbergroschen kostete.

Mit noch mehreren Kameraden hatte ich mich verabredet, in dem sehr eleganten, außerordentlich prachtvoll aussehenden „Hôtel de l'Europe,“ zu Mittag zu essen. Ein ungemeines Gedränge von Officieren aller Waffengattungen des Cernirungskorps, welche auf kurzen Urlaub nach Metz gekommen waren, herrschte daselbst und man fand Bekannte, die man in langen Jahren nicht mehr gesehen hatte. Man speiste in dem Hôtel noch ganz leidlich, freilich aber zu sehr theuren Preisen. So bezahlte Jeder von uns für eine Portion Suppe, die ersichtlich von Pferdefleisch gekocht war, ein kleines Stück sehr trockenen Hammelbraten mit drei Pflaumen als Compot, ein einziges Stücklein Schinken nebst zwei weichen Eiern und einen Schnitt schwarzes Kleienbrod, nach preußischem Gelde ungefähr 3 Thaler, während eine Flasche sehr guter Champagner auch nur 3 Thaler kostete. Champagner wurde von uns deutschen Officieren sehr viel getrunken, und überall knallten die Pfropfen und hörte man die Gläser klingen. War es doch auch für uns Alle ein zu frohes Fest heute in dem eroberten

Metz, was nur zu lange uns seine Thore verschlossen hatte, tafeln zu dürfen, als daß der Champagner gespart werden sollte. Der Wunsch, fortan für alle fernere Zukunft die deutsche Fahne statt der französischen in Metz wehen zu sehen, erfüllte die Brust Aller. Zur Erinnerung kaufte ich für meine theure Braut und meine Mutter und Schwestern, verschiedene Ansichten von Metz und andere Kleinigkeiten zum Geschenk. Auch ein äußerst abgemagertes, aber edles Pferd, ein Schimmelhengst afrikanischer Raçe, erhandelte ich nebst Sattelzeug und einer Pferdedecke, von einem französischen Adjutanten der in die Gefangenschaft mußte, für 12 Napoleonsd'ors. Ich freute mich sehr hierzu, denn das Pferd, welches den verwundeten Hauptmann gehörte, dessen Kompagnie ich jetzt führte, war ein plumpes und dazu schlecht zugerittenes Thier, das eher für den Chaisewagen als an die Spitze einer Kompagnie paßte. Sehr gerne hätte ich mit einigen Kameraden noch das Fort St. Quentin, auf dem wir zu unserer gerechten Freude schon die schwarz-weiße Fahne jetzt wehen sahen, besucht, allein das Wetter war äußerst schlecht, der Weg dahin grundlos und wir mußten am Abend wieder bei unserem Bataillon eintreffen.

Mit dem Bewußtsein, nicht allein einen ungemein interessanten, sondern auch freudigen Tag erlebt zu haben, ritt ich bei untergehender Sonne wieder aus Metz fort und kam bald in meinem Kantonnirungsquartier an. Am andern Tage rückten wir schon wieder aus, um an 10,000 französische Gefangene zu bewachen,

was ein ebenso anstrengender wie unangenehmer Dienst war. Zwar hatte unsere Intendantur das Mögliche gethan, um Lebensmittel in genügender Menge herbeizuschaffen, allein die Zahl der Gefangenen war zu groß und so konnten die Rationen, wie gesagt, für diese halb ausgehungerten Menschen nur sehr spärlich sein. Es sah wirklich oft kläglich aus, wie alte Soldaten, die Brust mit verschiedenen in heißen Kämpfen erbeuteten Ehrenzeichen geschmückt, um ein Stücklein trocknes Brod bettelten, und wenn wir ihnen solches nicht geben konnten, gar betrübte Gesichter zogen. Unsere Marketender machten jetzt sehr gute Geschäfte und verkauften ihre Vorräthe an die französischen Gefangenen um die unverschämtesten Preise. So sah ich, wie ein Marketender für ein mit Wurst belegtes großes Butterbrod und 1 Glas schlechtes Bier 5 Francs forderte und auch erhielt. Aehnliche Preise kamen viel vor, wie denn überhaupt die meisten Marketender, wenn sie nur einigermaßen gewandt und thätig waren, sich viel Geld verdienten und in diesem Kriege sich ein kleines Vermögen erwarben. Dabei plünderten und stahlen leider viele dieser Kerle noch wie die Raben, und verleiteten auch manche Soldaten dazu, indem sie ihnen die gestohlenen Gegenstände für einen Spottpreis abkauften. So attrappirte ich selbst einen Marketender, der einem Soldaten meiner Kompagnie, einem frechen, unnützen Kerl, der im Gefecht stets der größte Poltron und gegen die französische Bevölkerung dabei der unverschämteste Grobian war, wie man dies oft finden wird, einen sehr

eleganten neuen Damenmantel von schwerer Seide mit kostbarem Pelz besetzt, für zwei Thaler abkaufte. Der Soldat wollte den Mantel zwar gefunden haben, erhielt aber von mir eine angemessene Arreststrafe; der Marketender ward der Armee-Gensd'armerie übergeben und da man bei ihm eine Menge von Seidenstoffen, Silberzeug und anderen werthvollen Sachen fand, über deren rechtlichen Besitz er sich nicht auszuweisen vermochte, ward seine Ueberführung als Arrestant nach Deutschland anbefohlen. Leider gehörte es aber zu den größten Seltenheiten, wenn solche Fälle von Diebstahl entdeckt, angezeigt und dann verdientermaßen auch sehr strenge bestraft wurden. Es fehlte häufig an Zeit, mitunter aber auch wohl bei manchen Officieren an Lust und guten Willen, sich um dergleichen Ungehörigkeiten zu bekümmern und sie waren zufrieden, wenn ihre untergebenen Mannschaften nur im eigentlichen Dienst strenge in der Disciplin und im Kampfe thätig und muthig waren, und ließen im Uebrigen die Sachen gehen, wie sie nun eben gehen wollten. Auch der große Mangel an älteren und tüchtigen Officieren, der sich immer mehr fühlbar machte, je länger wir in Frankreich den Krieg führten, war in dieser Hinsicht nicht eben fördersam für eine strenge Disciplin, und so geschah leider Manches, was besser wohl hätte unterbleiben sollen. In den Kriegen von 1864 und 1866 war es hierin ungleich besser bei uns, denn die Dauer der Feldzüge war eine weit geringere und der Abgang an Officieren ungleich unbedeutender, daher denn auch die gute alte Zucht und

Ordnung, welche unser preußisches Heer im Frieden in so rühmlicher Weise auszeichnet, auch während des Krieges und Aufenthaltes in Feindesland, in fast ungeschwächter Weise forterhalten werden konnte.

Bei der Uebernahme und Bewachung der 10,000 Gefangenen, zu welcher meine Kompagnie am zweiten Tage nach der Uebergabe von Metz kommandirt war, fiel mir wieder der große Unterschied, der zwischen den Soldaten und mehr noch den Officieren der französischen Armee herrscht, in sehr bemerklicher Weise auf. Unter den vielen gefangenen Officieren, mit denen ich auch jetzt wieder in vielfacher Berührung kam, gab es gar Manche, welche man, im besten Sinn des Worts, als wahre Gentlemen bezeichnen konnte. Sie trugen das große Unglück, welches ihr Vaterland, dessen Heer und nun auch speciell sie selbst jetzt traf, mit echt männlicher Würde und zeichneten sich durch sehr angenehme äußere Umgangsformen und großen Anstand, vortheilhaft aus. Im Gegensatz zu diesen Ehrenmännern fanden wir aber auch recht viele rohe, nicht blos gemein aussehende, sondern auch gemein handelnde Subjecte unter diesen gefangenen Officieren, die sich jetzt recht pöbelhaft betrugen und wahrlich dem Stande dem sie angehörten, nicht zur Zierde gereichten. Einige hatten sogar noch die Frechheit, sich übermüthig und arrogant gegen uns benehmen zu wollen, und thaten wirklich, als ob sie die Sieger und wir die Besiegten seien, welche nunmehr in die Gefangenschaft ziehen müßten. Sie machten aber hiebei oft recht unangenehme Erfahrungen

und mußten die Ueberzeugung gewinnen, daß die Zeit, wo die französische Arme sich in der dankbaren Rolle des Siegers gefallen konnte, jetzt vorbei und zwar hoffentlich für alle ferne Zeit vorbei sei. Einen recht arroganten und dabei wüst und gemein aussehenden Husaren-Capitän, der gegen mich unartig war und sich meinen Anordnungen nicht fügen wollte, ließ ich ohne Weiteres arretiren und lieferte ihn unter Eskorte von zwei Mann Wache, an unser Divisions-Kommando ab. Der Herr fluchte und wetterte in französischer Sprache nicht wenig und verlangte auch zuletzt meinen Namen und die nähere Adresse zu wissen, um mich nach wiederhergestelltem Frieden, zum Duell auf Leben und Tod fordern zu können. Zwar hätte ich ihm nun solch unberechtigtem Wunsch ganz entschieden abschlagen können und vielleicht auch sollen, damit er jedoch nicht behaupten könnte, ein preußischer Officier habe ihm aus Feigheit sein Verlangen abgeschlagen, gab ich ihm die gewünschte Adresse, die er sich in seinem Taschenbuch aufschrieb. Es soll mich wundern, ob nach wiederhergestelltem Frieden, diese Forderung wirklich zu Stande kommt. An diesem Tage war ich noch ein Augenzeuge einer erschütternden Scene. Die junge Frau eines französischen Artillerie-Capitains, war vor dem Beginn der Cernirung von Metz, auf Wunsch ihres Mannes nicht in der Stadt geblieben, sondern hatte sich mit ihren zwei Kindern von 2 und 3 Jahren, nach Pont à Mousson und später nach Belgien geflüchtet. Hier hatte sie einsam und verlassen und zuletzt auch in großer Dürftigkeit gelebt, da die Cernirung ja

von weit längerer Dauer war, als man anfänglich allgemein vermuthete und schließlich sogar Habseligkeiten verkaufen müssen, um nur ihr und der Kinder Leben fristen zu können. Auf die Kunde von der Uebergabe der Festung, war sie sogleich hieher geeilt, um den so lang entbehrten Gatten aufzusuchen. Sie hatte ihn aber in der Stadt nirgends finden können, ja zuletzt die Nachricht erhalten, er sei in einem Ausfallgefecht am Arm verwundet und bei dem Mangel an Pflege dieser Wunde erlegen. Die Arme war nun trostlos in der ihr fremden und dazu von preußischen Truppen überfüllten Stadt umher geirrt und hatte dabei kaum die Mittel gehabt, für ihre zwei kleinen Kinder, von denen das eine dazu noch schwer am Fieber erkrankt war, Nahrungsmittel und Pflege anzuschaffen. Endlich nach vielen Irrfahrten hatte sie zufällig einen näheren Freund ihres Mannes angetroffen, der ihr die freudige Nachricht verkündigte, daß ihr Mann zwar verwundet, aber nicht gestorben sei, sondern sich vor der Stadt bei der Uebergabe der Gefangenen befinde. Mit von freudiger Hoffnung erfülltem Herzen, eilte die Frau nun in die ihr bezeichnete Gegend, um dort den so lang entbehrten Gatten zu suchen. In dem furchtbaren Gewühl und der großen Unordnung, welche durch die Uebergabe von so viel Tausenden von Gefangenen entstanden, war dies sehr schwer und die Arme mußte noch mehrere bange Stunden umherirren, ja sich selbst manchen Roheiten und unfreundlichen Antworten aussetzen, bis sie den Mann ihres Herzens gefunden hatte. Endlich geschah dies und zwar zufällig in dem

Augenblick, als der französische Capitain mit mir sprach. Mit einem Freudenruf, der so recht aus der Tiefe des Herzens kam, stürzten sich beide Gatten entgegen und ihre Umarmung schien kaum ein Ende nehmen zu wollen. Ich kann nicht läugnen, daß mich dies Wiedersehen tief rührte und unwillkürlich kam mir dabei der Gedanke, wenn ich dereinst einmal ein Wiedersehen mit meiner zukünftigen Gattin in dem Augenblick feiern müßte, wo mein Vaterland besiegt, dessen mächtiges Heer gefangen und ich selbst als Verwundeter in die Gefangenschaft zu ziehen gezwungen wurde. Ich konnte mir so recht vorstellen, welcher grausame Schmerz in diesem Augenblicke die Seele des französischen Artillerie-Capitains erfüllen mußte, und begriff es, wenn die Thränen ihm reichlich aus den Augen stürzten.

Auf sein Bitten ward dem Kapitain, dessen Arm in der Binde, ihn ohnehin zum ferneren Kriegsdienst nicht tauglich machte, gestattet nach Abgabe seines Ehrenwortes allein nach Deutschland in die Gefangenschaft zu reisen und seinen Wohnort in einer kleinen Stadt am Rhein zu nehmen. Seine Frau wollte ihn mit ihren beiden Kindern begleiten. Er nahm sein Pferd, einen edlen Berberhengst, der jetzt so mager war, daß er nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien, verschaffte sich ein Geschirr und einen alten Karren mit einem halb zerfetzten Leinwandplan, der wahrscheilich einem früheren französischen Marketender gehört hatte, und stellte auf diese Weise ein Fuhrwerk her. Zwar sträubte sich der Hengst anfänglich gewaltig gegen die

ungewohnte Arbeit des Ziehens, allein auf gütliches Zureden seines Herrn fügte sich das kluge Thier bald ganz geduldig. Wir preußischen Officiere schenkten dem Ehepaar, dessen Lage unsere Theilnahme erregte, einige Bunde Stroh, um daraus für die Frau und die beiden Kinderchen Sitzplätze herzustellen, versorgten es auf einige Tage mit Lebensmitteln aus unseren Privatvorräthen, und gaben ihm dann unsere besten Wünsche mit auf den Weg.

Auch noch eine andere Scene, welche ebenfalls Eindruck auf mich machte, erreignete sich bei der Uebernahme der Gefangenen. Ein älterer französischer Officier, der übrigens erst den Grad eines Lieutenants bei den Chasseurs d'Afrique bekleidete, obgleich seine Brust mit allen möglichen Orden und Medaillen reich bedeckt war, besaß einen sehr schönen Schimmelhengst afrikanischer Rasse. Zwar sah das Pferd sehr abgemagert und mitgenommen aus, schien aber doch weit besser gepflegt zu sein, als dies bei fast allen übrigen Pferden und Mauleseln, welche ich jetzt in Metz erblickte, der Fall war. Mit der Anhänglichkeit eines Hundes, folgte das Thier seinem Herrn durch das große Menschengewühl und blieb auch unbekümmert um alles Gelärme, ruhig auf dem ihm angewiesenen Fleck stehen. Wollte aber eine fremde Person den Zügel anfassen, so bäumte der Hengst hochauf und schlug mit den Hinter- und Vorderfüßen wild um sich. Ein vornehmer Adjutant in unserem Heere, dem die Schönheit und Klugheit des Schimmelhengstes auffiel, bot seinem Besitzer die Summe von 100 Napoleonsd'ors dafür. Mit einem stolzen „Nein“, er würde sein Pferd um keinen

Preis verkaufen", lehnte der Franzose diese Forderung ab. Es war nun bald der Augenblick gekommen, wo er das Roß verlassen und sich dem Transport der übrigen Officiere anschließen mußte. Der Lieutenant ging noch einmal an den Hengst heran, streichelte ihn zärtlich, ja umfaßte zuletzt seinen Hals und drückte sein Gesicht in die seidenweichen, lang herunterwallenden Mähnen. Nach einer kleinen Pause erhob er sich wieder, zog dann schnell ein dolchartiges Messer aus seiner Brusttasche, suchte die Stelle, wo das Herz des Pferdes saß und stieß mit kräftigem Stoß die Klinge bis an das Heft dort hinein. Ein breiter Blutstrom stürzte aus der Wunde, das Pferd stand noch einige Sekunden ganz ruhig, fiel dann plötzlich wie vom Blitzstrahl getroffen um, und war auf der Stelle todt. Mit starrem Gesicht und ohne eine Miene zu verziehen, wischte der französische Chasseur-Officier die blutige Klinge des Dolches an den Mähnen des todten Rosses ab, schnitt dann einen Büschel Mähnenhaare ab, um solche wahrscheinlich als Andenken zu bewahren, und schritt darauf mit stolzer Haltung zu der Gruppe seiner übrigen Kameraden. Sein Gesicht hatte einen fast versteinerten Ausdruck, der Blick aber, den er im Vorübergehen auf uns preußische Officiere, welche dies mit angesehen hatten, warf, funkelte förmlich vor Haß. Freilich wüthende Blicke und zornige Gesichter konnten wir in den ersten Tagen nach der Uebergabe von Metz, in so großer Menge von den Tausenden der gefangenen französischen Officiere sehen, daß wir bald daran gewöhnt wurden und uns weiter nichts

daraus machten. Wenn nur die Herren sich sonst anständig betrugen und sich den nothwendigen Anordnungen, welche hinsichtlich ihrer Gefangenschaft getroffen werden mußten, gehorsam fügten, konnten sie uns immerhin so wüthende Gesichter machen, wie es ihnen beliebte. Eine wahre Freundschaft hat zwischen den Franzosen und uns Deutschen doch niemals bestanden, sondern das Gegentheil; dies feindliche Gefühl wird auch aller Wahrscheinlichkeit nach für die Zukunft sich eher steigern, als abnehmen, und weil wir alle überzeugt sind, daß die Franzosen doch wieder von Neuem den Kampf gegen uns Deutsche beginnen werden, sobald ihre Kräfte dies nur irgendwie gestatten, waren wir nun jetzt doppelt glücklich, daß Metz fortan eine deutsche Festung bleiben wird. Besonders die Truppen, welche mit zur Cernirung verwandt wurden, haben die Unbezwinglichkeit dieser mächtigen Festung am Besten zu prüfen Gelegenheit gefunden, hoffentlich wird die deutsche Fahne niemals wieder von dort verschwinden, und alle Opfer, welche diese Belagerung gekostet und die vielen Entbehrungen, welche sie uns aufgelegt hat, werden uns dadurch reich belohnt sein.

Am vierten Tage nach dem Einzug der deutschen Truppen in Metz, erhielt auch unser Regiment den Befehl zum Weitermarsch in das Innere von Frankreich. Das französische Volk hatte mit großer Energie sich gerüstet, den Kampf auch noch fernerhin weiter gegen uns zu führen, und da fast alle regulären Truppen von uns besiegt und in die Gefangenschaft gebracht waren, so

schickte man ungeheure Massen von Franktireurs und Mobilgardisten in das Feld. Schien es doch wirklich, als ob jetzt ein furchtbarer Nationalkampf zwischen den Deutschen und Franzosen entstehen solle. So war Metz denn zur rechten Zeit gefallen und es sehr erwünscht, daß zahlreiche deutsche Truppen nunmehr in Eilmärschen in das Innere von Frankreich marschirten, um dort die Bildung neuer Heere zu verhindern und unser Belagerungsheer vor Paris zu schützen, daß nicht feindliche Korps gegen dasselbe anmarschirten.

Der Soldat im Felde ist stets über jede Veränderung erfreut, und so begrüßten wir denn auch jetzt den Marschbefehl mit lautem Jubel. Wir waren froh, daß der langweilige Aufenthalt in den überfüllten Quartieren vor Metz jetzt endlich aufhöre und erwarteten neue Freuden und vermehrte kriegerische Abentheuer von dem Einmarsch in das eigentliche Frankreich. Es sollte bei gar Vielen sehr bald eine überaus bittere Täuschung nachfolgen, denn die Entbehrungen und Strapazen des Krieges begannen von jetzt an weit größer zu werden, als wir sie bisher ertragen hatten.

Da unser Regiment bei der Cernirung von Metz nicht viele Leute verloren hatte, auch viele Rekonvalescenten zurückgekehrt waren und wir schon einige Ersatzmannschaften erhalten hatten, so zählte jede Kompagnie durchschnittlich an 210 Mann unter den Waffen. Unter diesen jetzt uns nachgesandten Mannschaften, befanden sich viele junge Freiwillige aus den gebildeten Ständen, welche beim Beginn des Krieges von patriotischer Be-

geisterung getrieben, freiwillig in das Heer eingetreten waren, daheim in den Ersatzbataillonen ihre militärische Ausbildung erhalten hatten und jetzt im Herbst als ein sehr erwünschter Ersatz zu den im Felde stehenden Regimentern kamen, die theilweise schon so starke Verluste erlitten hatten, daß sie kaum noch 150—180 Mann Kombattanten in der Kompagnie zählten. Es waren viele vortreffliche junge Männer, welche die besten Soldaten, die man sich nur wünschen konnte, abgaben, unter dieser Ergänzungsmannschaft. Auch zu der Kompagnie, welche ich jetzt führte, kamen zwei Brüder, Söhne eines wohlhabenden Bauern im Oderbruch, die, im Alter von 18 und 19 Jahren stehend, freiwillig eingetreten waren. Beide sahen sich so ähnlich, daß man sie kaum von einander unterscheiden konnte, waren recht hübsche, kräftige Jünglinge und wahre Muster trefflicher Soldaten. Sie standen im Gliede nebeneinander, waren auch sonst stets unzertrennlich und theilten die Leiden wie Freuden des Soldatenstandes im Felde getreulich, wobei sie ihres freundlichen und dabei heiteren Benehmens wegen, bald die allgemeinen Lieblinge der ganzen Kompagnie wurden. In dem ersten Gefecht, welches wir gegen die Franzosen hatten, bestanden die beiden Brüder ihre Feuertaufe ganz vorzüglich und kämpften mit ebenso viel kaltblütiger Umsicht wie Gewandtheit. Sie deckten sich beim Tirailliren gegenseitig, wußten das Terrain zu benutzen, wie dies die erfahrendsten Soldaten nicht besser verstanden, und ihre sicheren wohlgezielten Schüsse streckten manchen Feind nieder. Ich konnte nicht umhin, ihnen

wiederholt meinen aufrichtigsten Beifall über ihr Benehmen zuzurufen. Das Gefecht war schon beendet, die Franzosen zurückgetrieben, als eine feindliche Batterie, um den Rückzug zu decken, aus sehr weiter Entfernung noch einige Schüsse gegen uns abfeuerte. Eine Granate kam angesaust und schlug mitten zwischen beiden Brüdern, die wohl 6—8 Schritte von einander stehen mochten, nieder. Ich rief ihnen zu, sich schnell zu Boden zu werfen, da die Granate wahrscheinlich schon in den nächsten Secunden platzen würde. Sei es nun, daß sie die Gefahr unterschätzten, da sie solche nicht kannten, oder meinen Warnungsruf nicht gehört hatten, sie blieben ruhig stehen; die Granate platzte in zwei Hälften, welche nach rechts und links flogen und beiden Brüdern zugleich die Köpfe abrissen, so daß sie auf der Stelle todt zusammen stürzten. Wir alle waren von diesem seltenen Zufall und dem großen Unglück tief ergriffen, obgleich die Gewohnheit im Kriege zuletzt ganz ungemein gegen alle derartige Eindrücke abhärtet. Wir begruben die beiden Todten gemeinsam und einige Soldaten zimmerten, so gut sich dies in der Eile machen ließ, ein einfaches Kreuz zusammen, um den Grabhügel damit zu zieren. Den Eltern diesen Tod ihrer beiden Söhne anzuzeigen, war eine traurige Aufgabe für mich.

Unter strömendem Regen, aber mit lautem Gesang waren wir von Metz abmarschirt und trotz der anhaltend schlechten Witterung, der zuletzt fast grundlosen Wege, und der äußerst mangelhaften Verpflegung in den überfüllten Quartieren, blieben unsere Leute noch

mehrere Tage in auffallend guter Laune. Sie hatten sich nämlich — ich weiß nicht weßhalb, ganz fest in den Kopf gesetzt, daß wir jetzt gradewegs nach Paris marschirten und unsern Marsch deßhalb beeilen müßten, um den Einzug in diese Stadt mitfeiern zu helfen. Von dem Einmarsch der Preußen 1814 und 1815, hatten unsere Soldaten so viel von ihren Vätern daheim erzählen hören, daß sie jetzt ungemein erfreut waren, ebenfalls einen solchen mitfeiern zu helfen und deßhalb mit vermehrtem Eifer durch den tiefen Dreck patschten und trotz Sturm und Regenwetter ihre Sieges- und Kriegslieder sangen. Sie sollten aber gar bald in dieser Hoffnung, in Paris einmarschiren zu können, bitter getäuscht werden; wir wandten uns gegen die Loire und es ward bekannt, daß unter dem Prinzen Friedrich Karl eine Armee, welche aus dem III., IX. und X. Armeekorps, mit Ausschluß der 17. Division bestand, die Aufgabe haben solle, die große Lücke, welche zwischen der XIII. Armee unter dem Großherzog von Mecklenburg und der XIV. Armee unter dem General von Werder offen war, auszufüllen und über Troyes gegen die Loire vorzurücken. So stand uns denn eine große Reihe gehöriger Strapazen in sicherer Aussicht, und ein überaus anstrengender Winterfeldzug war uns sehr wahrscheinlich beschieden. Als unsere Leute merkten, daß es mit dem baldigen Einmarsch in Paris doch nichts sein würde, hörte ihre übermüthige Lustigkeit gar bald auf, und das viele Singen und Jubeln auf den Märschen nahm immer mehr ab. Zwar blieb die Stimmung stets eine kampflustige und tüchtige, bei Tag und Nacht ward jeder Be-

fehl auf das Willfährigste ausgeführt, und eine Schande wäre es auch gewesen, wenn dies nicht geschehen, allein die Lust am Kriege verringerte sich bei der Mehrzahl ganz bedeutend. Es kamen jetzt recht schlimme Tage für uns, und die Strapazen, welche wir vor Metz ertragen hatten, waren gering im Vergleich zu denen, die wir nun erdulden mußten. Die Gegenden, welche wir zu passiren hatten, waren vom Kriege schon so mitgenommen und Franzosen wie Preußen hatten gemeinsam in ihrer Verheerung so sehr gewetteifert, daß in den Quartieren auch nicht die mindesten Lebensmittel mehr gefunden werden konnten. Viele Dörfer waren ganz von den Einwohnern verlassen und die Häuser standen fast menschenleer. Höchstens einige alte Weiber und Männer, die von Salat und dem Minimum von Lebensmitteln nothdürftig das Leben fristeten, fanden sich in den Ortschaften, während alle, die nur irgendwie die Mittel dazu besaßen, und namentlich auch die jüngern Frauen und Mädchen, sich tiefer in den Süden des Landes geflüchtet hatten. Was von den Männern nur irgendwie Kraft und Muth besaß, um Waffen tragen zu können, war unter die Mobilgarde getreten oder hatte sich eine alte Flinte zu verschaffen gewußt und schaarte sich zu Franktireurs-Banden zuzusammen, welche in den Wäldern unseren Patrouillen auflauerten und unseren Truppen so viel Schaden zuzufügen strebten, als dies nur irgendwie in ihren Kräften stand. Kamen wir nun nach langen Märschen oft bei grundlosen Wegen und schlechter Witterung des Abends ermüdet, halb verhungert und ganz durchnäßt

in einem Ort an, so fanden wir in den verlassenen Häusern nie etwas anderes, als die leeren Räume. Alle Durchsuchungen nach Lebensmitteln fruchteten selten etwas, höchstens daß hie und da noch ein kleiner sorgfältig versteckter oder im Garten vergrabener Weinvorrath gefunden wurde. Bei solchen gewaltsamen und dabei gewöhnlich doch auch vergeblichen Durchsuchungen wurde leider sehr Vieles zerstört, verdorben oder gestohlen, und Roheiten und Verwüstungen aller Art rissen nur zu leicht ein und waren zu bedauern, aber nicht zu vermeiden. Die oft sehr erschöpften Soldaten mußten sehen, daß sie Lebensmittel von den mitgekommenen Proviantkolonnen erhielten und da diese uns bei den forcirten Eilmärschen und den grundlosen Wegen, oft auch nicht rechtzeitig folgen konnten, so sah es damit häufig nur sehr spärlich aus. Wenn meine Kompagnie mitunter einige halb vor Hunger schon krepirte Schaafe oder etwas altes ranziges Speck und dazu einen halben Zentner Schiffszwieback an einem Tag erhielt, so konnten wir schon sehr zufrieden sein. Nun mußte oft spät am Abend noch Feuer gemacht werden, wozu es nicht selten an trockenem Holz fehlte, wenn nicht die Mobilien oder Thüren und Fensterrahmen zu diesem Zwecke zerschlagen und verbrannt wurden und mit Mühe und Noth kochten wir daran eine Suppe mit Fleisch, die, wenn sie auch oft herzlich schlecht schmeckte, doch den Magen füllte und den Körper erwärmte. Auch an Stroh zur Lagerstätte, war der größte Mangel und wir mußten uns bisweilen wirklich auf Mist legen, der sehr stank und mit Ungezieser

aller Art angefüllt war, da es keine reine Streu mehr gab. Dazu wurden die Uniformen oft in mehreren Tagen nicht trocken, das Schuhzeug faulte an den Füßen und es war zuletzt wirklich eine Seltenheit, wenn ein Soldat noch ein Paar heile Stiefel besaß; Viele patschten halb barfuß durch den tiefen Schmutz oder zogen die schweren Holzschuhe, welche die französischen Bauern tragen, an, obgleich diese Fußbekleidung sich ihrer Plumpheit wegen sehr schlecht zum Marschiren eignete. Zwar requirirten wir so viel Schuhzeug, als wir bekommen konnten, ja die Noth zwang unsere Soldaten sogar dazu, den einzelnen Franzosen, denen sie begegneten, die Stiefeln von den Füßen zu ziehen, doch nützte dies nicht viel, denn die meisten Franzosen haben ungleich kleinere Füße, als wir Deutsche und so waren die Stiefel, die wir requirirten, für unsere Leute meist zu klein. Ich persönlich litt nicht unter diesem Mangel, denn ich hatte mir in Trier noch ein Paar vorzügliche hohe Wasserstiefel gekauft, welche sehr gut aushielten und mir die im Felde wirklich unschätzbare Wohlthat eines stets trockenen und warmen Fußes gewährte. Daß wir bei solchen Umständen wieder zahlreiche Kranke hatten und unser, beim Ausmarsch aus den Kantonnirungen von Metz, hoher Stand der Kompagnien bald wieder sehr zusammenschmolz, war ein zwar trauriges, aber unvermeidliches Uebel. Wir Kompagnieführer wandten gewiß Alles an, um den Gesundheitszustand der uns untergebenen Mannschaft möglichst günstig zu erhalten, allein uns fehlten die Mittel hiezu. Besonders

von den nachgekommenen jungen Freiwilligen, die oft noch zu jung und zu schwach an Kräften waren, um die Strapazen eines solchen angestrengten Winterfeldzuges ertragen zu können, erkrankten auffallend Viele, und mancher Jüngling, der von Thatenlust und Patriotismus getrieben, hieher geeilt war, um gegen den Feind seines Vaterlandes zu kämpfen, mußte Frankreich als schwer Erkrankter wieder verlassen oder fand sein frühes Grab in fremder Erde, bevor er den Feind noch wirklich recht gesehen hatte. So büßten wir denn ungleich mehr Leute durch Krankheiten, wie durch die Kugeln der Feinde ein. Daß aber ein Krieg und gar besonders ein Winterfeldzug gegen einen mächtigen und erbitterten Feind keine Kleinigkeit ist, sich in Wirklichkeit ganz anders darstellt, als wie man sich dies in der Phantasie vorgestellt haben mag, und von Romantik dabei sehr wenig, von den Strapazen dafür aber desto mehr zu spüren ist, erkannte mancher junge Freiwillige jetzt gewiß.

Unsere Feinde bestanden größtentheils aus ungeübten Mobilgardisten und ungeordneten undisciplinirten Franktireurs. Das erste bedeutende Gefecht, welches wir hatten, war am 7. November bei Bretenay, wo starke Haufen von Mobilgardisten sich uns gegenüberstellten und schon aus weiter Ferne ein mehr lebhaftes, als irgendwie für uns schädliches Feuer begannen. Die Kugeln pfiffen hoch über unsere Köpfe hinweg, und es schien wirklich als suchten die Mobilgardisten ihre Feinde mehr auf dem Monde als wie auf der Erde, eine solche verkehrte Richtung gaben sie ihren Gewehren. Obgleich

die Feinde sich in großer Ueberzahl befanden und dazu eine sehr günstige Position besetzt hielten, so drangen wir doch schnell und ohne sonderliche Verluste vorwärts. Es waren ganz andere, ungleich weniger gefährliche Feinde, als die alten regulären Linientruppen, gegen welche wir am 16. August eine so schwere Blutarbeit hatten verrichten müssen; dies merkten wir sogleich in der ersten halben Stunde des Kampfes. Was half es, wenn auch einzelne französische Officiere durch wahre Tollkühnheit sich auszeichneten, mitunter 20—30 Schritte ihren Leuten voranstürmten und oft wirklich den Tod zu suchen schienen, wenn die Uebrigen ihnen nicht nachfolgten. Wie wenig alle sogenannte Begeisterung im Kriege nutzt, wenn nicht die unbedingteste Disciplin damit verbunden ist, und welch geringen Werth alle Volksheere und Milizen für eine wirklich großartige Kriegsführung besitzen, erkannte man hier jetzt so recht. Ich wünschte nur, daß alle Herren, welche in den Volks- und Milizheeren das Ideal der Armeen der Neuzeit sehen und ihre Ansichten über Volksbewaffnung, die in der Theorie zwar sehr schön sein mögen, für die Praxis aber einen äußerst geringen Werth besitzen, mit ungleich größerer Dialectik als wirklicher Gründlichkeit zu entwicklen suchen, jetzt den Winterfeldzug an der Loire mit uns durchgemacht hätten, sie würden gewiß sehr bald zu einer anderen und ungleich richtigeren Ansicht bekehrt worden sein. Mich dauerte nur das arme bethörte Volk, welches sich jetzt in fruchtlosen Anstrengungen erschöpfte, die ganz unmöglich einen Erfolg haben konnten, und in

verblendeten Wahn Opfer über Opfer brachte, die gänzlich nutzlos bleiben mußten. Hätten die Franzosen nur eine einigermaßen richtige Ansicht von der Kriegsführung gehabt, und wäre ihre nationale Eitelkeit nicht eine so lächerliche gewesen, daß der größte Unsinn bei ihnen stets gläubige Ohren fand, so bald nur dieser dabei geschmeichelt wurde, so mußten sie nach Sedan oder sicherlich wenigstens nach der Uebergabe von Metz, ganz entschieden und um jeden Preis den Frieden mit uns schließen. Bis dahin besaßen sie noch wirklich kriegstüchtige Heere, die sich theilweise vortrefflich schlugen und uns den Sieg oft recht theuer erkaufen ließen, später aber waren es nur zahlreiche bewaffnete Haufen, die man als wahres Kanonenfutter ansehen mußte, und mit denen ganz unmöglich der Sieg gegen unsere streng disciplinirten und energisch geführten Truppen, erkämpft werden konnte. Und mit welchem, wirklich fabelhaften Lügengewebe wurde dabei immer von Neuem wieder, die Leichtgläubigkeit des französischen Volkes getäuscht. Es fiel uns in Troyes ein großes Packet französischer Zeitungen in die Hände, die ich aus Langeweile durchblätterte. Wahrlich ich wußte nicht, ob ich über den grenzenlosen Unsinn, der darin stand, herzlich lachen, oder über die freche Verlogenheit mich ärgern sollte. Während wir eine Festung nach der andern einnahmen, Paris immer enger cernirten, unsere stets siegreichen Heere von allen Seiten immer tiefer in das Land eindrangen und Frankreich keine einzige reguläre Armee uns noch entgegen stellen konnte, ließen diese französischen

Journalisten uns Niederlagen über Niederlagen erleiden, behaupteten, daß unsere Truppen demoralisirt und erschöpft seien, und schmeichelten der Phantasie ihrer Landsleute mit der Hoffnung, der Krieg würde zuletzt doch noch siegreich für die Franzosen werden, und sie in Deutschland eindringen. Und dieser Gambetta, der sich jetzt zum Dictator Frankreichs emporgeschwungen hatte, mit welchen wirklich ekelhaft schwülstigen Proklamationen und dabei erbärmlichen Lügen, wagte er die Leichtgläubigkeit seiner Landsleute zu täuschen. Es ist eine unermeßliche Schuld, welche Gambetta aus persönlichem Ehrgeiz und verblendeter Eitelkeit auf sich geladen hat, und daß Tausende von Familien durch diesen frevelhaften Krieg an den Bettelstab gebracht wurden, und noch weit zahlreichere Menschen den frühen Tod fanden, davon trägt er größtentheils die Hauptschuld. Welch ein Unglück es für ein Land ist, wenn ehrgeizige Advokaten darin die Hauptrolle spielen, ja sich sogar selbst die Dictatur anmaßen können, und eine verlogene Zeitungspresse einen ungebührlichen Einfluß gewinnt und die Menschen beherrscht, das konnten wir jetzt hier in Frankreich in vollem Umfang erkennen.

In Troyes hielten wir den ersten Ruhetag auf unserem Marsch, der auch dringend nothwendig war, um Schuhzeug und Bekleidungsstücke, was sich Alles in einem desolaten Zustand befand, wenigstens einigermaßen wiederherzustellen. Ich war so glücklich für meine Kompagnie einen Ledervorrath zu bekommen, und ließ nun alle Schuster unter den Soldaten sich eifrig

mit Sohlen auflegen und Löcher flicken beschäftigen. Auch viele Freiwillige in der edlen Schuhmacherkunst fanden sich, und ich entdeckte einen Studiosus der Theologie und einen Architekten, die Beide in der Kompagnie ihre Dienstzeit abdienten, welche sich eigenhändig dicke Sohlen auf ihre Stiefel mit einer Geschicklichkeit aufgenagelt hatten, wie solche ein gelernter Schustergeselle nicht besser hätte entfalten können. Nächst der Sorge für die Tüchtigkeit der Waffen, muß ein Kompagniechef ganz besonders darauf sehen, daß die Fußbekleidung der Mannschaft in guter Ordnung ist, wenn er Ehre mit seiner Kompagnie einlegen will.

Für mich war übrigens unser Ruhetag in Troyes auch ein Festtag, da ich daselbst wieder eine Anzahl Briefe von meiner geliebten Braut, meiner Mutter und meinen Schwestern empfing. Es waren die ersten Nachrichten nach unserm Abmarsch von Metz, und die unübertreffliche Sorgfalt und Umsicht unserer preußischen Feldpost machte es möglich, daß wir Alles richtig erhielten. Welch ganz unbeschreibliche Freude solche Nachrichten von den Angehörigen in der Heimath, einem Soldaten im Felde bereiten, erfuhr ich jetzt wieder aufs Neue.

In Troyes erhielt ich ein ganz leidliches Quartier und schlief seit vielen Nächten wieder zuerst in einem Bette. Meine Wirthin war die Wittwe eines französischen Capitains, der bei Wörth gefallen und theilte mir selbst mit, daß ihre zwei Söhne von 16 und 17 Jahren, jetzt als Freiwillige bei den Mobilgardisten ständen. Die größte Armuth, verbunden jedoch, mit

Reinlichkeit und Ordnung herrschte in der Wohnung und die Wirthin sagte mir, daß sie ihr letztes Silbergeschirr habe versetzen müssen, um Geld zum Ankauf des Fleisches und Weines, was sie mir vorschriftsmäßig liefern müßte, zu bekommen. Sie selbst lebte ausschließlich von Möhrenkaffee, Salat und einem Stücklein Weißbrod. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, mich jetzt auf Kosten der armen Wittwe satt zu essen und zog es vor im Wirthshaus, wo man für theures Geld eine gute Mahlzeit und trinkbaren Wein bekam, zu speisen. Es mag möglich sein, daß ich in meinen Rücksichten gegen meine Quartiergeber hierin wohl mitunter zu weit gegangen bin, allein mein Gefühl trieb mich dazu so und nicht anders zu handeln, und mir hätte kein Bissen geschmeckt, so bald ich wußte, daß arme Leute, und wenn sie auch tausendmal meine Feinde waren, mir solchen mit Aufopferung ihres letzten Hab und Gutes verschaffen mußten.

Achtes Kapitel.

Kämpfe mit französischen Franktireurs. Die fremden Freischaaren. Beschwerlicher Winterfeldzug. Die Schlacht bei Beaune la Rolande. Die Einnahme von Orleans. Weitere Gefechte und Strapazen. Das Weihnachtsfest in einem Schlosse bei Beaugenzy. Marsch gegen Vendôme. Der Tod bei le Mans.

Die zwei Nächte, welche wir ruhig in Troyes gewesen waren, hatten viel zu der Erholung unserer von rastlosen Eilmärschen angegriffenen Soldaten mit beigetragen, und neugestärkt setzten wir unseren Weitermarsch fort. Wir sollten unsere Kräfte auch gebrauchen, denn nicht geringe Anstrengungen warteten unserer in vermehrter Weise. Die Feinde hatten theilweise die natürlichen Hindernisse, welche die schlechten Wege und das rauhe Wetter unserem Weitermarsch entgegenstellten, noch dadurch zu vermehren gesucht, daß sie Verhaue in den Landstraßen aufstellten, Barikaden aufwarfen, die Brücken abtrugen; kurz Alles und Jedes thaten, um die Wege unpraktikabel zu machen. Was

half dies aber, sie konnten unseren Weitermarsch wohl dadurch erschweren, aber nicht aufhalten, und die Erbitterung, welche nun bei unseren Soldaten erregt wurde, machte diese nur härter und dadurch den Krieg grausamer als ohnedem der Fall war. Auch die Franktireurs-Banden, welche jetzt immer zahlreicher aufzutauchen anfingen, belästigten uns zwar sehr und erschwerten den Dienst, thaten im Großen und Ganzen aber nur geringen Schaden und konnten ganz unmöglich dem Kampfe noch eine andere Wendung geben; dazu war es jetzt nach den Tagen von Sedan und der Uebergabe von Metz, entschieden viel zu spät. Dabei führten die Franzosen diesen kleinen Krieg vollständig planlos; es fehlte die gemeinsame Oberleitung und jeder Führer agirte womöglich auf eigene Hand, ohne sich um Alles was die übrigen Korps thaten, nur im Mindesten zu bekümmern. Jeder wollte klüger sein als der Andere, Keiner gehorchen, sondern Alle strebten zu befehlen und dies ging vom ersten General bis zum letzten Soldaten herab. Daß solch planloses Kämpfen, besonders der musterhaften Ordnung gegenüber, welche in allen unseren Heeren glücklicher Weise stets herrschte, ganz unmöglich für die Franzosen günstige Ergebnisse liefern konnte, war natürlich. Mochten die Herren Gambetta und Genossen, daher auch noch so viele wuthschnaubende Proklamationen erlassen und Frankreich die krampfhaftesten Anstrengungen machen, es half Alles nichts, wir blieben stets die unbedingten Sieger und unsere Feinde mußten sich schon unserm Willen fügen und für

ihren unverschämten Uebermuth, den sie bisher stets gegen uns Deutsche zu zeigen gewagt hatten, ganz gehörig büßen. Es war ein zwar hartes, aber wahrlich nicht unverdientes Strafgericht, was Gott der Herr jetzt über die Franzosen verhängte und die ungeheure Schuld, welche dies Volk seit seiner scheußlichen Revolution im Jahr 1789 auf sich geladen hatte, ward dadurch wenigstens etwas, wenn auch nur freilich zum kleinsten Theil gesühnt. Und doch glaube ich, daß auch die harten Lehren der Jahre 1870—71, an dem größern Theil des französischen Volkes spurlos vorübergegangen sein werden, denn Frivolität, Eitelkeit, Hochmuth und Irreligiosität, haben sich schon zu tief daselbst eingefressen und alle gesunden Säfte vergiftet, als daß noch eine Heilung möglich sein sollte. —

Einige Tage nach unserem Ausmarsch aus Troyes, hatte ich mein erstes Gefecht mit Franktireurs. Die Kompagnie, welche ich jetzt kommandirte, hatte die Avantgarde und wir befanden uns wohl an 1000 Schritt vor dem übrigen Theil der Brigade voraus. Es war ein schmaler Hohlweg, der in einem engen Thale zwischen hohen waldbewachsenen Bergen sich hinzog. Wir marschirten langsam fort, denn der Weg war schlecht und ein feiner Regen, der mitunter in eine Art von Schneegestöber überging, machte den Boden äußerst schlüpfrig und verhinderte dabei auch den weiteren Umblick. Ich hatte eine Patrouille von 10 Mann unter Führung eines älteren bewährten Unterofficiers, der schon den Feldzug von 1866 in Böhmen mitmachte, vorausgeschickt

und ließ auch soweit dies thunlich war, mitunter an beiden Seiten Patrouillen gehen, ohne daß wir bisher etwas Verdächtiges bemerkt hätten. Es mochte wohl gegen 4 Uhr Nachmittags sein und die Dämmerung fing schon an einzutreten, als wir plötzlich eine Flintensalve vor uns knallen hörten und alsbald unsere Avantgarde eilig zurückgelaufen kam. Der Unterofficier meldete, daß er bei einer Biegung des Thales, den Weg durch ein starkes Verhau versperrt gefunden habe und als er näher heran marschirt sei, wären mindestens einige Dutzend Schüsse von Schützen, welche hier im Hinterhalt gelegen, abgefeuert worden, ohne jedoch den mindesten Schaden zu thun, da die Kugeln alle hoch über die Köpfe hinweggeflogen. Ich ließ nun meine Kompagnie, die 182 Mann stark war, sich zum Gefecht bereit machen und rückte gegen dies Verhau vor. Auf eine Entfernung von 30—40 Schritte empfing ich jetzt auch eine Salve, deren Kugeln jedoch abermals hoch in der Luft sausten; zugleich wurde es nun in den Büschen rechts und links am Wege lebendig und zahlreiche Schüsse blitzten dort auf. Ich ließ jetzt 50 Tirailleurs unter Anführung von zwei Vice-Feldwebels rechts und links ausschwärmen und in das Buschwerk eindringen, während ich mit der übrigen Mannschaft der Kompagnie gegen das Verhau vorrückte. Wir erhielten noch eine und zwar abermals unschädliche Salve, dann aber ließ auch ich aus größter Nähe meine Leute feuern und befahl dabei möglichst niedrig zu schießen. Die Soldaten, welche an beiden Seiten auf die Berge geklettert waren,

kamen jetzt ebenfalls bald in ein lebhaftes Feuergefecht mit den Feinden, wobei drei von ihnen leider ziemlich gefährliche Schußwunden empfingen. Mit meinem Haupttrupp war ich inzwischen an das Verhau herangekommen und unsere wohlgezielten Salven hatten den Feind bewogen, seine Stellung dahinter aufzugeben und sich ebenfalls in die Berge zu flüchten, von wo aus nun fortwährend sehr heftig auf uns geschossen wurde. Zwei Todte und 3 Verwundete fanden wir hinter dem Verhau auf der Erde liegen. Es waren durchweg blutjunge Menschen, mit einer blauen Blouse, grauen Pantalons und breitkrempigen Calabreserhüten bekleidet. Der eine Verwundete, der einen Schuß im Fuß hatte, lehnte sich halb aufgerichtet an einem Baum, und als ich mich ihm näherte, schoß er mit dem Revolver drei Schüsse auf mich ab, von denen eine Kugel mir durch den Paletot fuhr. Bevor ich es verhindern konnte, stieß ein Soldat der neben mir stand, ihm sein Bajonnett durch die Brust, so daß er auf der Stelle todt zusammen stürzte. Die beiden anderen Verwundeten fingen nun an in italienischer Sprache kläglich um Pardon zu bitten. Das gegenseitige lebhafte Geschieße, hatte inzwischen den Major unseres Bataillons, der, von 2 Geschützen der reitenden Artillerie und einen Zug Dragoner begleitet, rasch angetrabt kam, herbeigelockt. Die Geschütze wurden nun auf die Berge gerichtet und ihre Schüsse mußten den in den Büschen versteckt liegenden Feinden nicht sonderlich gefallen, denn sie schienen eiligst zu fliehen und das Schießen hörte bald gänzlich auf. Da es inzwischen

völlig dunkel geworden war, so konnte eine Verfolgung leider nicht stattfinden, und unsere Tirailleurs wurden durch das Signal zurückbefohlen. Sie brachten noch 2 unverwundete und 4 verwundete Gefangene zurück, während unser Verlust 3 ziemlich schwer und 5 leicht verwundete Soldaten betrug, unter Letzteren ein Vice-Feldwebel und ein junger Student der Theologie, der sich während dieses ganzen Krieges stets sehr ausgezeichnet hatte. Die gefangenen Franktireurs waren durchweg Italiener und sagten aus, daß sie zu einem Korps, welches ein Sohn vom alten Garibaldi befehligte, gehörten. Was diese Italiener und überhaupt alle diese vielen fremden Abentheurer und Vagabunden, die jetzt in hellen Haufen nach Frankreich geströmt, um dort gegen uns zu kämpfen, bewog, sich in einen Krieg, der sie nicht im Mindesten kümmerte, zu mischen, habe ich niemals begreifen können. Auch dieser alte verschrobene Hitzkopf Garibaldi, hätte lieber ruhig auf seiner Felseninsel Caprera bleiben sollen, als hierher nach Frankreich zu kommen und eine lächerlich-traurige Rolle daselbst zu spielen. Unsere Soldaten waren mit Recht über alle diese Italiener, und Polen, und Dänen, und Walachen und Gott weiß, was noch sonst für fremden Gesellen, welche in den Freikorps gegen uns fochten, so erbittert, daß sie oft nur mit Mühe bewogen werden konnten, ihnen Pardon zu geben und die Gefangenen mitunter hart behandelten. Ich muß auch bekennen, daß ich selbst gegen diese Fremden einen ungleich tieferen Haß, als gegen die Franzosen hegte. Letztere kämpften für ihr

Vaterland und hatten von ihrem Standpunkt aus ganz Recht, wenn sie die Waffen gegen uns ergriffen und uns auf jegliche Weise möglichst zu schaden suchten; während diese Fremden dagegen keinen vernünftigen Grund zu Feindseligkeiten gegen uns haben konnten. Ich erhielt einmal Befehl einen Haufen derartiger Gefangener, während einer Nacht bewachen zu lassen. Aus Mangel an Platz sperrten wir die ganze Gesellschaft, die wohl an 280 Köpfe stark sein mochte, in eine leere Dorfkirche. Da kein Stroh zu Streu vorhanden war und in der Kirche natürlich kein Feuer angemacht werden durfte, so mochte die kalte November-Nacht sehr unbehaglich daselbst sein; auch an Lebensmittel hatten wir nicht mehr, als daß jeder Gefangene ein Stück Brod von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Pfund erhalten konnte, womit er den ganzen Tag auskommen mußte. Unsere eigenen Soldaten, welche in Regen und Schnee um die Kirche herum Posten stehen mußten, hatten es theilweise noch schlechter als die Gefangenen, während wir freilich in dem Pfarrhause, welches zur Wache erhoben ward, ein tüchtiges Feuer anmachten und es uns auch an Wein nicht fehlte. Eine verschiedenartigere, bunter zusammengesetzte Gesellschaft, als diese Gefangenen, konnte unmöglich gefunden werden. Darunter waren wohl 30—40 Italiener, diese zeigten schon eine große Mannigfaltigkeit und besonders einige ganz elegante junge Herren mit feiner Wäsche und sehr zierlichen Anzug, die Geld vollauf besaßen und ersichtlich den höheren Ständen angehören mußten, fielen uns auf. Sie sagten, daß sie aus vornehmen

Familien in Genua und der Lombardei stammten und von dem Ruf des alten Garibaldi angezogen, die Waffen ergriffen hätten. Einige andere Italiener waren wüste, verkommene Kerle, die wohl in ihrem Leben den Luxus eines reinen Hemdes und genügender Seife weder gekannt, noch auch entbehrt hatten. Mehrere alte Revolutionäre, Kerle die seit 20 Jahren überall dort gekämpft hatten, wo nur irgend eine Rebellion ausgebrochen war, befanden sich darunter. Einige schienen direct aus dem Zuchthause gekommen zu sein, solche Gaunergesichter zeigten sie und ich muß gestehen, daß ich bei ihrem Anblick fast unwillkührlich nach meiner Uhr und Börse griff, um diese in Sicherheit zu bringen. Zwei von diesen Hallunken versuchten auch noch frech aufzutreten und wagten es, mit groben Worten sich meinen Anordnungen widersetzen zu wollen. Ich ließ sie aber auf der Stelle binden und in den sogenannten polnischen Bock spannen, in welch unbequemer Stellung sie dann mehrere Stunden verbringen mußten. Außer diesen Italienern befanden sich noch 3 dänische und 2 norwegische junge Männer, anscheinend den gebildeten Ständen angehörend, in dem Haufen. Sie betrugen sich äußerlich anständig und sagten, daß sie die Waffen ergriffen hätten, um ihren Nationalhaß gegen uns Deutsche, wegen der Kriege von 1848—50 und 1864 zu genügen. Ich erwiederte ihnen, dies sei ihre Sache, jetzt heiße es mitgefangen, mitgehangen, sie müßten das Schicksal ihrer übrigen Kameraden theilen und in die Gefangenschaft nach den deutschen Festungen wandern. Ein

Gefangener behauptete, er sei ein dänischer Officier und verlangte deshalb eine standesgemäße Behandlung. Auf meine Antwort, daß Preußen sich meines Wissens jetzt mit Dänemark im tiefsten Frieden befinde, und ein dänischer Officier daher jetzt unmöglich gegen uns kämpfen könne, wenn er nicht desertirt sei, schwieg er beschämt und wußte nichts zu erwidern. Es war selbstverständlich, daß dieser angebliche Officier, nicht im Mindesten anders behandelt wurde, wie alle übrigen Gefangenen. Auch mehrere alte und junge Polen, welche sich ebenfalls darunter befanden, schienen Revolutionssoldaten vom Handwerk zu sein, die überall dort gekämpft hatten, wo die Flammen der Revolution gegen Recht und bestehende Ordnung aufloderten. Die geborenen Franzosen unter diesen Franktireurs, gehörten ebenfalls sehr verschiedenen Ständen an. Es waren mehrere blutjunge Burschen von kaum 16—17 Jahren darunter, die, ihrer Kleidung und sonstigen Ausrüstung nach, ersichtlich aus reichen Familien stammend, wahrscheinlich von der Schulbank fortgelaufen, um mit ihren schwachen, ungeübten Händen die Waffen gegen uns zu ergreifen, und diese armen Jungen waren theilweise in einem kläglichen Zustand. Die Füße waren durchgelaufen und mit Blasen und Quetschungen bedeckt, und bei Manchen hatten die Tornister sogar die Schultern wundgerieben. Daneben wieder viele alte Leute aus den untersten Ständen, ja selbst Greise, die ersichtlich keine Kräfte mehr besaßen, um einen beschwerlichen Winterfeldzug noch durchmachen zu können. Einzelne schienen auch den Zucht- und

Arbeitshäusern früher angehört zu haben, wie man denn in den südlichen Departements vielfach die Gefängnisse geöffnet hatte, damit deren Insassen gegen uns kämpfen sollten. Wirklich, es waren mitunter Fallstaffsche Heldenschaaren, die jetzt gegen die bittergehaßten Deutschen im Felde standen, was freilich nicht ausschloß, daß auch viele tüchtige, und vom glühendsten Patriotismus getriebene Männer aller Stände und Altersklassen, jetzt gegen uns stritten. — Natürlich fehlte jegliche Disciplin und alle militärische Uebung diesen Franktireurs und Mobilgardisten-Schaaren gänzlich, und es war wirklich ein Verbrechen, oder richtiger wohl ein Wahnsinn, solche gegen unsere wohlgeübten, streng disciplinirten, und jetzt vom Siegesgefühl beseelten Heere, in den Kampf zu hetzen. Ich freute mich übrigens nicht wenig, als mein Auftrag beendigt war und ich den Haufen der Gefangenen, dem Kommando, welches mit dem Transport nach Deutschland beauftragt war, abliefern konnte. Entflohen waren mir keine, wohl aber in der Nacht 3 gestorben, wahrscheinlich in Folge der erlittenen Strapazen. Hatten doch auch wir bei der täglich rauher werdenden Witterung, jetzt immer mehr Entbehrungen aller Art zu tragen und doch geboten wir als Sieger über das Land und konnten außerdem noch Vorräthe aller Art, aus Deutschland beziehen. — Am 28. November nahm die Division, zu welcher mein Regiment gehörte, an einem sehr bedeutenden Gefecht bei Beaune la Rolande Theil. Wir hatten in den letzten Tagen wieder starke Märsche gemacht, und waren sehr ermüdet, als wir aber den Kanonen-

Donner hörten und vernahmen, daß unsere Kameraden vom X. Armeekorps von der feindlichen Uebermacht sehr bedrängt wurden, da fühlten unsere braven Leute sich plötzlich wieder ganz frisch und munter, und marschirten mit einem Eifer, als ginge es zu einer Hochzeit und nicht in eine Schlacht gegen den erbitterten und uns dabei an Zahl überlegenen Feind. Schon am Morgen des kurzen November-Tages, als kaum die Dunkelheit gewichen war, hatten die Franzosen mit bedeutenden Streitkräften die Truppen unseres X. Armeekorps sehr lebhaft angegriffen. Die braven westphälischen und hannöverschen Regimenter, welche hier dem Feinde gegenüberstanden, fochten mit der größten Standhaftigkeit und wiesen alle Angriffe der Franzosen sehr entschieden zurück. Besonders die Hannoveraner zeigten sich hier abermals, wie schon so häufig in diesem Kriege, als sehr gute Soldaten und bewiesen, daß sie die große Kaltblütigkeit, durch welche der niedersächsische Volksstamm sich von jeher auszeichnete, auch jetzt noch nicht verloren hatten. Wie sehr straften sie, ebenso wie die Schleswig-Holsteiner und Hessen, Frankfurter und Nassauer, die perfiden Prophezeiungen Aller, welche vor dem Ausbruch des Krieges behaupteten, daß die Truppen aus den neupreußischen Provinzen nicht zuverlässig sein würden, jetzt Lügen. Wahrlich, es war in diesem Kriege kein Unterschied, ob ein Regiment seine Mannschaft aus Hannover oder Pommern, Schleswig-Holstein oder Schlesien erhielt; denn Alle, ohne Ausnahme, fühlten sich diesen übermüthigen Franzosen gegenüber, als echte

Deutsche und hielten es für ihre Ehrenpflicht, die französische Arroganz mit gehörigen deutschen Hieben zu züchtigen.

Es mochte wohl 10 Uhr Morgens sein, als wir den ersten Kanonen-Donner des Kampfes vernahmen. Bald kamen auch Adjutanten in voller Eile angesprengt und brachten die Befehle, daß wir so schnell als möglich dem stark bedrängten X. Armeekorps zur Hülfe eilen sollten. Ein lautes freudiges Hurrah ertönte auf diese Botschaft, denn wirklich, unsere Soldaten sehnten sich nach einem gehörigen Kampfe. Die vielen Entbehrungen des Winterfeldzuges, gefielen ihnen gar nicht und besonders die Reservisten und älteren Leute, die wir zahlreich im Heer hatten, wünschten dringend, der Krieg möge so schnell als möglich beendet werden und sie dann zu den Ihrigen zurückkehren. Das Familienleben zog sie mit großer Kraft wieder in seinen Schooß, und auch die bürgerliche Nahrung, die entschieden ganz ungemein litt, je länger der Hausvater von daheim entfernt war, machte ihre Rückkehr sehr erwünscht. Um aber den so dringend ersehnten baldigen Frieden zu erhalten, mußten wir die Franzosen noch gehörig schlagen und ihren immer noch nicht vernichteten Uebermuth demüthigen; das sahen Alle sehr bald ein. Je häufiger wir daher mit den Feinden zusammen trafen und sie besiegten — und daß wir stets vollständige Sieger blieben, ward als selbstverständlich angenommen, desto begründetere Aussicht hatten wir auf schnellen Frieden. Und so waren jetzt grade die friedliebensten Soldaten zugleich auch

die kampflustigsten, die sich zu jeder Schlacht am Meisten freuten und nichts mehr fürchteten, wie langes nutzloses Umhermarschiren und Zögern. So ging es denn jetzt auch trotz aller Ermüdung und der schlechten Wege rastlos, vorwärts und die Ungeduld der Soldaten, noch rechtzeitig mit in den Kampf eingreifen zu können, war so groß, daß wir Officiere ihren Eifer wirklich mitunter noch mehr zügeln als antreiben mußten. Immer lauter erdröhnte bald der Kanonendonner und zeigte, daß hier kein bloßes Vorpostengefecht, sondern ein ernster Kampf geschlagen wurde. Besonders die Franzosen schienen eine sehr zahlreiche Artillerie in das Gefecht gebracht zu haben und mußten die Absicht hegen, die Stellung der Unsrigen durch den Hagel von schweren Geschoßen aller Art, mit welchen sie diese überschütteten, zu durchbrechen. Es war ein vergebliches Bemühen, denn wie die Eichen in ihrer Heimath, so standen hier die Hannoveraner und Westphalen.

Um 3 Uhr Nachmittags kamen die ersten Truppen unserer Division auf dem Schlachtfelde an und griffen sogleich in das Gefecht mit ein. Auch mehrere Kavallerieregimenter von der 1. Kavallerie-Division hatten es möglich gemacht, noch rechtzeitig zu erscheinen und griffen jetzt, so weit es das für die Reiterei sehr ungünstige Terrain erlaubte, die Franzosen mit vielem Ungestüm an. Das Bataillon zu welchem ich gehörte, kam nicht zur Verwendung im eigentlichen Kampfe, sondern ward mit zur Reserve verwandt, hatte aber eine Stellung, in welcher es theilweise den Geschossen der schweren fran-

zösischen Artillerie ausgesetzt war, so daß wir mehrere Leute verloren. Es gehört entschieden mit zu dem Unangenehmsten was eine Truppe im Gefecht nur treffen kann, ruhig als Reserve auf dem Fleck halten zu müssen und sich von der feindlichen Artillerie beschießen zu lassen, ohne selbst mit in den Kampf eingreifen zu dürfen.

Nach dem Eintreffen von unserer Division und der Kavallerie der 1. Kavallerie-Division, gingen unsere Truppen, die bisher in der Defensive geblieben waren, bald zur Offensive über. Die Franzosen vertheidigten sich sehr hartnäckig und wir hatten jetzt so recht Gelegenheit, den großen Unterschied der zwischen ihren einzelnen Truppentheilen bestand, zu erproben. Es befanden sich unter den Korps, die hier bei Beaune la Rolande uns gegenüberstanden, mehrere Regimenter alter regulärer Truppen der früheren napoleonischen Armee. Diese fochten nicht allein sehr muthig, sondern auch geschickt, gaben nicht zu unterschätzende Feinde ab, und es kostete wirklich große Anstrengungen und erforderte viele Verluste, um sie endlich zum Rückzug zu zwingen. Von ungleich geringerer Bedeutung waren die Bataillone der Mobilgarden, welche hier in großer Zahl mitfochten. Sie waren äußerst ungeschickt, hatten nicht die Fähigkeit tactische Bewegungen mit nur einiger Geschicklichkeit durchzuführen und gaben einen Feind ab, der trotz seiner großen numerischen Ueberlegenheit, nicht von sonderlicher Bedeutung war. Einige feindliche Haufen glichen in der That wirklich mehr bewaffneten Bauerhorden, als Truppen, welche man auch nur mit der mindesten

Aussicht auf Erfolg, in einer regelmäßigen Feldschlacht verwenden kann. Gegen 5 Uhr Abends machte die früh eingetretene Dunkelheit, dem weiteren Kampfe ein Ende, obgleich noch hin und wieder einzelne Kanonenschüsse, mit welchen die französische Artillerie den Rückzug zu decken suchte, ertönten. Wir waren auch diesmal wieder, wie überhaupt in allen größeren Schlachten, vollständige Sieger geblieben. Die Dunkelheit des November-Abend, die schlechten Wege und die große Ermüdung unserer meisten Truppen, die entweder den ganzen Tag im heftigen Gefecht gewesen waren, oder starke Eilmärsche zurückgelegt hatten, verhinderte jetzt eine weitere Verfolgung des sich in Eile zurückziehenden Feindes, die ohne Zweifel sonst eingetreten sein würde. Fast sämmtliche deutsche Truppen bivouakirten auf den Feldern, wo sie zuletzt gefochten hatten, oder in den größtentheils zerstörten und verlassenen Ortschaften der Umgegend. Da meine Kompagnie, wie schon gesagt, an dem eigentlichen Gefecht nicht mit theilgenommen und daher auch verhältnißmäßig nur geringe Verluste erlitten hatte, so mußten wir mit auf Feldwache ziehen und Vorposten ausstellen. Zwar hatten wir das Gefühl des unbedingten Sieges, und dies hilft im Kriege dem ehrliebenden Soldaten auch das Schwerste leicht ertragen, und stählt gewaltig gegen jedes Ungemach, — aber es war eine gar schaurige Nacht, und ich freute mich, als sie zu Ende ging. Ein verlassenes Schlachtfeld mit seinen vielen Opfern wird für jeden Menschen, der ein fühlendes Herz in seiner Brust trägt, stets ein

Ort des Schreckens und Grausens sein und bleiben, und das Elend des Krieges und was er alles in seinem traurigen Gefolge hat, lernt man grade hier recht erkennen. So auch diesmal wieder bei Beaune la Rolande. Das Wetter war sehr schlecht und eine rauhe November-Nacht ruhte auf der Erde. Mit Mühe nur erhielten wir so viel trockenes Holz, um uns die Wachtfeuer zum Erwärmen und Kochen der Lebensmittel anzünden zu können. Unsere Soldaten hatten anfänglich grüne Aeste in das Feuer geworfen, die mehr Rauch wie Wärme verbreiteten, bis dann endlich ein Lattenzaun niedergerissen wurde, der trocknes Holz gab. Die Verpflegung war nur spärlich und bestand lediglich in den Portionen Erbswurst, welche wir bei uns geführt hatten, und aus denen jetzt eine dicke Suppe gekocht wurde. Viel Ruhe war auf der Feldwache nicht zu finden, denn unaufhörlich kamen Befehle, erschienen Patrouillen die zurückkehrten, fanden sich zersprengte Soldaten verschiedener Korps ein, welche Auskunft verlangten, wurden Gefangene eingebracht, oder es kamen die Mannschaften der Ambulancen und schleppten die vielen Verwundeten herbei, welche sie beim Schein von Laternen und Fackeln auf dem Schlachtfelde aufgelesen hatten. Da gab es denn viel Jammer und Elend, der wüthende Schmerz preßte manchem Verwundeten gar laute Klagetöne aus und der Tod hielt eine reiche Ernte. Auch scheußliches Gesindel, welches gleich den Hyänen, auf den Schlachtfeldern umherstreifte, um die Todten und häufig auch sogar die Verwundeten zu plündern, wurden ge-

fangen eingebracht. So hatte eine Patrouille einen Kerl dabei erwischt, als er mehreren Deutschen und Franzosen, die neben einander gelegen, Uhren und Börsen aus der Tasche gezogen, Ringe von den Fingern gerissen und die Armen, welche sich dies nicht hatten gutwillig gefallen lassen, noch dazu auf das Rohste mißhandelt. Der Kerl, seiner Sprache nach ein Wallone aus Belgien, war von wahrhaft herkulischer Gestalt und hatte ein entsetzlich rohes und wildes Gesicht, welches durch einen langen schwarzen Bart, der zerzaust bis halb auf die Brust herabhing, noch wüster erschien. Er hatte sich thätlich gegen den Arzt der ihn arretiren wollte, zu vergreifen gewagt und war nur mit Mühe von einigen Krankenträgern bezwungen worden. Auch gegen mich benahm er sich roh und frech, erhielt aber alsbald von einigen Soldaten der Feldwache, ganz gehörige Hiebe und wurde dann mit beiden Armen fest an einen Baum gebunden, so daß er sich nicht rühren konnte. Als wir seine Kleidung durchsuchten, fanden sich 5—6 goldene und silberne Taschenuhren, über ein Dutzend goldene Ringe, von denen einige ganz beträchtlichen Werth zu haben schienen, und eine ziemlich bedeutende Summe Geldes in französischen Goldstücken und preußischen Thalern bei ihm. Der Kerl schäumte förmlich vor Wuth, sein Gesicht zeigte einen Ausdruck von wahrhaft teuflischen Haß gegen uns, und niemals in meinem Leben habe ich einen Menschen gesehen, der so sehr einem gefesselten Raubthier glich, als diesen jetzt an den Baum gebundenen wallonischen Leichenräuber. Ich

sandte den gebundenen Verbrecher am Morgen mit einer Patrouille an den Stab der Division, weiß aber nicht, was weiter aus ihm geworden ist. Derartige Kerle im Kriege gebührend zu bestrafen, hält sehr schwer, wenn man nicht kurzen Proceß machen und sie auf der Stelle erschießen lassen will. Bei den großen Eilmärschen und dem vielen Umherziehen Kreuz und Quer, kann man langwierige Untersuchungen nur schwer anstellen und an Gefängnissen zur Unterbringung von Gefangenen, fehlt es in der Regel auch, während ihr Transport nach Deutschland, ebenfalls viele Schwierigkeiten verursacht. Es sind übrigens wiederholt Fälle vorgekommen, daß unsere Soldaten dergleichen Leichenräuber, welche sie auf frischer That ertappten, sogleich auf der Stelle erschossen haben und obgleich eine derartige Lynchjustiz nicht geduldet werden darf, ist es doch mitunter wirklich das Beste, wenn sie geschieht.

Wie wir am nächsten Morgen im Begriff waren, fortzumarschiren, vernahm ich ein klägliches Gewimmer aus einen Graben in der Nähe, und als ich heranging, sah ich einen blutjungen französischen Franktireur, der dem Anschein nach schwer verwundet sein mußte, darin liegen. Bei meinem Anblick streckte er flehend die Hände nach mir aus, und von Mitleid ergriffen, kletterte ich den Grabenbord hinunter, um wo möglich den Verwundeten heraufzubringen; ein sehr schwieriges Stück Arbeit, welches mir nur mit Hülfe einiger Soldaten, die ich herbei rief, gelang, denn dem armen Franzosen waren durch eine Granate beide Beine oberhalb des Kniees

fortgerissen, und er schrie vor Schmerz furchtbar, als wir ihn aufhoben und heraustrugen. Es war ein bildhübscher Knabe von kaum 17 Jahren, dem Anschein nach den höheren Ständen angehörend. Als wir ihn auf eine Streu unter einem Schuppen niedergelegt hatten, schienen die Schmerzen mehr aufzuhören, denn er wimmerte nur bisweilen noch leise, flehte aber dringend um einen Trunk Wasser, da er vor Durst verschmachtete. Ich gab ihm meine mit Wein und Wasser angefüllte Feldflasche, die er auf einen Zug fast leerte und sich sehr herzlich dafür bedankte; darauf bat er mich, seiner Mutter, einer Oberstenwittwe in Grenoble, deren nähere Adresse er mir angab, zu schreiben, ihr anzuzeigen, in welchem Zustand ich ihn gefunden habe und daß er nicht am Leben bleiben könne. Ich versprach seine Bitte zu erfüllen und nahm dann Abschied von ihm, da meine Kompagnie schon zum Abmarsch bereit stand. Zwar habe ich den gewünschten Brief schon am selbigen Abend geschrieben und der Feldpost übergeben, da aber eine Verbindung mit dem Innern von Frankreich damals fast unmöglich war, so möchte ich bezweifeln, daß er an seine richtige Adresse angekommen ist. Der preußische Militärarzt, in dessen Behandlung ich ihn zurückgelassen, sagte mir später, er sei noch am selbigen Tage in Folge der starken Verblutung gestorben. Wer weiß, wie lange Monde ein banges Mutterherz noch vergeblich auf Nachricht von dem geliebten Sohn geharrt haben mag, und wenn ihr solche später, vielleicht zufällig zu Theil ward, so war es die Kunde von seinem Tode! Ich be-

nutzte den Rasttag, den wir einen Tag später hatten, um wieder mein Tagebuch an meine geliebte Mutter, die es dann meiner Braut mittheilte, abzusenden; denn ich hatte es mir zur strengsten Pflicht gemacht, wenn es nur irgendwie möglich war, jeden Abend mein Tagebuch in aller Kürze auszufüllen, und solches dann meinen Lieben in der Heimath zu senden. Wußte ich doch, daß es mit dem größten Interesse daselbst gelesen ward, und so belohnte sich die Mühe des Schreibens reichlich. Oft freilich habe ich beim Schein des Wachtfeuers, mit Bleistift die flüchtigen Zeilen auf das Papier niederwerfen müssen.

Die wichtigen Folgen des Gewinnes der Schlacht bei Beaune la Rolande am 28. November für uns, stellten sich in den nächsten Tagen immer mehr heraus. Es ward dadurch der Plan der Franzosen, nach Fontainebleau durchzubrechen und so zum Ersatz von Paris mitzuwirken, ganz entschieden vereitelt. Auch war jetzt unserem Heere unter dem Prinzen Friedrich Karl der Weg offen, um sich mit der XIII. Armee unter dem Großherzog von Mecklenburg zu vereinigen, mit doppelten Kräften Orleans wiederzunehmen und die feindlichen Korps über die Loire zurückzuwerfen. Freilich standen uns noch eine Reihe der angestrengtesten Tage und der blutigsten Gefechte bevor, bis dies Ziel vollständig erreicht wurde. Es war ein harter, schwerer Dienst, den wir fast den ganzen Monat December durchzumachen hatten, und die Kriegstüchtigkeit unserer Truppen ward oft sehr dabei auf die Probe gestellt. Glücklicher Weise

bestanden alle unsere Regimenter, ohne Ausnahme, solche glänzend.

Namentlich in dem großen Wald von Orleans, den wir passiren mußten, waren die ohnehin schon schlechten Wege, von den sich zurückziehenden Feinden auf alle Weise gesperrt und es erforderte oft nicht geringe Anstrengungen, um solche mit der Armee und deren zahllosen Fuhrwerk passiren zu können. Kleinere Gefechte mit Franktireurs hatten wir noch wiederholt zu bestehen, doch waren solche im Allgemeinen ohne Bedeutung, und die undisciplinirten Banden zerstreuten sich gewöhnlich alsbald, so wie wir sie nur ernsthaft angriffen.

Am 3. December hatten wir ein ziemlich ernsthaftes Gefecht bei Chilleurs, unweit Orleans. Es galt, die baldige Einnahme der letzteren, so überaus wichtigen Stadt, deren nothgedrungene Räumung im November so sehr viel dazu beigetragen hatte, den Uebermuth der Franzosen zu erhöhen und ihren Widerstand von Neuem zu stärken. Die alten französischen Regimenter kämpften auch bei Chilleurs wieder mit großem Muthe und machten uns den Sieg sehr schwer; desto mittelmäßiger freilich schlugen sich die Mobilgardisten, von denen ganze Haufen bei den ersten Kanonenschüssen, welche auf sie gerichtet wurden, die Waffen fortwarfen und sich in eiliger Flucht zu retten suchten. Man sah aufs Neue an diesem Tage, daß in den Kämpfen der Neuzeit, eine Truppe, welche nicht die strengste Disciplin mit der größten Waffengeübtheit verbindet, auch nicht den allermindesten Werth besitzt, bloßes Kanonenfutter ist und

einer Armee durch ihr übeles Beispiel oft größeren Schaden, als Nutzen bringt. Nachdem wir die Franzosen am 3. December wieder entschieden zurückgeworfen hatten, begannen am folgenden Tage die Kämpfe vor Orleans, an denen mein Regiment aber keinen thätigen Antheil nahm. Hier vor Orleans kamen besonders zwei aus Schleswig-Holstein rekrutirte Regimenter in das heftigste Feuer und kämpften vortrefflich gleich den besten Truppen des preußischen Heeres. Es freute mich dies um so mehr, da ich von den Jahren 1864—65, noch eine große Vorliebe für Schleswig-Holstein und dessen kernhafte Bewohner besaß und es als ein sehr günstiges Geschick pries, daß dies schöne Land jetzt ein werthvoller Theil meines Vaterlandes Preußen geworden war. In dem holsteinschen Infanterie-Regiment traf ich am Morgen vor der Schlacht noch zufällig einen guten Bekannten aus jener Zeit, der jetzt als Reserve-Officier dabei stand, und sich schon das eiserne Kreuz erworben hatte. Es war ein jüngerer Bruder meines lieben Pastors in Angeln, wo ich im Herbst 1864 längere, mir stets unvergeßlich gebliebene Wochen, in Quartier gelegen hatte. Damals studirte der junge Mann in Kiel Theologie und hielt sich bei seinem Bruder zum Besuch auf. Er war, wie viele Studenten jener Zeit in Kiel, ein leidenschaftlicher Anhänger der Augustenburgischen Partei und schwärmte sehr für ein selbstständiges Herzogthum Schleswig-Holstein, unter dem Prinzen von Augustenburg, den seine Getreuen damals komischer Weise ihren angestammten Herzog nannten. Uns Preußen haßte der junge

Student nicht wenig, und obgleich er sonst ein liebenswürdiger Mann war, mit dem sich angenehm verkehren ließ, so mußte ich mir doch meist seine Ausfälle gegen die preußische Regierung, und gar besonders gegen den Minister Bismarck, den er als Urquell alles Bösen ansah, sehr bestimmt verbitten. Welch Umschwung war nun jetzt mit diesem Manne, der eine Lehrerstelle bei einem Gymnasium begleitete, eingetreten. Aus freien Stücken und ohne daß ich das heikele Gebiet der Politik nur im Mindesten berührt hätte, sagte er mir, wie sehr seine Ansichten über das Schicksal Schleswig-Holsteins, durch die Erfahrung belehrt, sich geändert hätten. Er würde es jetzt als das größte Unglück ansehen, wenn die Herzogthümer einen selbstständigen Kleinstaat unter einem eigenen Herzog bildeten, und freue sich sehr, daß sie nunmehr einen geachteten Theil des Großstaates Preußen ausmachten, und die von ihnen gestellten Regimenter unter preußischer Fahne kämpfen könnten. „Welch unbrauchbare Truppen würden es sein, wenn wir Schleswig-Holsteiner ein eigenes Kontingent bildeten, was entweder von lauter unerfahrenen Officieren kommandirt oder fremde Abentheurer als solche hätte, und wie tüchtig haben sich jetzt nicht unsere 3 Infanterie- und 3 Kavallerie-Regimenter geschlagen", sagte er zuletzt noch; dabei versichernd, daß in der Gesinnung der Mehrzahl seiner Landsleute, so weit sich diese überhaupt um Politik bekümmerten, ein gleicher Umschwung wie bei ihm selbst eingetreten sei, und die einst zahlreiche Augustenburgische Partei nur noch ganz ver-

einzelte Anhänger zählte. Im eigenen Interesse der Herzogthümer, für welche ich noch immer ein besonderes Interesse hege, freute ich mich sehr über diese Nachricht. Der junge Reserve-Officier erhielt bei dem Kampf vor Orleans eine Wunde, die aber glücklicher Weise nicht von großer Bedeutung war.

Am Abend des 4. December hatten unsere Truppen die Feinde trotz hartnäckigen Widerstandes, aus allen ihren Stellungen vertrieben und befanden sich in dem Besitz der Hügel, von denen aus die Stadt Orleans leicht beschossen werden konnte, es wurden noch spät schwere Batterien daselbst aufgefahren, um am andern Morgen mit der Beschießung beginnen zu können. Auch die übrigen Anstalten zur Fortsetzung des Kampfes, wenn solcher nöthig werden sollte, waren mit großer Umsicht getroffen worden. So hätte der armen, in diesem Kriege ohnehin schon sehr hart mitgenommenen Stadt Orleans, leicht ein furchtbares Schicksal gedroht, wenn es wirklich zum Kampf oder gar zum Sturm gekommen sein würde. Ich lag an dem Abend bei einer Bauernfamilie im Quartier. Die bitterste Armuth herrschte im ganzen Hause, alle Pferde, Kühe, Schweine, Ziegen und sämmtliches Federvieh, waren schon längst aus den Ställen geholt und auch kein Hausthier irgend einer Gattung zeigte sich auf dem Hofe. Ebenso öde sah es im Hause selbst aus, Böden, Keller, Speicher und Vorrathskammern waren durchweg leer. Nur ein Haufe von Kohlblättern lag in einer Ecke und die Hausfrau sagte, daß diese in Wasser gekocht, seit Wochen ihre

einzige Nahrung bildeten, denn ihre Wein-, Mehl- und Fleischvorräthe wären bereits längst auf Befehl der provisorischen Regierung von Frankreich fortgenommen. Der alte Bauer schien vor Noth und Sorge schon halb stumpfsinnig geworden zu sein, saß theilnahmslos gegen Alles, mit blödem Lächeln vor dem Heerdfeuer und schnitzte mechanisch Brennspähne. An 4—5 Kinder und ebensoviel Mädchen und alte Weiber, alle sehr zerlumpt gekleidet, von großer Häßlichkeit und dabei von Schmutz starrend, liefen außerdem im Hause umher oder kauerten in dichten Klumpen vor dem Heerdfeuer, dort Schutz vor Kälte suchend. Die Einzige im ganzen Gehöft, die noch Thatkraft zu besitzen schien, war die Hausfrau, ein großes starkknochiges Weib mit sehr energischen Gesichtszügen und dunkelen Augen von einem wirklich unheimlichen Ausdruck. Sie sagte mir, daß ihre 2 Söhne und 3 Knechte entweder bei den Mobilgardisten ständen, oder für die französische Armee Fuhrmannsdienste leisten müßten und daß aus Mangel an Zugvieh, Arbeitskräften und Saatfrüchten, auch kein einziges Stück Feld in diesem Herbst bestellt sei und sie im nächsten Jahr keine Ernte haben würden. Wenn die Frau von Gambetta, von der provisorischen Regierung und von der Bevölkerung von Paris zu sprechen begann, nahm ihr Gesicht einen wirklich furienhaften Ausdruck an. Sie machte die Pariser und gar vor Allem Gambetta, welchen sie den Sohn des Teufels und einer alten Hexe nannte, für diesen ganzen Krieg verantwortlich und wünschte dringend, daß ganz Paris mit allen seinen Einwohnern, von

der Erde verschlungen würde und Gambetta nebst Genossen auf glühenden Rosten braten müßten und sie selbst mithelfen könnte, dieselben mit siedendem Oel zu begießen und mit Zangen zu zerfleischen. Ich hatte früher wohl von der entsetzlichen Wildheit und der wahrhaft kanibalischen Grausamkeit gelesen, welche besonders viele französische Frauen in den Revolutionszeiten gezeigt hätten, und hielt zu Ehren der Menschheit diese Schilderungen stets sehr übertrieben; seit ich aber diese Bauerfrau sah, glaube ich an deren Wahrhaftigkeit, denn sie machte mir den Eindruck, als könne sie gegen ihre Feinde ähnliche Thaten verüben. Wir waren zwar befugt, in diesem Quartier volle Verpflegung zu verlangen, aber wo nichts ist, da hat selbst der Kaiser sein Recht verloren, heißt es; so mußten wir sehen, ob wir noch Lebensmittel von unserer Proviantkolonne erhielten. Es glückte uns, Brod, Wein und Reis zu bekommen, so daß wir uns eine kräftige Weinsuppe kochen konnten, die dann freilich Frühstück, Mittag- und Abendessen zugleich ersetzen mußte. Leider hatten wir selbst kaum genug, um unsern Hunger zu stillen und so konnten wir der Familie nichts abgeben, obgleich Alle umherstanden und mit vor Heißhunger gierigen Blicken jeden Bissen, den wir zum Munde führten, neidisch ansahen. Auch an Betten oder nur Stroh, um eine Streu zu machen, war nicht das Mindeste im ganzen Hause mehr vorhanden, und so mußten wir uns in unsere Mäntel wickeln, auf den bloßen Erdboden hinlegen und versuchen, einige Stunden Schlaf zu finden. Die Bauer-

familie kroch in einen halbverfaulten Dunghaufen, der noch von früherer Zeit her in einem Stalle lag und wühlte sich tief in denselben ein, um sich dadurch wenigstens etwas vor der schon sehr empfindlichen Kälte zu schützen. Aehnliche Noth und Entblößung von den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, herrschten übrigens in vielen Bauerngehöften der Umgegend von Orleans, da diese Landschaft vorzugsweise von den Verheerungen des Krieges gelitten hatte und schon seit Monden von deutschen wie französischen Heerschaaren hart mitgenommen war. Wahrlich ich hätte Herrn Gambetta und seinen Genossen, welche jetzt in so wahnwitziger Verblendung noch immer die Fortführung des Krieges verlangten und dadurch ganz Frankreich in diesen tiefen Abgrund von Elend und Verzweiflung stürzten, wohl in alle diese unglücklichen Familien führen mögen, sie würden dann vielleicht ein vernünftiges Einsehen gehabt und von der ferneren Fortführung eines Kampfes, der nun und nimmermehr für sie noch siegreich werden konnte, abgestanden haben.

Glücklicher Weise hatte der französische General Aurelles de Paladine, der die jetzt in Orleans stehenden Truppen befehligte, die richtige Ansicht gefaßt, daß ein fernerer Widerstand hier unmöglich sei, nur nutzloses Blutvergießen auf beiden Seiten herbeiführen und der Stadt selbst das größte Verderben bringen würde. So ward denn noch in der Nacht die Räumung von Orleans angeordnet und auch ausgeführt. Eine Deputation des Magistrats begab sich sogleich in das Hauptquartier unseres Feldmarschalls, des Prinzen Friedrich Karl, um

diesen hievon zu benachrichtigen und zur ungesäumten Besetzung der Stadt aufzufordern. So rückten denn unsere Truppen in aller Ruhe am 5. December in Orleans ein, ohne daß es weiter zum Gefecht hier gekommen war. Diese Nachricht machte mir und vielen meiner Kameraden eine sehr große Freude. Schon zu viel Blut war auf beiden Seiten in diesem riesigen Kriege geflossen, und man mußte sich freuen, daß wenigstens jetzt dieser nutzlose Kampf vermieden wurde. Bei der Erstürmung einer Stadt fallen ja ohnehin sehr leicht Unordnungen und Rohheiten aller Art vor, die Truppen sind erbittert und selbst bei der strengsten Disciplin können Excesse, welche dann gar leicht Unschuldige treffen, nicht gänzlich vermieden werden. Dies Alles geschah jetzt durch die Räumung von Orleans und durch unsere schnelle Besetzung, und deshalb war diese ein ungemein erfreuliches Ereigniß.

Die Beute, welche wir in diesen Gefechtstagen machten, war sehr groß und an 16,000 unverwundete französische Gefangene fielen abermals in unsere Gewalt. Darunter viele halb verhungerte, erfrorene, vor Mühseligkeiten und Entbehrungen erschöpfte Gestalten, die sich noch kaum fortschleppen, geschweige denn die Waffen gegen uns führen konnten. Man mußte mit diesen unglücklichen Opfern einer verblendeten Politik, aufrichtiges Mitleid fühlen, wenn sie gleich im Uebrigen unsere Feinde waren. Auch an Heeresgeräth aller Art machten wir in und um Orleans reiche Beute, und größtentheils waren es Kanonen und Flinten vortrefflicher

englischer Arbeit, welche in unsere Hände fielen. Wie es sich mit der strengen Neutralität vertrug, welche England in diesem Kriege beobachten wollte, daß fortwährend Waffen und Munition in Menge aus diesem Lande nach Frankreich transportirt wurden, war mir und meinen Kameraden freilich ein Räthsel. Hätten die Engländer und Nordamerikaner nicht um schweres Geld den Franzosen fortwährend alle möglichen Heeresbedürfnisse geliefert, so wäre dieser wilde Krieg entschieden um einige Monate früher beendet, als dies jetzt leider der Fall sein wird.

Der Besitz der wichtigen Stadt Orleans, gab unseren Truppen auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes, jetzt einen Stützpunkt für alle ferneren Operationen, den wir bis dahin schmerzlich hatten entbehren müssen. Es konnten hier große Magazine angelegt und umfangreiche Reservelazarethe errichtet werden, und wenn die Stadt auch schon ungemein gelitten hatte, so gewährte sie doch noch manche wichtige Hilfsmittel. Besonders ergänzten wir jetzt unser Schuhzeug einigermaßen und dies war von der äußersten Wichtigkeit, da bei Schnee und Frostwetter manche Soldaten fast barfuß marschiren mußten.

Das Regiment zu welchem ich gehörte, ward leider nicht in Orleans einquartiert, doch weilte ich persönlich einen Tag in dieser Stadt, um verschiedene Einkäufe daselbst zu machen. Im Frieden, wenn Handel und Wandel ihre Straßen belebt und eine gedeihliche Thätigkeit herrscht, muß solche sowohl durch ihre Bauart, wie auch durch ihre Lage einen äußerst angenehmen Eindruck

machen, jetzt freilich war Alles verlassen und man sah nur zu sehr die Spuren des wild zerstörenden Krieges. Anständige Frauen bemerkte ich fast gar nicht auf den Straßen, und die wenigen welche ich sah, waren in tiefer Trauer und wichen vor jeder Annäherung mit deutschen Officieren und Soldaten scheu zurück. Ich weiß nicht, ob diese von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleideten Französinnen, den Verlust von speciellen Angehörigen betrauerten, oder ob dies nur eine allgemeine Trauer über das Unglück ihres Vaterlandes zeigen sollte, hörte aber, daß Letzteres der Fall sei. Nun Grund genug zu einer solchen hatten auch die französischen Damen, denn einen gar tiefen Fall von seiner einstigen vermeintlichen Höhe, hatte Frankreich jetzt gethan. Freilich war dies die eigene Schuld von dessen Bevölkerung, und einen nicht geringen Theil davon konnten sich auch die Frauen zumessen.

Einen besonderen Genuß gewährte es mir, in Orleans einmal wieder an einem ordentlichen Tische in einem Gasthofe essen zu können. Zwar waren die Speisen sehr mäßig und man merkte bald, daß man sich in einem ausgesogenen, von zahlreichen Truppenmärschen erschöpften Lande befand, allein die wirklich seltene culinarische Geschicklichkeit der Franzosen verstand es dennoch, allen Gerichten eine gewisse Schmackhaftigkeit zu verleihen. In ihrer Kochkunst sind die Franzosen wirklich Meister und aus Ingrediencien, welche eine deutsche Köchin verächtlich fortwerfen würde, verstehen sie ganz schmackhafte Speisen zu bereiten. Ein

anderes seltenes Talent haben die Franzosen, allen ihren Waaren ein hübsches äußeres Ansehen zu geben und in der Farbenzusammenstellung, wie geschmackvollen Form, besitzen alle Erzeugnisse ihrer Industrie, große Vorzüge und bestechen durch ihr Aussehen leicht die Käufer. Auch die Läden sind meist sehr hübsch arrangirt und die Waaren zierlich aufgestellt; dies konnte man auch so recht wieder in Orleans erkennen. Vielfacher Handel ward hier auch mit Statuetten der Jungfrau von Orleans, aus Holz, Thon, Marmor und Metall getrieben, wie auch Photographieen und andere Bilder von ihr, in allen möglichen Größen in den Schaufenstern der Kunsthandlungen hingen. Ich kaufte mehrere Photographieen dieser berühmten Heldin des französischen Volkes und legte solche den Briefen an meine Lieben in der Heimath bei; wie ich denn überhaupt gerne, so oft sich nur Gelegenheit dazu fand, dergleichen kleine Angedenken an Mutter, Braut und Schwestern sandte. An Geld zum Einkauf von dergleichen Sachen fehlte es mir jetzt niemals, denn da wir eine sehr hohe Feldzulage erhielten und eigentlich selten Gelegenheit fanden, viel Geld auszugeben, so besaß ich eine so volle Börse, wie ich sie früher in meinem ganzen Leben noch niemals gekannt hatte. Das Andenken an die berühmte Jungfrau von Orleans, trat mir hier auf dem Schauplatz ihres heldenmüthigen Handelns, wieder sehr lebhaft vor die Seele. Als Primaner auf dem Gymnasium, hatte ich mit allen meinen Commilitonen für Schillers unsterbliches Trauerspiel „Die Jungfrau von Orleans“ sehr ge-

schwärmt und es durchgesetzt, daß wir bei einem Lese-abend mit vertheilten Rollen, wie solche sehr häufig im Hause meiner lieben Mutter stattfanden, das Stück gemeinsam lasen. Damals ahnte ich freilich nicht, daß ich noch dereinst als Officier im siegreichen Heere des Königs von Preußen, meinen Einzug in diese alte berühmte Stadt Orleans halten würde! Im französischen Volke sollte übrigens jetzt vielfach der Glaube verbreitet sein, eine zweite Jungfrau von Orleans würde erstehen, mit deren Beistand es dann leicht gelänge, die Deutschen, wie damals die Engländer, vom Boden Frankreichs zu vertreiben. Es ward uns sogar erzählt, daß mehrere Pfarrer von den Kanzeln dies neue Wunder verkündet und das Volk zum Widerstand ermahnt hätten, da diese Hülfe von Oben bald rettend nahen würde. Vorläufig wollte jedoch dieser Beistand nicht kommen; im Gegentheil, unsere Fahnen entfalteten sich immer siegreicher, und weiter und weiter trieben wir die Franzosen zurück. Von Orleans marschirten wir nun in der Richtung auf Blois zu, um uns dieser wichtigen Stadt zu bemächtigen. Bevor wir jedoch unsern Einzug dort feiern konnten, kam es noch zu wiederholten kleinen Gefechten, denn mit einer Zähigkeit, welche wir Alle nicht erwartet hatten und die uns unwillkürlich ein gewisses Gefühl der Achtung einflößte, suchten die Franzosen sich noch immer trotz aller ihrer steten Niederlagen zu vertheidigen. So hatten wir am 8. December bei Nevay ein ziemlich lebhaftes Gefecht mit den Feinden, die uns anfänglich hartnäckigen Widerstand zu leisten versuchten, dann aber über

Briare zurückgeworfen wurden. Bei diesem Kampfe fand ich zum Erstenmal in diesem Kriege Gelegenheit, von meinem Revolver einen ernsten Gebrauch zu machen. Wir hatten die Feinde, welche größtentheils aus Mobilgardisten aus den südlichen Departements bestanden, schon ziemlich weit zurückgetrieben, als ich mit meiner Kompagnie gegen ein einsam am Saume des Waldes liegendes steinernes Haus, welches wahrscheinlich einem Förster gehörte, vordrang. Das Gehöft, mit einer hohen Steinmauer umgeben, war noch von den Feinden stark besetzt und ein lebhaftes Feuer empfing uns. Ihrer steten schlechten Gewohnheit nach, schossen die Franzosen aber viel zu hitzig, nahmen sich nicht Zeit zum genauen Zielen und so pfiffen ihre meisten Kugeln uns unschädlich über den Köpfen hinweg. Es war kein leichtes Unternehmen, die Feinde aus dem Hause, dessen Läden verschlossen waren, zu vertreiben, da wir uns ungedeckt nahen mußten und ich nicht gerne meine Mannschaft nutzlos opfern wollte. Es fiel mir ein, daß wohl das beste Mittel der Deckung ein dichter, uns verhüllender Rauch sein würde, und da einige Haufen von Holz und Buschwerk unweit des Hauses aufgeschichtet lagen, so ließ ich solche anzünden. Ein dichter Qualm erhob sich auch bald und der uns günstige Wind trieb solchen grade auf das Gehöft zu, sodaß dieses ganz in Rauch eingehüllt wurde. Unter dessen Schutz schlichen sich zwei verwegene Soldaten an die Hausthür, befestigten unbemerkt eine starke Petarde, welche wir aus Patronen verfertigt hatten, an das Schloß und zündeten solche nun an. Mit gewaltigem

Krachen sprang die Hausthür alsbald auf, so daß uns der Weg zum Hause offen stand. Den Säbel in der rechten, den Revolver in der linken Hand, stürmte ich auf die Thür zu und mit gefälltem Bajonnet folgten mir an 80 Soldaten der Kompagnie, während die Uebrigen in angemessener Entfernung das Gehöft umzingelten. Eine Salve empfing uns in der Hausthür, und ein Schuß riß mir die Spitze meiner Pickelhaube fort, so daß ich eine heftige Erschütterung im Kopfe fühlte, drei andere Kugeln verwundeten Soldaten, glücklicher Weise aber nur leicht. Auf der Hausflur stürzte mir ein großer Mann, in einer fremdartigen spanischen Tracht gekleidet, mit wildem Fluche entgegen. Er hielt eine breite Axt mit kurzem Stiel in der rechten Hand und führte damit einen wüthenden Hieb nach meinem Kopf. Hätte solcher mich getroffen, würde ich wohl auf der Stelle gefallen sein, allein glücklicher Weise sprang ich mit einer schnellen Wendung links zur Seite, so daß die Schneide der Axt in den Thürpfosten fuhr. Da ich meinen Säbel in der rechten Hand jetzt nicht gut gebrauchen konnte, so feuerte ich schnell entschlossen drei Schüsse meines Revolvers auf meinen Angreifer. Eine Kugel traf ihn im Unterleib, eine andere mitten in das Herz, so daß er auf der Stelle todt zusammenstürzte. Als die übrigen Vertheidiger des Hauses den Fall des Führers und unser Eindringen auf die Hausflur sahen, riefen sie laut um Pardon, winkten mit weißen Tüchern und warfen ihre Gewehre, zum Zeichen, daß sie auf ferneren Widerstand verzichteten, aus den Fenstern.

Meine Soldaten waren anfänglich noch sehr kampfwüthig, wollten das Gehöft trotzdem erstürmen und die Vertheidiger niederstoßen und es bedurfte meines strengen Befehles, daß sie solche gefangen nahmen. Es waren an 60 Mann, meist Hirten und Schleichhändler aus den französischen Pyrenäen, welche größtentheils eine mir ganz unverständliche, halb spanische, halb französische Sprache redeten; lauter kräftige Gestalten mit trotzigen, verwegenen Gesichtern, die schon einen nicht gering anzuschlagenden Feind abgaben. Ihre Waffen bestanden vielfach in kurzen, noch sehr alterthümlichen Carabinern, deren Schäfte reich mit eingelegter Arbeit verziert waren, die aber theilweise sogar noch Feuerschlösser hatten. Der von mir getödtete Anführer, ein schöner, kräftiger Mann, sollte, wie mir einige Gefangene erzählten, ein bekannter Schleichhändler-Chef gewesen sein. In seiner Tasche fand sich eine Börse mit 50 Napoleonsd'ors, welche ich an meine Mannschaft vertheilte; ein kleines, sehr schön gearbeitetes Dolchmesser mit kunstvoll geschnitztem Elfenbeingriff und ein kleines Kreuz von Ebenholz, welches er an einer seidenen Schnur um den Hals trug, nahm ich zu mir. Da es für uns unmöglich war, die Waffen der Gefangenen zu transportiren, so mußte ich solche leider verbrennen lassen, was ich sehr bedauerte. In dem von seinen Bewohnern verlassenen Gehöfte, fanden wir noch ein ziemlich großes Faß mit vortrefflichem Wein und ein frisches, ersichtlich vor wenigen Stunden erst geschossenes Reh. Das war denn ein prächtiger Fund für uns Soldaten, bei denen in letzter Zeit Knapp-

hans nur zu oft Küchenmeister gewesen war. Das Reh wurde auf der Stelle an einem mächtigen Feuer gebraten und dann sogleich ohne Weiteres verzehrt, der Wein fand so viele durstige Kehlen, daß noch kaum so viel davon übrig blieb, Allen die Feldflaschen zu füllen und den Gefangenen auch einen tüchtigen Trunk zu geben. Meiner braven Mannschaft, welche in den letzten Tagen wieder sehr viele Strapazen zu ertragen gehabt hatte, war diese besondere Stärkung wirklich sehr zu gönnen. In dem Hause war auch noch ein großer weißer Wolfshund der Pyrenäen-Rasse von wirklich seltener Größe und Schönheit, der dem erschossenen Anführer gehört hatte. Gern hätte ich dies edle Thier für mich behalten, doch benahm es sich so unbändig und wollte, als es von der Kette gelöst war so wüthend jeden Soldaten anfallen, daß ich es nothgedrungen todtschießen lassen mußte.

Gegen Abend marschirten wir aus dem Gehöft ab und hatten in der Nacht mit unserem ganzen Regiment, trotz Sturm und Schneegestöber und glatten Wegen noch einen ziemlich strengen Eilmarsch zu machen. Das Wetter war jetzt oft so rauh, daß man wirklich nicht glauben konnte, wir befänden uns im mittäglichen Frankreich, und es erinnerte mich vielfach an den Winterfeldzug im Jahr 1864, oben in Schleswig-Holstein. Welche ereignißvollen Jahre hatte seitdem mein preußisches Vaterland gehabt, und was hatte ich selbst nicht Alles erlebt seitdem!

Die Einnahme von Blois, welche am 13. December

erfolgte, war ein ebenso wichtiges, wie freudiges Ereigniß für unsere deutsche Kriegsführung. Trotz aller Ratamontaden und der lügenhaften Versicherung der erfochtenen Siege, womit Gambetta und seine ihm gleichen Genossen, noch immer auf die schamloseste Weise die Welt zu täuschen versuchten, fühlte sich die provisorische Regierung in Tours nun nicht mehr sicher und beschloß ihre Uebersiedelung nach Bordeaux. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir uns auch der Stadt Tours hätten bemächtigen, ja selbst noch weiter in das südliche Frankreich eindringen können, wenn dies der Wille unseres Königs gewesen wäre. Allein unsere oberste Heeresleitung, welche Kühnheit und Kraft in so seltener Weise mit Umsicht und Besonnenheit zu vereinigen verstand, wollte nicht, daß wir noch weitere Theile von Frankreich eroberten und hatte hierin, soweit ich als einfacher Subaltern-Officier dies zu beurtheilen vermag, auch vollkommen recht. Wir besetzten ohnehin schon ein so großes Stück des feindlichen Gebietes, daß dessen Sicherung uns sehr schwer fiel und besonders auch ungemein beträchtliche Truppenmassen erforderte. Alle wichtigen Etappenposten, dann die Eisenbahnlinien, Brücken und Heeresstraßen in einer so großen Landstrecke auf genügende Weise gegen die Angriffe der feindlichen Franktireurs-Banden zu sichern, war kein leichtes Unternehmen, was immerhin an 100,000 Mann erforderte. Je weiter wir aber in das Innere Frankreichs einmarschirten und uns dadurch von unserer eigentlichen Operationsbasis entfernten, desto mehr stiegen diese

Schwierigkeiten. Den Hauptzweck aller unserer Operationen, die Belagerung von Paris durch die deutschen Truppen, zu schützen und zu verhindern, daß französische Armeen zum Ersatz der Hauptstadt anmarschirten, konnten wir aber am Besten erreichen, wenn wir die Loire nicht überschritten. Ein Stillstand in unseren Operationen und eine Rast für die Truppen war ohnehin für uns sehr erwünscht. Wir hatten in Folge der vielen Märsche und besonders auch der Bivouaks oft ohne Feuer und warme Speisen in den rauhen Winternächten, in den letzten Wochen sehr viele kranke und marode Soldaten bekommen, so daß durchschnittlich keine Kompagnie stärker als 150 Mann unter den Waffen stand, ja manche Truppentheile diese Zahl noch lange nicht erreichten. So war es denn sehr erwünscht, wenn wir nun eine Rast wenigstens von einigen Wochen machten, um uns wieder zu erholen. Unser Feldmarschall, der Prinz Friedrich Karl, verlegte am 19. December sein Hauptquartier wieder nach Orleans zurück und auch wir wandten uns nach Beaugency, in dessen Nähe wir Erholungsquartiere bezogen. Meine Kompagnie erhielt ein altes stolzes Schloß, im Geschmack des edelsten Renaissance-Styls erbaut, zum Quartier angewiesen. Es waren hohe stolze Räume, mit Kaminen von Marmor, Parquettfußböden und holzgetäfelten Wänden, an denen in breiten Goldrahmen alte düstere Ahnenbilder hingen. Das ganze Gebäude stand leer und unbewohnt, die meisten Mobilien schienen fortgebracht zu sein, andere waren zertrümmert und auch keine Spur von Einrichtung

irgend einer Art mehr vorhanden. Als die gräfliche Familie, der dies Schloß gehörte, sich geflüchtet hatte, blieb ein alter Pförtner mit seiner Frau allein im Erdgeschoß zurück. Der Mann war am Tage vor unserem Einmarsch gestorben, so daß wir seine Leiche noch auf einer Streu in der Kammer liegend, fanden und solche begraben mußten und seine Ehehälfte, die wohl ohnedies nichts mehr zu leben hatte, flüchtete bei unserer Ankunft wahrscheinlich nach Orleans. So war das große Gebäude mit allen seinen Ställen und Speichern und Kellern völlig öde und leer, beherbergte außer zahllosen Ratten, die von Hunger getrieben, eine seltene Frechheit zeigten und ohne Scheu auf den Höfen umherliefen, auch kein lebendes Wesen mehr. Ich ließ sogleich eine genaue Untersuchung des ganzen Gebäudes mit allen seinen Nebenräumen vornehmen. Wir fanden in einer Scheune noch eine große Menge altes Heu, was zwar schon sehr nach Moder roch und zahllosen Mäusen zum Quartier diente, in Ermangelung eines besseren Materials aber für uns eine gute Streu lieferte. Es ward möglichst gelüftet und dann in vier großen Sälen und Zimmern, welche die Soldaten zur Benutzung erhielten, einige Fuß hoch zu Lagerstätten aufgeschichtet. Ich bewohnte mit dem einen Linien-Officier und den zwei Reservelieutenants, welche bei der Kompagnie waren, ein schön mit Frescomalereien verziertes, sonst aber völlig leeres Zimmer, während ein anderes Gemach daneben, von uns zum Schlafen benutzt werde. Aus Heu ward ein dichtes Lager dort aufgeschüttet und unsere Mäntel und wollenen

Decken vervollständigten solches. Da es uns an Tischen und Bänken fehlte, ließ ich in den oberen Zimmern des Schlosses die Fußböden aufreißen, aus deren Brettern unsere Soldaten dann bald Tische und Bänke, die zwar etwas roh aussahen, ihren Zweck aber vollkommen erfüllten, zu verfertigen verstanden. Anderes Bretter- und Holzwerk aus den Ställen mußte dazu dienen, um die ungeheuren Feuer in den großen Kaminen, die Tag und Nacht nicht ausgingen, damit zu erhalten. An Lebensmitteln fanden wir nur einen großen Haufen Rüben in einem Stall; weiter aber trotz der sorgfältigsten wiederholten Untersuchung nicht das Mindeste. Da wir Kaffee, Brod, Reis, Wein und Speck aus den Magazinen in Beaugency erhielten, so konnten unsere Soldaten sich schon genügende Gerichte daraus bereiten. Einen nicht unerheblichen Beitrag zu unserer Küche lieferten die vielen halbverwilderten Fasanen im großen Park des Schlosses. Anfänglich hatten unsere Soldaten mit ihren Gewehren dieselben erschossen, weil aber dadurch wiederholt falsche Allarmirungen entstanden, so ward es strenge untersagt. Unsere Leute wußten sich aber zu helfen und fingen die halb verhungerten und erfrorenen Thiere mit Schlingen, oder schlugen sie mit langen Stangen aus den Bäumen, so daß oft Dutzende todter Vögel in unsere Küche kamen und wir an Fasanenbraten selten Mangel hatten. Auch Kaninchen, die zahlreich im Park waren, wurden gefangen, dergleichen Braten dann an eine lange eiserne Stange gesteckt und auf eine ziemlich primitive Weise am Kaminfeuer geröstet. So waren wir denn,

den Umständen nach, in unserem großen wüsten Schloß ziemlich behaglich eingerichtet und freuten uns nicht wenig, bei dem rauhen Winterwetter einige Wochen unter Dach und Fach in Ruhe verleben zu können. Jeden vierten Tag mußten wir 100 Mann zum Feldwach- und Patrouillendienst abgeben, was für die Officiere wie Soldaten sehr anstrengend war, sonst hatten wir völlige Ruhe. Diese Muße wurde zum Schustern, Schneidern, Waffen putzen; kurz zu Allem, was unsere Kleidung und Ausrüstung einigermaßen wieder herstellen konnte, auf das Eifrigste benutzt. Alle Soldaten ohne Unterschied mußten hierbei helfen und mancher Student arbeitete jetzt mit einem Eifer daran, auf seine Stiefeln ein paar dicke Sohlen zu nageln, als sei er ein gelernter Schustergeselle, während sein Nebenmann, der im Frieden als Kaufmannsgehülfe fungirte, die alten, zerlumpten Waffenröcke gleich dem besten Flickschneider ausbesserte und frühere Bauernknechte Fasanen rupften und Rüben schälten, als sollten sie in einer Hofküche ihren Kursus in der edlen Kochkunst beginnen.

Um die langen Winterabende zu verkürzen und die Langeweile zu vertreiben, wurde viel gesungen, allerlei Spiele, bei denen besonders der Plumpsack eine Rolle spielte, gespielt, ja zuletzt sogar eine Art Liebhabertheater arrangirt Es fehlten aber diesmal leider gute Witzbolde in der Kompagnie, und ich mußte oft an den seligen Samuel, der 1866 in Böhmen erschossen wurde, zurückdenken, welcher hier so recht an seinem Platze gewesen sein würde. Ein vorzüglicher Lustigmacher, den wir ge-

habt hatten, war am 16. August gefallen und die übrigen Soldaten, die sich hierzu aufwerfen wollten, besaßen lange nicht Witz und Humor genug, und ihre Späße waren oft nur sehr mäßig. —

Der Weihnachtsabend wurde so feierlich als nur möglich von uns begangen. Ein großer Fichtenbaum war in den geräumigsten Saal gebracht worden und mit Lichtern, bunten Bändern und allerlei künstlichen Schnitzereien wirklich wunderhübsch aufgeputzt. Wir Officiere und dann manche sehr wohlhabende Vice-Feldwebel und Einjährige Freiwillige in der Kompagnie, hatten über 200 Francs zusammengeschossen, wofür in Beaugency verschiedene Sachen als wollene Halstücher, seidene Schnupftücher, sehr hübsche Taschenmesser und sonstige derartige Kleinigkeiten zu Weihnachtsgeschenken für sämmtliche Soldaten der Kompagnie eingekauft waren. Alle diese Sachen wurden sehr geschmackvoll auf einen Tisch, über den ein aus Bajonetten gebildeter großer Stern blitzte, aufgestellt. Wir hatten bei der Kompagnie einen Dekorationsmaler aus Berlin, der alle diese Arrangements mit ebenso viel Eifer wie Talent besorgte. Es wurde nun eine Lotterie veranstaltet und je nach seinem Loose bekam jeder Soldat ein Weihnachtsgeschenk; auch hatte ich es zu veranstalten gewußt, daß jeder Mann einen Litre guten leichten Wein erhielt und es auch an Fasanenbraten und geschmorten Kaninchen nicht fehlte. So war die Mannschaft der Kompagnie denn äußerst lustig und die Leute sangen und spielten allerlei Spiele bis tief in die Nacht hinein. Auch wir

Officiere des Bataillons hatten uns unter einander beschenkt und hielten, nachdem die Bescheerung der Mannschaft beendet war, eine gemeinsame festliche Feier in einem Wirthshaus, was so ziemlich in der Mitte aller Quartiere der einzelnen Kompagnieen lag und wo wir des Abends häufig zusammen kamen. Meine liebe, theure Braut hatte ein reizendes kleines in Miniatur auf Elfenbein gemaltes Portrait von sich, an dem mir näher befreundeten Adjutanten unseres Bataillons geschickt, um mir solches am Weihnachtsabend einzuhändigen. Ich freute mich ganz unbeschreiblich über dies Geschenk, fühlte mich aber trotzdem an diesem Abend in einer eigenthümlich wehmüthigen und gedrückten Stimmung und zum ersten Mal in meinem Leben kam mir der Gedanke, daß ich vielleicht meine liebe Braut in diesem Erdendaheim nicht wiedersehen und unsere Heirat nicht stattfinden würde. Ueber den Grund dieser Stimmung wußte ich mir keine Rechenschaft zu geben, da ich mich körperlich wohl und ganz gesund fühlte. Ich bin sonst stets ein Freund der heiteren Zusammenkünfte mit meinen Kameraden gewesen und habe eine gute Bowle in deren Gesellschaft gewiß niemals frühzeitig verlassen, aber an diesem Abend waren meine Gedanken so ernst und meine Ahnungen so trübe, daß ich nicht in den lustigen Kreis paßte, und unter einem Vorwande mich bald wieder zurückzog. Wohl zwei Stunden wanderte ich noch einsam in den dunklen Alleen unseres Schloßparkes umher und richtete meine Blicke oft wie fragend zu den Sternen hinauf, die in hellem Glanze

an dem reinen Winterhimmel funkelten. Es war eine bitterkalte Nacht, allein ich verspürte die Kälte nicht, so aufgeregt war mein Inneres. Was hätte ich darum gegeben, jetzt nur eine einzige Stunde in dem einsamen Oberförsterhaus in den Waldungen der Mark Brandenburg sein zu dürfen, wo ich den vorjährigen Weihnachtsabend an der Seite der geliebten Braut so glücklich verlebte. Die Wildheit und das Grausen des jetzigen Krieges, von dem leider noch gar kein Ende abzusehen war, trat mir bei diesen stillen Wanderungen wieder so recht lebhaft vor die Augen und ich verwünschte den Uebermuth und die frivole Eroberungslust der Franzosen, welche uns jetzt die Waffen in die Hand gezwungen und zum Kampfe bis auf das Aeußerste genöthigt hatten. Wann konnten wir vielleicht den ungastlichen Boden Frankreichs verlassen, der jetzt schon so viele Tausende von braven deutschen Soldaten deckte, und wie Manche von denen Allen, die den heutigen Weihnachtsabend in so heiterer Kameradschaft mit einander verbracht hatten, mußten noch zum Opfer fallen, bevor die Fahne des Friedens, zum Wohle des französischen wie deutschen Volkes wieder wehen durfte!

Ich benutzte die viele freie Zeit der nächsten Woche, um meine Tagebücher wieder so recht in Ordnung zu bringen und eine große Sendung derselben an meine liebe Mutter zu schicken. Auch mein Testament über mein geringes Vermögen, machte ich bei dem Auditeur unserer Division. Ich hatte dies bisher stets für unnöthig gehalten, jetzt aber trieb mich mächtig eine innere

Stimme dazu an. Sehr erfreulich und tröstlich war es mir, in den nächsten Tagen Gelegenheit zu finden, bei einem Feldprediger das heilige Abendmahl zu nehmen. Ich fühlte mich ordentlich froh und frei und es war mir, als würde eine große Last von meinem Herzen genommen, wie dies geschehen war. Ungemein freute es mich, daß sehr viele Soldaten der jetzt von mir geführten Kompagnie, und zwar entschieden die besten, die vor dem Feind am Muthigsten und im Dienst am Pflichtgetreuesten waren, aus freien Stücken das gleiche Verlangen nach geistlicher Stärkung und Tröstung hegten.

Am 2. Januar hatte unsere Ruhezeit in dem alten Schlosse ein Ende und wir marschirten mit frohem Muthe wieder gegen den Feind; die Muße war unserem Regiment in jeder Hinsicht vortrefflich bekommen. Viele Reconvalescenten und auch einige neue Ersatzmannschaften waren eingetreten, die übrigen Soldaten hatten sich ersichtlich erholt und auch Stiefeln und Kleidung waren soweit wieder geflickt und gefleckt, daß wir zur Noth einen Winterfeldzug damit auszuhalten vermochten. So konnten wir denn in guter, kriegstüchtiger Verfassung wie Stimmung, abermals mit Gott für König und Vaterland, in den Kampf marschiren, um endlich den französischen Uebermuth recht gründlich und hoffentlich für immer zu strafen.

Schon am 7. Januar hatten wir unweit Vendôme ein heftiges Gefecht mit den Feinden. Man muß dem General Chanzy, der die uns hier gegenüberstehenden

französischen Truppen befehligte, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er ein tüchtiger Feldherr war, welcher mit dem ihm zur Verfügung stehenden Mitteln, uns sehr kräftig entgegentrat. Es standen an diesem Tage manche reguläre französische Bataillone, die bisher in Algerien gewesen waren, uns gegenüber, und diese fochten muthig und machten uns den Sieg äußerst schwer. Mehrere Stunden dauerte der Kampf schon und wir hatten noch immer kein Terrain gewinnen können, bis endlich unsere Batterieen die Feinde so wirksam beschossen, daß diese sehr langsam und in guter Ordnung den Rückzug anzutreten anfingen. Die Ueberlegenheit des französischen Chassepot-Gewehrs, wenn dieses von alten, wohlgeübten Liniensoldaten und nicht von ungeschickten Mobilgardisten oder undisciplinirten Franctireurs gehandhabt wird, über unser Zündnadelgewehr, zeigte sich in diesem Gefecht sehr bemerklich. Auch die Gewandtheit der alten französischen Infanteristen in der Vertheidigung der Dörfer und Häuser, war diesmal wieder recht hervortretend. Allein wir wollten und mußten siegen, um diesem Kriege so bald als möglich ein Ende zu geben, und wir siegten auch schließlich und nahmen die Orte Savigny und la Chartre nach und nach in Besitz. Der kurze Januartag endete nur zu bald und machte einer sehr dunklen Nacht Platz, sonst hätten wir die sich zurückziehenden Feinde noch weit verfolgen und viele Gefangene und große Beute machen können. Freilich halb verhungerte und erschöpfte Mobilgardisten nahmen wir auch an heutigem Tage wieder Tausende gefangen, und ließen

die armen Teufel oft wieder laufen, nachdem wir ihnen die Waffen abgenommen hatten, weil wir nicht wußten, was wir mit ihnen anfangen sollten.

Ich war an dem heutigen Tage wieder sehr im heftigsten Feuer gewesen, mehrere Soldaten in meiner Nähe wurden von feindlichen Kugeln getroffen, ohne daß ich auch nur die mindeste Verletzung erhielt. Gottes Gnade hatte mich wieder so recht beschützt! Die Nacht nach dem Kampfe war schauerlich und Noth und Jammer umgaben unser Bivouak von allen Seiten. Wie manche arme Verwundete mußten hülflos in der grimmigen Januarkälte, die ganze Nacht auf dem gefrorenen Boden zubringen, da es selbst beim besten Willen nicht möglich war, ihnen die nöthige Pflege zu verschaffen. Wir hatten übrigens ein gutes Bivouak und da wir mehrere feindliche Proviantwagen erbeutet hatten, so fehlte es uns nicht an Speisen und Wein.

Nach diesem Siege marschirten wir nun in die sogenannte Perche hinein; eine Landschaft, welche mich, ihrer vielen Hecken und Gräben wegen, mit denen alle Felder durchschnitten sind, sehr lebhaft an Schleswig-Holstein, wo ich ja meine ersten Waffenthaten verrichtete, erinnerte. Das Ziel unserer jetzigen Märsche sollte die wichtige Stadt le Mans sein, durch deren Eroberung wir dann die ganze Gegend beherrschen konnten. Daß dies nicht ohne heiße Kämpfe geschehen würde, davon waren wir überzeugt und so machten wir uns denn noch auf manche blutige Tage gefaßt. Hatte Gott aber bisher unseren Waffen den Sieg stets verliehen, so

würde dies auch fernerhin geschehen, daran zweifelte wohl so leicht Niemand in unserem ganzen Heere. Noch ein paar recht wuchtige Schläge mußte die Franzosen treffen, dann war ihr Uebermuth gezügelt, sie mußten uns um Frieden bitten und zugleich eine sichere Bürgschaft geben, daß dieser Friede nicht wieder auf eine so frevelhafte Weise gebrochen würde, wie dies von Seite Frankreichs gegen Deutschland, im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte nur zu oft geschehen ist. —

Der junge Officier, nach dessen hinterlassenen Aufzeichnungen dies Werk bearbeitet wurde, sollte diesen goldenen Frieden leider nicht mehr erleben!

In dem heftigen Kampfe vor le Mans am 12. Januar, durchbohrte ihm eine feindliche Kugel die Brust, als er eben die von ihm kommandirte Kompagnie zum Sturm auf ein von den Feinden besetztes Gehöft führen wollte. Besinnungslos wurde er vom Kampfplatz fortgetragen, kam dann noch wieder auf einige Stunden zum Bewußtsein und starb am Abend im Arm eines Feldgeistlichen. Seine letzten Worte sind gewesen: „So sterbe auch ich den Soldatentod für meinen König und meine Fahne." —

Viele schöne Hoffnungen wurden mit ihm für immer zu Grabe getragen!

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Wickede, Julius <<von>>,

Ein preußischer Officier Nach den Aufzeichnungen eines im Felde Gebliebenen bearbeitet von Julius von Wickede

Bd.: 3

Hannover 1871